


DIE  TEMPELRITTER

stefan von Losa

**DER WOLF  
VON ROSLIN**

ROMAN



**Stefan von Losa**

**Der Wolf  
von Roslin**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandabbildung: akg-images  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2006  
Buch-Nr. 019798  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)

Nach seiner Odyssee quer durch Europa, den Orient und Vorderasien zieht es Henri mit seinem Knappen Sean nach Schottland zurück. Hier, von seinem Geburtsort Roslin aus, bemüht er sich um einen Schutzbrief von König Robert the Bruce, der seine lange Flucht beenden würde. Schnell gerät er jedoch in politische Händel, und nicht nur das: Roslin wird von einem unheimlichen Wolfsrudel drangsaliert, dem bereits mehrere Menschen zum Opfer gefallen sind.

# **ERSTER TEIL**

## *Anfang November 1320. Im Hafen von Edinburgh*

Der Winter war früh gekommen. Die Bucht des Firth of Forth durchzog dichter Nebel, der alles mit einer eisigen Kälte überzog – die Ufer zu beiden Seiten der Bucht ebenso wie die Häuser der kleinen Ortschaft Tantallon mit ihrer mächtigen Feste und Kirkcaldy an der felsigen, nördlichen Küste gegenüber.

Auch auf den Aufbauten des Schiffes, das jetzt lautlos wie von Geisterhand in die Bucht hineinglitt, lag der neblige Hauch des eisigen Winters. Die Takelage und die schwellenden Segel waren ebenso weiß wie das Deck. Die blau-weiß-rote schottische Fahne, die man gehisst hatte, glich einem weißen, steifen Tuch.

Und auch die beiden Gestalten, die an der Reling standen und zum Ufer blickten, wo sich im Dunst die ersten flackernden Feuer der Stadt abzeichneten, waren von einem feinen Reif überzogen, der aus nichts als Feuchtigkeit und Kälte bestand. Ihre dunkle Kleidung schimmerte in einem ebenso eisigen Weiß wie ihr Gepäck, das hinter ihnen aufgestapelt lag.

Die beiden konnten es kaum erwarten, den Hafen zu erreichen und an Land zu gehen. Ihre Reise von Zypern aus hatte sie mehr als ein halbes Jahr gekostet. Durch Stürme und Piratenangriffe war es immer wieder zu Verzögerungen gekommen. In einem Sturm hinter Konstantinopel war einmal der Hauptmast gebrochen, woraufhin der Segler sieben Tage lang richtungslos im Meer herumgetrieben war. Einem

möglichen Angriff wären sie hilflos ausgeliefert gewesen, und die kostbare Fracht aus Seide, Pelzen und Edelmetallen wäre ein Raub der Piraten geworden. Im Hafen von Palermo hatten sie schließlich auf ein Schiff warten müssen, das sie nach Bordeaux bringen konnte.

Dort, in dem französischen Atlantikhafen, der unter dem Protektorat englischer Behörden stand, waren sie im allerletzten Moment Häschern des Königs entkommen. Als englische Soldaten aufmarschierten, hatte der Kapitän des Seglers, auf dem sie angeheuert hatten, kurzerhand abgelegt, denn er war als Schotte auf die Engländer nicht gerade gut zu sprechen, ja, er hasste sie sogar noch mehr als die Franzosen.

So hatten die beiden Reisenden alle Gefahren auf ihrem Weg heil überstanden. Die mächtige *Lothian* glitt in den Hafen von Edinburgh, wo sie von einer geruderten Schaluppe in Empfang genommen wurde, deren Besatzung sie mit einem starken Tau verband und zu ihrem Landeplatz lotste, wo sie wiederum von Schauerleuten in einen Kanal navigiert und festgezurt wurde. Mit einem Zittern kam der mächtige Rumpf des Schiffes zur Ruhe; es gab noch einen letzten Ruck, dann lag der Segler still, und die Bordglocke ertönte.

Henri de Roslin und Sean of Ardchatten ließen ihr Gepäck an Land bringen. Sie selbst griffen jeder nur einen Beutel, der Dinge barg, die sie nicht aus der Hand geben wollten. Während sie von Bord gingen, winkten sie dem mutigen Kapitän, Jack Elnorck, noch einmal zu, um anschließend im Menschengewirr der Hafenanlage unterzutauchen.

»Ich bin so aufgeregt, endlich deine Heimat sehen zu dürfen, Meister!«, sagte Sean.

»Es hat lange gedauert«, erwiderte Henri. »Ich bin selbst ziemlich aufgeregt, da ich nicht weiß, was mich nach so langer Zeit erwartet.«

»Wie lange warst du nicht mehr hier?«

Henri überlegte. »Es sind jetzt dreizehn Jahre«, sagte er dann. »Es war das Jahr, in dem man unseren Orden verfolgte, und ich kam nach Schottland, um meine Geschäfte zu regeln. Damals hielt ich mich in London und in St. Albans auf, um einen Mord zu untersuchen. Das war zu einer Zeit, als wir Templer noch ein hohes Ansehen genossen und unser Bezirk das Zentrum der Hauptstadt war. Jetzt sind wir auch in England verboten. Wie es in Schottland ist, weiß ich nicht, man hört Unterschiedliches.«

»Wird man uns auf Roslin überhaupt empfangen? Ich weiß, es ist deine Burg, aber angesichts der derzeitigen Situation...«

»Nun, auch ich denke die ganze Zeit darüber nach. Ich hörte, es gibt dort jetzt einen Verwalter. Die Burg gehört mittlerweile der Gemeinde. Wie man uns aufnehmen wird, weiß ich nicht. Vielleicht wird es schwierig. Aber einige der alten Bediensteten sind mir noch immer treu ergeben, dessen bin ich mir sicher.«

»Die Menschen handeln oft unvorhersagbar wie wilde Tiere«, sagte Sean. »Du musst vorsichtig sein.«

»Das werde ich, Sean. Aber dies ist meine Heimat. Vieles von dem, was ich bin, nahm hier seinen Anfang, ich musste einfach herkommen.«

Mit ihren Beuteln in der Hand suchten Henri und sein Knappe, der seine ersten Kämpfe bereits ausgetragen hatte und kurz davor stand, den Rittergürtel zu erhalten, einen Gasthof für die Nacht. Erst am nächsten Tag wollten sie nach Roslin Weiterreisen.

Das Viertel am Hafen war dicht besiedelt. In Leith quoll Rauch aus den Kaminen der kleinen, geduckten Häuser, die sich um die halbrund angelegten, ungepflasterten Straßenzüge gruppierten. Kälte, Nebel und Qualm verbanden sich zu einer stickigen Masse, die sich schwer auf die Brust legte. Henri und Sean froren. Sie spürten noch die Wärme der vergangenen

Monate im Süden in sich und hüllten sich fester in ihre Umhänge.

Die Kathedrale St. Giles ragte über den Dächern empor, und über allem thronte die mächtige Burg. Am Bergkamm entlang streckte sich eine lange, graue Phalanx von Bürgerhäusern, und zu deren Füßen fanden die Reisenden schließlich eine ruhige, saubere Herberge. Sie verstaute ihr Gepäck und machten sich anschließend wieder auf, um irgendwo ein stärkendes Abendessen einzunehmen.

Während sie durch die Straßen gingen, stieß Henri ein Stoßgebet aus. Es galt seinen Freunden Joshua ben Shimon, der jetzt vielleicht schon in London war, wenn seine Reise zügiger vonstatten gegangen war als die ihre, und Uthman ibn Umar. Der Sarazene hatte sich von Zypern aus nach Syrien begeben, um seine Familie wiederzusehen. Henri hoffte, dass es ihm gut ging. Aber das war ungewiss. So vieles konnte geschehen. Oft wusste man nicht einmal, ob man den nächsten Tag noch erleben würde.

»Edinburgh ist verräuchert wie eh und je«, sagte Henri missmutig. »Die Einwohner nennen die Stadt deshalb auch *Auld Reekie*, die Alte Verräucherte. Nicht ganz unpassend, was meinst du?«

Sean hustete. »Gewiss nicht, Herr Henri!«

Sie gingen die düsteren Straßen hinab und blickten hin und wieder neugierig in enge Hinterhöfe. Als sie am Burkes Inn vorbeikamen, erinnerte sich Henri, dass der frühere Besitzer dieser Herberge einst Durchreisende mit Kissen erstickt und die Leichen an den städtischen Henker am Grassmarket verkauft hatte, der sie an einen obskuren Mediziner weiterverhöckerte, der tagsüber heilte und in der Nacht seziierte, was streng verboten war. Und hatte es nicht den Fall eines Ratsherrn gegeben, der eine ganze Reihe junger Frauen umbrachte? Edinburgh war eine dunkle Stadt voller

Geheimnisse, in der sich Doppelnaturen und Schatten breit machten, die sich vor allem in der dunklen Jahreszeit wohlfühlten.

Henri unterließ es, Sean davon zu erzählen, ebenso wie vom Grassmarket, den sie soeben passierten. Der Grassmarket war Marktplatz und Hinrichtungsstätte zugleich, Henri vermied es, einen Blick auf die Galgen zu werfen, die dort standen. Trotz der feuchten Kälte hielten sich am Rand des Platzes einige Bettler auf. In ihrer zerlumpten Kleidung saßen sie in der Nähe der Kneipen, die Namen wie The Luckpenny und The Last Drop Tavern trugen. Henri machte einen großen Bogen um diese Etablissements, die nur von Trinkern, Arbeitsunwilligen und Halsabschneidern bevölkert wurden. Für sich und Sean wollte er eine heimeligere Atmosphäre finden.

So gingen die beiden Männer nach Westen, durch die Candlemaker Row, wo sich die Kerzenzieher angesiedelt hatten, vorbei am alten Friedhof, hinter dessen schmiedeeisernen Toren die Grabsteine an den angrenzenden Häusern angebaut worden waren. Rücken an Rücken mit den Toten, dachte Henri, vielleicht ist dies die Eigenart der Einwohner wie der Schotten überhaupt – sie grenzen nichts aus ihrem Alltag aus. Henri fand, dass dies eine durchaus ehrenwerte Eigenschaft war.

Kurz darauf erblickten er und Sean einen Gasthof, in dem es angeblich gutes französisches Essen geben sollte. Da sie großen Hunger hatten, betraten sie die Gaststube. In dem gut geheizten Raum wischten sie sich den Kälteschleier aus Gesicht und Haaren. Henris Haupthaar war tiefschwarz, nur seinen Bart durchzogen erste graue Fäden; trotz seiner achtundvierzig Jahre stand er jedoch aufrecht und trat energisch auf. Sean schüttelte seine blonden Locken.

In einem großen Topf am Rande der Gaststube köchelte Zwiebelsuppe, in einem zweiten Hühnchen in Rotwein nach

Burgunder Art. Der Wirt erklärte, man müsse die Franzosen bei guter Laune halten, denn sie beschützten im Moment die Schotten gegen die Engländer. Henri dachte an Kapitän Jack Elnorck, der Ähnliches erzählt hatte.

Doch an diesem Abend wollte Henri von Politik nichts wissen. Er und Sean sprachen tüchtig dem Essen zu, das tatsächlich sehr gut war und sie an bessere Zeiten in Frankreich erinnerte. Während sie aßen, verfolgten sie die Gespräche der anderen Gäste.

»Der Wind pfeift heute wieder durch die Stadt wie über ein offenes Feld«, sagte einer.

Und ein anderer ergänzte: »Und wenn du die ganze Nacht wach liegst, dann hörst du ihn über dir heulen wie einen einsamen Wolf im Moor, und er tobt mit einem Getöse wie von Schiffbrüchen und einstürzenden Häusern.«

»Es ist nasskalt im Winter, rau im Sommer und chaotisch im Frühjahr. Was hat die Stadtgründer nur dazu getrieben, hier zu siedeln, auf einem jedem Wind und Wetter ausgesetzten Bergrücken?«

»Die Schwachen sterben früh, und zwischen den kalten Winden und dem klatschenden Regen beneiden wir sie manchmal um ihr Schicksal. – Dennoch, ich möchte nirgendwo anders leben!«

»Keiner von uns will das!«

»Wirt! Schenk nach!«

»So haben sie immer geredet«, flüsterte Henri Sean zu. »Zu keiner Zeit hörte ich es anders. Die Edinburgher lieben ihre Stadt und reden ständig schlecht von ihr. Das scheint eine schottische Eigenart zu sein. Denn überall hier schimpfen die Menschen auf ihr Land, doch sie würden es niemals verlassen, es sei denn, bittere Not zwänge sie dazu.«

»So, wie sie dich gezwungen hat, nicht wahr? Ich meine, hättest du Roslin je verlassen, Meister, wenn die Templer nicht verfolgt worden wären?«

»Ich glaube nicht. Aber ich konnte es mir nicht aussuchen.«

Henri wollte eigentlich noch etwas hinzufügen, wurde aber von einem anderen Gast abgelenkt, der so laut sprach, dass Henri und Sean unwillkürlich zuhören mussten.

»In den schaurigen Gassen zu beiden Seiten der High Street«, sagte der Alte mit dem zerzausten, schlohweißen Schopf, »geht nachts manchmal ein herrenloser Spazierstock um. Und erst vor zwei Nächten habe ich gesehen, wie vor mir über dem Weg eine flackernde Laterne tanzte, ohne dass sie jemand hielt. Eine Nacht später sah ich dann in der West Bow, kurz vor dem Grassmarket, ein kopfloses schwarzes Pferd galoppieren, das sich danach in Flammen auflöste.«

»Was machst du nachts auf den Straßen, Flanagan? Erträgt dich dein Weib nicht und sperrt dich aus?«

»Oder bist du der Geist des Predigers Thomas, der Unzucht mit seiner eigenen Schwester trieb und sich mit dem Teufel einließ, sodass du jetzt ohne Rast und Ruh herumlaufen musst?«

»Nichts dergleichen, meine Freunde. Aber sind wir hier in Edinburgh nicht allesamt Blüten einer leidenschaftlichen Religion, die Aberglauben heißt? Glauben wir nicht alles, was wir sehen, genauso wie das, was wir nicht sehen, was nicht sein kann und sein darf?«

»Mensch, Flanagan, du bist ja ein Poet! Das wusste ich noch gar nicht!«

»Vor allem bin ich einer, der ständig Durst hat. Wirt, noch einen Branntwein!«

Henri und Sean hatten ihr Mahl beendet. Sie fühlten sich wohl in der Gesellschaft dieser Menschen. Darin drückte sich etwas aus, das Henri lange vermisst hatte – Ehrlichkeit. Selbst

wenn es Aberglaube war, man konnte es hier äußern, ohne eine Anklage wegen Ketzerei fürchten zu müssen oder in Gefahr zu geraten, wegen seiner Gesinnung verhaftet zu werden.

Als sie gezahlt und die dampfende Gaststube verlassen hatten, empfing sie draußen wieder der eisige Nebel. Erneut hüllten sich Henri und Sean in ihre dicken Umhänge. In den Gassen war es jetzt still. Plötzlich jedoch ertönte von irgendwoher ein einzelner klagender Laut, der an entferntes Wolfsgeheul erinnerte. Spätestens da wurde Henri wieder bewusst, dass er sich hier in der Heimat der Wölfe befand. Denn so nannte der Volksmund Midlothian, die Region um Edinburgh und um Roslin. Und so mancher, der gut reden konnte, erzählte des Nachts am prasselnden Kaminfeuer Legenden von riesigen Werwölfen, die bei Vollmond erschienen und sich von menschlichem Blut ernährten.

Auch davon wollte Henri Sean nichts erzählen. Solche Geschichten würden den empfindsamen Jungen nur unnötig erschrecken. Seine Augen hatten in letzter Zeit schon genügend wirkliche Tragik, echtes Grauen und menschliche Untaten gesehen.

Am nächsten Morgen brachen sie früh auf. Der Nebel hatte sich gelichtet, und es war nicht mehr so kalt wie am Abend zuvor. Als dann plötzlich noch die Sonne hervorbrach, tauchte sie das weite Land in ein strahlendes Licht, in dem die reifbedeckte Landschaft herrlich funkelte. So liebte Henri seine Heimat.

Gewaltige Blöcke aus Buntsandstein, die den Weg der beiden Reiter ebenso säumten wie ausgedehnte Heideflächen, die von keiner Erhebung unterbrochen wurden, leuchteten plötzlich auf. Henri kannte die Moore in der Umgebung, und so vermied er es, den schmalen Pfad zu verlassen, der sich durch die

Landschaft zwischen Edinburgh und Roslin schlängelte. Unzählige Menschen waren auf Nimmerwiederssehen verschwunden.

Als der Wind unversehens zunahm und die Luft schneidend wurde, machten sie Rast in einer Höhle. Sean erzählte von Feen, Zwergen und Elfen, die hier hausten. Henri fragte sich, woher sein Knappe solche Geschichten kannte, schließlich war er seit seiner frühen Kindheit nicht mehr in Schottland gewesen. Sean wusste es selbst nicht, er behauptete aber, jedes schottische Kind kenne solche Sagen und Legenden.

Sie stärkten sich und ritten bald weiter.

Eigentlich hatte Henri bis zum Einbruch der Dunkelheit seine Lehnschaft Roslin erreichen wollen. Aber im Laufe des Tages begann es heftig zu schneien, und die Wege waren nur noch schwer passierbar. Da sie Roslin noch nicht erreicht hatten und es zu dieser Jahreszeit bereits früh dunkel wurde, blieben sie in dem kleinen Ort Dalkeith. Das Dorf war an einem Hügel gebaut, und die Abwässer flossen über die ausgetretenen Wege in einen Bach hinab, sodass es überall tüchtig stank. In der Gegend um ihr Gasthaus hatte man die Abflussrinnen allerdings mit Holzlatten zugedeckt, was den Geruch erträglicher machte. Außerdem blieben Henri und Sean in Dalkeith unbehelligt. Dennoch fragte sich Henri, was ihn in seinem Heimatdorf Roslin erwarten würde, und er konnte nicht einschlafen.

Am nächsten Morgen passierten er und Sean einige uralte Rundfestungen. Henri hatte vom Wirt gehört, dass sich sechs Jahre zuvor die Freiheitskämpfer um William Wallace darin verschanzt und den Engländern schwere Verluste beigebracht hatten. Seitdem garte es im ganzen Land. Die meisten Schotten sehnten die Unabhängigkeit von England herbei. Doch das englische Königshaus sah in ihnen nur *Outlaws*, Verbrecher, die für vogelfrei erklärt und rücksichtslos bekämpft wurden.

Immerhin akzeptierte man inzwischen die schottische Krone, die Robert the Bruce derzeit trug. Doch der Weg in die schottische Unabhängigkeit war von Gewalt und Elend gesäumt, und Henri betete für einen starken König Robert.

Noch immer schneite es. Da erblickte Henri vor sich plötzlich Spuren, die nur ein Rudel Wölfe hinterlassen haben konnte. Da der frisch fallende Schnee sie nicht verdeckte, konnte das Rudel noch nicht lange fort sein.

Henri zügelte sein Pferd und bedeutete Sean, sich still zu verhalten. Er lauschte. Doch außer dem leise fallenden Schnee und vereinzelt kleinen Schneelawinen von zugeschneiten Baumkronen war nichts zu hören. Selbst die Raben, die wie geheimnisvolle schwarze Punkte in der weißen Landschaft wirkten, blieben stumm.

»Reiten wir weiter«, sagte Henri. »Zum Glück sind wir tagsüber unterwegs. In der Nacht möchte ich hier keinem Wolfsrudel begegnen.«

»Aber das sind doch keine Gegner, wir haben, wie du weißt, schon ganz andere Feinde besiegt«, wunderte sich Sean.

»Du irrst dich, Knappe«, erwiderte Henri. »Ein Rudel hungriger Wölfe ist ungemein gefährlich. Wölfe sind überaus intelligente Raubtiere, sie wissen im Vorhinein, was du tun wirst, und sie lassen nicht locker, bis entweder du tot bist – oder sie.«

»Das kann ich nicht glauben, Herr Henri«, meinte Sean. »Das würde ja bedeuten, dass Wölfe denken können.«

»Bete dafür, dass wir den Beweis für meine Behauptung nie geliefert bekommen«, sagte Henri. »Reiten wir weiter.«

Die Stille war körperlich spürbar. Henri und Sean durchquerten einen Wald, in dem sich ihr Pfad an Felsbrocken und wild wucherndem Gestrüpp vorbeischlängelte. Henri hielt die Augen offen und sah, dass auch Sean die Umgebung mit

wachen Blicken beobachtete. Sie atmeten auf, als das Waldstück hinter ihnen lag.

Der Rest des Weges ging über offenes Gelände. Doch einfacher wurde er dadurch nicht, jedenfalls nicht für Henri, denn je weiter er sich Roslin näherte, umso widerstreitender wurden seine Gefühle.

Er erinnerte sich an seine Herkunft, seinen Eintritt in den Tempel und den Großkomtur, der ihn aufgenommen hatte. Und er erinnerte sich an die Aufnahme-prozedur. Der Generalvisitator des schottischen Ordens hatte dies besorgt. Darüber hinaus war ein Komtur mit weißen Haaren anwesend gewesen, im Hintergrund hatten die Ordensbrüder gestanden. Der junge Henri hatte ein Gelübde abgelegt, mit dem er Gehorsam und die Einhaltung der Ordensregel gelobte, dann hatte man ihm ein Bronzekreuz zum Kuss hingehalten. Anschließend hatte ihm der Komtur den weißen Mantel um die Schultern gelegt. Henri sah all dies deutlich vor sich. Aber er hatte keine Erinnerungen an seine Eltern, die ihn vom Tempel hatten erziehen lassen. Was hatte sie dazu bewogen? Er hatte es nie erfahren.

Vater und Mutter waren in Roslin gestorben und nahe der Burg beigesetzt worden. In ein paar Stunden würde Henri an ihren Gräbern stehen. Andere Familienmitglieder gab es nicht, nicht einmal entfernte Verwandte.

Jetzt, dachte Henri, werden wir sehen, ob der Kreis sich schließt. Und was darin bleibt, das es wert ist, festgehalten zu werden.

Kurz darauf teilten sich die dunklen Schneewolken, und mit einem einzigen gebündelten Strahl warf die Sonne ihr Licht auf die Burg von Roslin, den Stammsitz von Henris Vorfahren. Fast grob verhielt Henri sein Pferd, das aufwies, so sehr berührte ihn der Anblick.

Genau hier, an diesem Ort, hatte sein Leben vor achtundvierzig Jahren begonnen. Es hatte ihn in die ganze Welt geführt. Und nun, da er fast ein halbes Jahrhundert gelebt hatte, kam er an den Ort seiner Kindheit zurück, und es konnte sein, dass es für immer war.

Henri ließ sein Pferd unruhig tänzeln. Sean blickte ihn von der Seite her aufmerksam an. Er schien sich zu fragen, was sein Herr empfand.

Henri hätte darauf keine Antwort geben können. Seine Gefühle schwirrten durcheinander, ebenso seine Gedanken. Er seufzte. Dann ließ er sein Pferd antraben und legte die letzte Meile im leichten Galopp zurück.

Kurz bevor sie den Ort erreichten, erhob sich vor ihnen ein Schwarm Krähen. Er flog über ihre Köpfe hinweg und verschwand lautlos in der Weite der Moore und den angrenzenden Wäldern.

Henri kam es plötzlich so vor, als hätten die schwarzen Vögel den Ort bisher besetzt gehalten. Und nun, da der Lehnsherr zurückgekommen war, flüchteten sie, so als wäre kein Platz mehr für sie in dieser Gegend und als würde eine neue Zeit anbrechen.

Henri schüttelte den Gedanken ab. Aber etwas davon blieb in seiner Vorstellung haften. Vielleicht begann jetzt wirklich etwas Neues. Er würde seine Verhältnisse ordnen können, und damit ging auf jeden Fall etwas Altes zu Ende.

Seine Flucht würde endlich vorüber sein.

»Beeilen wir uns!«, sagte Henri zu Sean. »Ich kann es nicht mehr erwarten, in den Ort zu kommen. Es ist mir, als wäre ich nicht lange fort gewesen und die Räume in der Burg seien noch warm vom Feuer, das ich selbst entzündet habe. Und als sei es höchste Zeit, dass ich zurückkomme.«

»Auch ich kann es kaum erwarten, die Burg zu sehen!«, bekannte Sean. »So oft habe ich mir vorgestellt, wie es hier

aussehen mag. Und doch ist es ganz anders, als ich es mir ausgemalt habe.«

»Es ist so geblieben, wie es immer war«, rief Henri seinem Knappen über die Schulter zu. »Nur ich habe mich, wir haben uns verändert.«

Und sie spornten ihre Reittiere mit Rufen an und gaben ihnen die Hacken.

### *Anfang November 1320. Die Angst und die Kälte*

In der alten, verräucherten Wirtsstube von Roslin saßen die Menschen dicht an dicht. In der Mitte des niedrigen Raums brannte ein offenes Feuer. Der Winter hatte in diesem Jahr besonders früh eingesetzt, und das Eis und die Kälte erschwerten das Leben der Menschen. Was den Menschen in Roslin und Umgebung allerdings noch mehr zusetzte, war die Angst. Sie zitterten nicht nur wegen der Kälte, sie schauderten vor dem, was man sich in diesen Tagen erzählte.

Aber konnte man den Berichten trauen? Ein riesiger Wolf solle die Wälder unsicher machen, sagte man. Er habe zahlreiche Tiere gerissen und vier Bauern seien ihm schon zum Opfer gefallen.

»Vielleicht gehört das Untier den Räuberbanden, die hier seit dem Krieg überall herumziehen«, sagte der Wirt. »Die Banditen richten Wölfe ab, die ihnen den Weg freimachen. Denn eins ist sicher: Die meisten ergreifen die Flucht, sobald sie einen Wolf auch nur erblicken, und lassen Hab und Gut zurück, sodass die Halunken nur noch zuzugreifen brauchen.«

»Kein Mensch kann einen Wolf zähmen!«, rief der Koch. »Schon gar nicht einen so blutrünstigen wie diesen. Meinten nicht alle, die ihn gesehen haben, dass er größer sei als jeder Hund, fast so groß wie ein Ochse, aber auf jeden Fall so groß wie ein Kalb?«

»Das ist übertrieben«, sagte der Ortsschreiber. »Einen so großen Wolf gibt es nicht.«

»Es muss ein Werwolf sein«, sagte der Gehilfe des Vogts. »Die werden äußerst groß, das weiß jeder, denn sie sind nicht von dieser Welt und fallen nicht unter die Gesetze der Natur. Sagt man nicht auch, das Ungeheuer habe von innen geleuchtet?«

»Werwölfe gibt es nicht, das solltest gerade du wissen, Amtmann«, warf der Koch ein. »Aber drüben in Glennkiln gab es einmal einen Wolf, der sogar in Häuser einbrach. Er war so schlau, dass man ihn nicht zur Strecke bringen konnte. Schließlich verschwand er und tauchte in Stanret wieder auf. Er schien übersinnliche Fähigkeiten zu besitzen. Letztlich stellte sich dann aber heraus, dass es ein gewöhnlicher Wolf war, der allerdings schon viele Jahre auf dem Buckel hatte und daher einige Tricks kannte.«

»Wenn sie Hunger haben, hält keiner sie auf«, sagte die Frau des Ortsschreibers schauernd. »Es sind grauenhafte Kreaturen.«

»Fressen will jeder«, sagte der Koch.

»Das stimmt!«, entgegnete der Wirt. »Stellt euch vor, ihr kriegt tagelang nichts zwischen die Zähne. Wenn es nur lange genug dauert, wird jeder zum Wolf.«

»Ja, aber hast du dich schon mal in den Arm oder das Bein deines Nachbarn verbissen, nur weil die Rationen kleiner wurden? Wir sind durchaus keine Menschenfresser, mein Guter.«

Mit einem Mal war von draußen Geheul zu hören. Alle erstarrten und lauschten. Aber es war nur der sich aufbäumende Wind, der gegen das Haus drückte und durch die Ritzen der Außenmauern zog, die der Wirt nicht ausreichend mit Geflecht und Lehm abgedichtet hatte.

»Solche großen Wölfe tauchen immer dann auf, wenn eine Veränderung bevorsteht«, sagte plötzlich der Ortsschreiber in die Stille der Wirtsstube hinein. »Schon bald wird etwas

geschehen, da könnt ihr sicher sein, meine Lieben. Ein Fremder wird kommen und große Unruhe stiften.«

Einige der Anwesenden zogen hörbar den Atem ein.

»Was redest du denn da?«, fuhr die Frau des Ortsschreibers ihren Mann an. »Mach uns doch keine Angst. Es ist Winter, und es ist kalt, und draußen gibt es ein hungriges Rudel Wölfe, das ein paar Tiere gerissen hat. Das ist nicht schön, aber es ist auch alles. Der Jäger wird die Viecher erlegen. Und dann ist der ganze Spuk vorbei.«

Doch der Ortsschreiber ließ sich nicht beirren. »Einer wird kommen!«, wiederholte er beharrlich. »Ich habe es in den alten Chroniken gelesen. Alle zwanzig Jahre taucht im Winter ein Mann mit den Wölfen auf, der alles durcheinanderbringt. Die Frage ist nur, ob uns dieses Durcheinander nützen oder schaden wird.«

Draußen waren plötzlich Hufschläge zu hören, die vor der Tür des Wirtshauses innehielten. Die Gäste im Inneren verstummten. Sie starrten zur Eingangstür. Jemand kam näher. Etwas fiel zu Boden, dann ertönten abermals Schritte. Vor dem Eingang erstarben sie.

Dann wurde die Tür aufgerissen. Ein Windstoß fuhr durch die Stube, und hinter den dichten Schneeflocken, die der Wind mit sich brachte, erkannten die Gäste zunächst nicht, wer es war, der dort im Türrahmen stand. Sie sahen nur eine kantige, dunkle Gestalt, die sich schüttelte wie ein durchnässter Hund.

Als die Gestalt die Tür geschlossen hatte und alle Schneeflocken zu Boden gefallen waren, erkannten die Leute im Schankraum sie schließlich doch. Und insgeheim atmeten sie auf. Es war der Verwalter von Roslin, der laut fluchend in die Stube trat. Mit einem energischen Ruck riss sich der hochgewachsene, rothaarige Mann, dessen rechte Schläfe eine bleiche Narbe verunstaltete, den Umhang von der Schulter,

dann stapfte er zu einem der Tische und ließ sich auf eine Bank fallen.

»Was für ein Sauwetter«, zeterte er. »Ein elendes, verfluchtes Mistwetter! Bei solch einer Eiseskälte jagt man keinen Hund vor die Tür.«

»Was führt Euch dann ins Freie und zu mir, Verwalter Dunoon?«, wollte der Wirt wissen.

»Ich habe ganz gemeinen, schnöden Hunger, Wirt«, erwiderte der Verwalter und schüttelte sich erneut. »Mein Koch ist krank. Er hat irgendeine rätselhafte Krankheit, die der Medicus nicht heilen kann. Tisch mir nur schnell etwas Warmes, Dampfendes auf!«

»Kommt sofort«, sagte die Wirtsfrau und scheuchte den Koch in die Küche. »Es gibt frisches Stew vom Hammel.«

»Soll mir recht sein, wenn es nur die Kälte vertreibt!«, sagte der Verwalter. Er strich sich über die borstigen, roten Haare und sah sich in der Gaststube um. »Hier sind noch mehr Hungrige, wie ich sehe.«

Die Wirtsfrau brachte sogleich den verrußten Eisentopf, der über dem Feuer geangen hatte, und einen Holzteller. Alle sahen zu, wie sie dem Verwalter auftrug. Nachdem dieser gierig einige Löffel verschlungen hatte, fragte ein Gast neugierig: »Gibt es was Neues von den Wölfen, Verwalter? Ihr müsst es doch wissen.«

»Nichts Neues«, entgegnete Dunoon kauend. »Aber das macht mir sowieso keine Sorgen. Mit Wölfen muss man umgehen können. Die kommen und gehen.« Er schob einen weiteren Löffel Stew in den Mund, kaute, hob den Zeigefinger und sagte: »Etwas anderes bereitet mir weit größeren Kummer. Darum war mir der Ritt hierher auch sehr willkommen. Ich musste nachdenken, und das kann ich nicht, wenn ich in meiner Stube sitze.«

»Was ist es denn?«, fragte der Ortsschreiber und kratzte sich den verfilzten Bart.

»Habt ihr die Stelen gesehen?«

»Was sollen wir gesehen haben?«

»Die Stelen. Die mit den Gestalten, den Gesichtern. Sie stehen seit Tagen am Friedhof. Jemand hat sie dort abgestellt. Und ich frage mich nun, wer das war und was das zu bedeuten hat.«

»Ihr habt Recht«, sagte der Büttel. »Jetzt, wo Ihr es erwähnt, erinnere ich mich. Ich sah diese Stelen, wie Ihr sie nennt, auch. Aber ich habe nicht weiter darauf geachtet. Es sind Steine, nicht wahr, sie begehen keine strafbaren Handlungen. Also bin ich dran vorbeigeritten.«

»Hmm,« brummte der Verwalter kauend, »da sind wir offenbar gegenteiliger Meinung. Denn ich glaube durchaus, dass sie strafbare Handlungen begehen.«

»Wer?«

»Die Stelen. Ich glaube, sie werden Verbrechen begehen. Sie sind von dieser Art, das zu tun.«

»Aber Herr Verwalter«, entfuhr es dem Wirt, »was um Himmels willen meint Ihr damit?«

»Eben das, was ich sage«, entgegnete Dunoon. »Diese Stelen werden ein Verbrechen begehen. Sie haben sogar bereits eines begangen, oder besser gesagt, sie zeigen eines. Eine zumindest zeigt es ganz deutlich.«

»Was zeigt sie? So redet doch!«, flehte der Wirt. Und die restlichen Gäste nickten ihm eifrig zu.

Doch der Verwalter ließ sich mit seiner Antwort Zeit. »Das Stew ist gut, hol's der Teufel«, sagte er, und erst nach einer kurzen Pause, in der er sich genüsslich über den Bauch strich, fuhr er fort: »Nun, diese Stele. Tja, meine Lieben, die wird uns noch Sorgen bereiten. Sie zeigt Priester Wigtown, der ja, wie ihr wohl alle wisst, vor vier Monaten unter mysteriösen

Umständen von uns gegangen ist. Sein Tod hat nicht nur in Roslin für viel Wirbel gesorgt. Und nun prangt sein Gesicht auf einem dieser Steine, die am Friedhof stehen.«

»Unmöglich!«

»Aber wahr!«, sagte der Verwalter.

»Priester Wigtowns Gesicht prangt auf einem dieser Steine, Ihr meint, es wächst daraus hervor?«, fragte der Wirt.

»Nun...«

»Das müssen wir uns ansehen!«, rief der Büttel. »Wenn das stimmt, sind wir einer höchst seltsamen Sache auf der Spur!«

»Das will ich meinen«, sagte Dunoon. »Aber lasst mich euch erst mehr darüber berichten. Solchen Dingen tritt man am besten nicht unvorbereitet gegenüber.«

»Was sieht man genau auf diesem Stein?«, wollte der Gehilfe des Vogts wissen.

»Nun – Wigtown.«

»Sonst nichts?«

»Doch, an seinem Hals sieht man zudem einen Hund. Es kann auch ein Wolf sein. Er hat eine spitze Schnauze. Der Steinmetz hat ihn weniger gut ausgearbeitet als Wigtown.«

Die Wirtin machte große Augen und hielt sich vor Schreck die Hand vor den Mund. »Der Priester starb durch den Biss eines Hundes oder Wolfes!«, rief sie.

»Eben«, meinte der Verwalter. »Ist das nicht merkwürdig? Wer stellt nach einem solch tragischen Vorfall einen derartigen Stein her? Welcher Steinmetz kommt dafür in Frage? Es muss einer sein, der sein Handwerk versteht, davon zumindest konnte ich mich überzeugen. Er hat schnell und dennoch akkurat gearbeitet.«

»Und was zeigen die anderen Stelen?«, fragte der Büttel.

»Das will ich euch sagen – soweit ich mich daran erinnern kann jedenfalls. Es sind immerhin ganze zwölf Stück.«

»Was? So viele?«

»So viele, in der Tat.«

»Noch Stew?«, fragte die Wirtsfrau.

»Wie? Nein danke.« Dunoon schüttelte verwirrt den Kopf.

»Wo war ich stehen geblieben? Ach so, ja, die Stelen. Also, sie zeigen seltsame Gestalten und Gesichter. Das erste zeigt einen Mann mit einem Tatzenkreuz vor der Brust.«

»Ein Kreuzritter!«, rief jemand aus der Menge.

»Das kann ich nicht entscheiden. Es könnte auch ein Templer sein, wie der frühere Burgherr, Henri de Roslin, einer war.«

»Was aus dem wohl geworden ist?«, überlegte der Ortsschreiber. »Man munkelt, dass er die Zerschlagung des Ordens überstanden hat und anschließend in wilder Flucht durch die ganze Welt gereist ist! Ich sage euch, wenn...«

»So lasst doch den Verwalter sprechen!«, murrte der Wirt.

Als es wieder still war im Schankraum, fuhr Dunoon fort: »Also, die zweite Stele. Meine Lieben, ich sage euch, sie zeigt tatsächlich einen Kreuzfahrer. Er sitzt auf seinem Pferd, und an seiner Seite reiten zwei Knappen.«

»Und die dritte Stele?«, wollte der Büttel wissen. »Lasst euch doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

Der Verwalter kratzte die Reste aus seinem Teller, schob ihn von sich und rülpste dezent. »Die dritte Stele, ja, die dritte Stele, ihr Lieben! Sie zeigt einen Mann, der ein pochendes Herz vor sich herträgt.«

»Ein pochendes Herz? Ich denke, es ist aus Stein geschlagen! Wie kann es dann pochen?«

»Das ist symbolisch gemeint, Büttel! Es scheint zu leben, verstehst du?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich werde noch ein wenig darüber nachdenken. Erzählt uns inzwischen von dem vierten Bild. Was ist darauf zu sehen?«

»Das vierte Bild zeigt Luzifer, wie er als Engel in die Hölle hinabstürzt. Sein Mund ist weit aufgerissen, so als schreie er verzweifelt gegen sein trauriges Schicksal an.«

»Wie schaurig!«, sagte die Wirtsfrau und bekreuzigte sich.  
»Wo kommen diese Stelen bloß her?«

»Wenn ich das nur wüsste«, sagte der Verwalter. »Sie stehen jedenfalls genau dort, wo Priester Wigtown die neue Kirche bauen wollte.«

»Das wird ja immer mysteriöser!«, sagte der Ortsschreiber. Doch statt zu zittern wie die meisten anderen in der Stube, trat ein leichter Glanz in seine Augen, ganz so, als würde er sich über die schaurigen Neuigkeiten freuen.

»Da fällt mir gerade etwas ein«, meinte der Verwalter nachdenklich. »Kurz bevor Wigtown starb, nach der Messe in Bonnyrigg, erzählte er mir, dass er einen ehemaligen Kreuzfahrer kennen gelernt habe und mit dessen Geld die Kirche in Roslin bauen wolle, damit wir nicht immer in die Nachbargemeinde laufen müssen. Außerdem meinte er, dass er Steine besäße, auf denen wie in einer Chronik die Geschichte von Roslin abgebildet sei – sie erzählten, was geschehen sei und was geschehen würde. Die Steine sollten den Grundstock für den Schmuck der neuen Kirche bilden.«

»Unsinn! Das kann doch gar nicht sein! Wie kann man etwas abbilden, das noch gar nicht geschehen ist!«

»Ich weiß es nicht. Wigtown sagte es so. Ich erinnere mich ganz genau daran.«

»Munkelte man vor einiger Zeit nicht etwas über Priester Wigtown?«, sinnierte der Ortsschreiber. »Irgendwas über seine Vergangenheit? Soll er nicht Kinder gehabt haben?«

»Priester Wigtown und Kinder?« Die Wirtsfrau machte große Augen. »Mit wem soll der denn Kinder gehabt haben?«

»Mit einer Frau!«, antwortete der Wirt.

»Ach ja, was du nicht sagst. Aber mit welcher? Aus unserem Ort kam sie jedenfalls nicht.«

»Ich sage ja, irgendetwas war mit seiner Vergangenheit!«

»Ach was! Priester haben keine Vergangenheit! Zumindest nicht so eine verwerfliche. Sie leben in der Gegenwart und verkünden uns das Jüngste Gericht in der Zukunft!«

»Mit Wigtown war was! Wenn ich mich nur erinnern könnte!« Der Ortsschreiber runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach.

»Ging es nicht um einen Schatz?«, sagte der Büttel. »Brachte Wigtown nicht großen Reichtum mit, als er vor zwei Jahren hier zu uns nach Roslin kam? Oder kündigte diesen zumindest an?«

»Der Schatz der Templer!«, entfuhr es dem Ortsschreiber. »Ihr könntet Recht haben, Büttel! Wigtown war keinesfalls mittellos, als er zu uns kam. Und das ist unüblich für einen Priester.«

»Das ist überhaupt nicht unüblich! Viele Priester kommen aus adligen Familien, und die haben reichlich Vermögen.«

»Dieser nicht!«, konterte der Ortsschreiber. »Wigtown war kein Adliger. Wo er herkam, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall war er kein Adliger.«

»Schon gut, schon gut! Sein plötzlicher Tod zerschlug jedenfalls die Pläne für eine eigene Kirche für Roslin!«

»Die Umstände von Wigtowns Tod konnten bisher nicht geklärt werden«, sinnierte der Schreiber. »Zwar hat es Nachforschungen gegeben, doch die führten zu nichts. Was geblieben ist, sind Gerüchte und abergläubische Hirngespinnste.«

»Jammerschade! Diese Kirche sollte so prächtig werden! Mit einer so kolossalen Westfassade, wie man sie selbst in Edinburgh nicht kennt – so jedenfalls drückte sich der Priester aus!«

»Ihr erinnert Euch mittlerweile ja an eine ganze Menge, Verwalter«, sagte der Wirt. »Wer könnte, Eurer geschätzten Meinung nach, denn Interesse daran gehabt haben, den Bau der Kirche zu unterbinden?«

»Woher soll ich das wissen?«

»In Roslin jedenfalls niemand!«, sagte der Wirt. »Die Kirche hätte dem Ort höchstes Ansehen gebracht und vielleicht sogar unsere Märkte und Zünfte gefördert.«

»Dann wären Neider denkbar, die uns klein halten wollen!«

»Aus Gorebridge? Aus Glennkiln? Oder aus Sweetheart Castle?«

»Oder jemand aus dem Moor!«, sagte der Ortsschreiber.

»Ach was!«, sagte der Wirt. »Dort wohnt doch niemand! Zumindest kein Lebender!«

»Das stimmt nicht ganz. Das Moor ist zwar spärlich besiedelt, das gebe ich zu, aber durchaus nicht menschenleer. Dort leben mindestens fünf Moorbauerfamilien.«

»Und Räuber«, ergänzte die Wirtsfrau. »Wir wissen doch alle, dass sie sich von dort aus auf ihre Raubzüge begeben und sich anschließend wieder ins Moor zurückziehen, wohin ihnen niemand folgen mag.«

»Vielleicht bedient sich jemand dieser Räuber und dieser Hunde«, spekulierte der Ortsschreiber, »um den unheimlichen Ruf Roslins zu erhalten und zu behaupten, ein schreckliches, immerwährendes Unheil läge über unserem Ort. Und der Tempelritter sei daran schuld.«

»Oder der Priester und seine Vergangenheit!«

»Wigtown fragte mich manchmal, ob ich an Spuk glaube«, sagte der Ortsschreiber. »Ob ich nicht jenes sonderbare Wesen gesehen, oder das Bellen eines Hundes ganz in der Nähe gehört hätte, obwohl es keinen Hund gab.«

»Das fragte der Priester Euch tatsächlich?«

»Immer wieder! Besonders während der dunklen Jahreszeiten! Wir saßen oft zusammen und unterhielten uns über die Geschichte von Roslin und verschiedene Glaubensfragen. Einmal empfing er mich am späten Abend in seinem Haus am Ortsrand, wo das Moor beginnt. Als er die Tür öffnete, blickten seine Augen plötzlich starr an mir vorbei, so als sähe er etwas Entsetzliches hinter mir. Ich drehte mich um und konnte gerade noch einen schemenhaften Umriss erkennen, der mir wie ein großes, schwarzes Kalb vorkam. Die Gestalt eilte vorbei und war im nächsten Moment verschwunden. Wigtown deutete nur mit der Hand darauf, er zitterte vor Erregung. Wir gingen dann ins Haus, und ich verbrachte die halbe Nacht bei ihm. Er wollte nicht allein bleiben. Ich hielt ihn für überreizt. Er steigerte sich in seine Ängste hinein und ließ sich durch nichts beruhigen.«

»Aber Ihr habt das seltsame Tier mit eigenen Augen gesehen?«

»Nun ja, es war eher ein Schatten. Es kann eine Täuschung gewesen sein. Im Moor sieht man vieles, das in Wahrheit gar nicht da ist.«

»Aber die entsetzliche Katastrophe ist dann ja tatsächlich eingetreten. Wigtown wurde getötet, wahrscheinlich von einem Hund! Man fand seine Leiche im Moor. Sein Gesicht war angstverzerrt, die Hände zu Krallen versteift, und am Hals klafften große hässliche Wunden! Also waren seine Ängste durchaus keine Hirngespinnste!«

»Mein Gott, warum müssen ausgerechnet wir das alles durchmachen?«, entfuhr es der Frau des Ortsschreibers. »Warum wir und nicht die Leute von Bonnyrigg oder Glennkiln?«

»Ein Fluch liegt auf Roslin, das habe ich immer gesagt!«, meinte der Ortsschreiber. »Und am schlimmsten hat unser Lehnherr ihn zu spüren bekommen!«

»Der arme Herr Henri!«, seufzte die Wirtin. »Ich würde ihm mein bestes Stew kochen, wenn er nur zurückkäme.«

»Er wird schon Schuld auf sich geladen haben!«, sagte der Verwalter, »sonst hätte man ihn nicht verfolgt.«

»Die Templer hatten alle Dreck am Stecken!«, sagte der Büttel.

»Eben nicht«, sagte der Wirt. »Man verfolgt sie, weil man sie loswerden wollte, aus welchem Grund auch immer. In Frankreich sowieso, aber auch in England. Sie sind Opfer der Willkür eines verrückt gewordenen französischen Königs!«

»Sei's drum!«, sagte der Verwalter. »Die fünfte Stele zeigt eine Mutter mit ihrem Kind. Und daneben den leibhaftigen Teufel.«

»Was soll das alles bedeuten? Das ergibt doch keinen Sinn. Und diese Stelen sollen unserem Wigtown gehört haben? Hat er sie anfertigen lassen, um sie später in der Kirche anzubringen?«

»Das ist zu vermuten, er deutete es jedenfalls an«, sagte der Verwalter. »Vielleicht erwarb er sie aber von jemandem, der uns unbekannt ist. Oder man stellte sie bei ihm ab. Ich weiß nicht, woher sie kommen. Die sechste Stele zeigt jedenfalls einen Ritter, der ein hölzernes Kruzifix vor sich trägt.«

»Ist das unser Herr Henri? Mit dem Kreuz, das er zu tragen hat?«

»Ich kenne ihn nicht von Angesicht«, bekannte der Verwalter. »Daher kann ich es nicht sagen. Ich kam ja erst nach Roslin, als man ihn schon vertrieben hatte. Und in der Burg gibt es keine Abbildungen von ihm.«

»Große Gestalt, halblange, schwarze Haare, gestutzter Bart, große Augen, energisches Kinn, wohlgeformte Gesichtszüge, so hat er ausgesehen«, erinnerte sich die Wirtsfrau; ihre Stimme hatte einen schwärmerischen Ton angenommen.

Der Verwalter zuckte die Schultern.

»Seine Burg bekommt er jedenfalls nicht zurück«, sagte der Büttel. »Die bleibt im Besitz der Ortsverwaltung. Henri de Roslin gehört hier gar nichts mehr, und er müsste schon sehr viel Wohltätiges tun, um hier wieder Fuß zu fassen.«

»Die siebte Stele«, unterbrach der Verwalter den Büttel, »zeigt einen Musikanten, der einen Dudelsack spielt. Die achte Stele eine Dämonenfratze, halb Tier, halb Mensch, sie ist grünlich angemalt. Die neunte zeigt seltsame Wesen in geduckter Stellung, wieder halb Mensch, halb Dämon. Die zehnte einen Engel, der auf einer Art Flöte spielt.«

»Und das sollte Schmuck für unsere Kirche sein? Es klingt eher nach einem Gruselkabinett.«

»Was zeigt die elfte Stele?«, wollte jemand wissen.

»Sie zeigt einen Grabstein vor einer Säule. Die Inschrift ist unleserlich. Jedenfalls konnte ich sie auf den ersten Blick nicht entziffern.«

»Die zwölfte Stele zeigt dann wohl den unglücklichen Priester Wigtown und die Bestie, die ihn tötet?«, fragte der Gehilfe des Vogts.

»Sehr richtig! Ihr seid ein schlaues Bürschchen.«

»Und alle diese Steine stehen am Rand des Friedhofs? Und niemand weiß, woher sie kommen?«

»Vielleicht sind sie vom Himmel gefallen«, mutmaßte ein Stallknecht. »Viele Dinge fallen in kalten Nächten vom Himmel!«

»Sei still, John!«, fuhr ihn der Büttel an. »Du weißt gar nichts!«

»Eins ist jedenfalls sonnenklar«, sagte Dunoon. »Diese Steine haben eine ganz bestimmte Bedeutung. Und dass sie gerade jetzt auftauchen, ist ebenso bedeutsam. Wir gehen Zeiten entgegen, in denen wir sehr wachsam sein müssen, meine Lieben! Seid vorsichtig bei allem, was ihr tut! Jeder unbesonnene Schritt kann verhängnisvolle Folgen haben!«

Die Versammlung stimmte ihm zu. Im einsetzenden Gemurmel schlugen viele ein Kreuz. Aber nicht alle.

Kurz vor dem Ende der Marktzeit, als die meisten Verkäufer bereits ihre nicht verkauften Waren zusammenpackten, kam plötzlich Stallbesitzer Rooney, der am Ortsrand von Roslin wohnte, mit ausladenden Schritten herangelaufen. Er stellte sich mitten auf den Marktplatz und rief, so laut er konnte:

»Sie hat wieder zugeschlagen! Die Bestie hat wieder zugeschlagen. Sie hat mein schönstes Pferd gerissen! Der Hals ist eine einzige Wunde!«

Um Rooney sammelten sich schnell Neugierige. Sie bestürmten ihn mit Fragen. Alle redeten durcheinander.

»Erzähl doch! Erzähl doch!«

»Ist es gerade erst geschehen oder hast du es eben erst entdeckt?«, wollte die Kerzenzieherin wissen.

»Das ist doch egal!«, jammerte Rooney. »Jedenfalls haben wir nun den Beweis, dass es diese Bestie tatsächlich gibt! Sie hat mein schönstes Pferd gerissen!«

»Das sagtest du schon, Rooney! Und niemand hat daran gezweifelt. Dieser riesige Hund hat ja schon vier Menschen auf dem Gewissen!«

»Es ist kein Hund«, sagte Rooney. »Es ist ein Wolf! Er muss riesig sein. Ich sah seine Spuren im Schnee. Und er ist wahrscheinlich nicht allein, sondern wir haben es vermutlich mit einem ganzen Rudel zu tun. Die bisherigen Opfer und die große Zahl der gerissenen Tiere hat man an weit auseinanderliegenden Orten gefunden, manchmal sogar gleichzeitig. Es müssen mehrere sein, da bin ich mir eigentlich ganz sicher!«

»Holen wir den Jagdaufseher von der Burg! Diesem Unheil muss ein Ende gemacht werden!«, forderte der Schmied. »Wenn der Bursche Angst vor der Bestie hat, dann nehme ich meinen Schmiedehammer und erlege das Ungetüm allein!«

»Das wirst du keinesfalls tun!«, erhob seine Frau Einspruch.  
»Oder ich werde selbst zur Wölfin und kratze dir die Augen aus. Du bleibst gefälligst an deinem Amboss, damit wir zu essen haben!«

»Roslin war nie ein Ort für Heilige«, sagte die Kerzenzieherin.

»Was meinst du damit?«, wollte die Bäckerin wissen.

»Roslin lockt das Böse an, das meine ich damit. So war es schon immer. Priester Wigtown wusste das auch«, sagte die Kerzenzieherin.

»Gott sei seiner armen Seele gnädig!«, sagte die Bäckerin.

»So arm ist seine Seele nicht gewesen«, brummte der Schmied. »Er scheint vielmehr oft auf Abwegen gewandelt zu sein. Und die Hunde, die er hielt, das wisst ihr alle, richteten großen Schaden an.«

»Hat einer seiner Schäferhunde nicht sogar einen kleinen Jungen getötet?«, überlegte die Bäckerin laut.

»Aber ja doch«, entgegnete der Schmied. »Den kleinen James, den Sohn des Schafhirten, draußen im Moor! Wigtown hat sich selbst dafür verflucht und in einer Messe im Nachbarort sogar Luzifer angerufen! Er hat sich ausdrücklich in dessen Dienst gestellt, für den Fall, dass er James wieder lebendig machen würde! Ja, diesen Schwur tat er!«

»Und? Wurde der Junge wieder lebendig?«, fragte ein Marktbesucher, der von außerhalb gekommen war.

»Natürlich nicht!«, sagte der Schmied. »Das wäre ja noch schöner!«

»Jedenfalls hatte Wigtown etwas Unheimliches an sich. Nicht zuletzt wurde er ja von einem Hund getötet. Vielleicht war es eine seiner eigenen Bestien.«

»Das kann gut sein!«, warf die Bäckerin ein. »Was ist nach seinem Tod eigentlich mit den Tieren geschehen?«

»Die sind davongelaufen. Noch in der Nacht, in der Wigtown starb. Es hat sie in alle Winde zerstreut. Manchmal glaubt man, ihr Heulen im Moor zu hören.«

»Oder das von Luzifer!«, sagte die Bäckerin schauernd.

»Roslin ist kein Ort für Heilige!«, wiederholte die Kerzenzieherin schulterzuckend. Und mehrere der Umstehenden stimmten ihr kopfnickend zu.

»Was ist nun mit meinem Pferd?«, fragte der Stallbesitzer laut.

»Jack, lauf zum Jagdaufseher!«, rief der Schmied einem Jungen zu. »Sag ihm, er soll zu Rooneys Stall kommen. Dort gehen jetzt auch wir alle hin!« Und an die Umstehenden gewandt, fügte er hinzu: »Was war das für eine Geschichte mit dem kleinen James? Ich war damals noch nicht in Roslin.«

»Nun«, erzählte die Bäckerin. »Seine Leiche lag mit aufgerissener Kehle im Moor auf dem Weg Richtung Ayr. Der Priester selbst hat ihn dort gefunden. Er erzählte später davon. Es geschah in einer Mondnacht. Es war, so sagte er – ich erinnere mich noch heute an seine Worte –, wie es in der dunklen Jahreszeit auch die Leute in Edinburgh erzählen.«

»Was erzählen sie denn dort?«, wollte ein kleiner Bauernjunge wissen.

»Lenk die Bäckerin nicht ab, du kleiner Rotzlöffel!«, rief jemand aus der Menge.

Und die Bäckerin fuhr fort: »Der Priester hatte lautes Jammern gehört und war hinausgegangen. Dort im Mondschein hatte er dann eine kopflose schwarze Stute gesehen, die an ihm vorbeilief. Ihr wiederum war ein Hund gefolgt, völlig geräuschlos, so als flöge er, ein wahrer Höllenhund. Der Priester sagte, die Bestie habe ihm einen Moment lang den Kopf zugewandt, und es war ihm gewesen, als überlege sie, ob er es wert wäre, sich ausgiebiger mit ihm zu beschäftigen. Wigtown sagte, dieses übergroße, schwarze

Tier sei größer gewesen als jeder Jagdhund, den er je gesehen hatte, seine Augen hätten geglüht wie Kohlen im Feuer, und von seinem Kiefer sei Blut getropft. Wigtown muss dieser Anblick über die Maßen erschreckt haben, denn seit dieser Nacht durchzog eine breite Strähne schlohweißen Haars seinen pechschwarzen Schopf.«

»Dieser Hund, von dem Wigtown kurz vor seinem Tod erzählte, könnte es der gleiche sein wie der, der jetzt in Rooneys Stall gewütet hat?«

»Wenn ihr die Spuren seht, Leute, werdet ihr es selbst beurteilen können«, sagte Rooney.

»Auf jeden Fall liegt Ungemach in der Luft«, sagte die Frau des Schmiedes. »Das könnt ihr mir glauben. Wigtowns unnatürlicher und blutiger Tod war nur ein Zeichen. Da es einen Mann der Kirche traf, gehe ich jede Wette ein, dass Luzifer seine Hand im Spiel hatte. Wigtown hatte sich dem Bösen verschrieben. Und er wurde dafür bestraft.«

»Von wem?«

»Von einem riesenhaften Hund natürlich.«

»Aber dieser Hund muss doch einen Herrn haben.«

»Ein Höllenhund braucht keinen Herrn.«

»Wir können nur beten, dass der Fluch bald ein Ende hat«, sagte die Kerzenzieherin. »Jedenfalls gehe ich nicht mehr allein über das Moor. Denn dort haust das Böse, das ist gewiss.«

»In Edinburgh erzählt man sich auch von seltsamen Geräuschen, die des Nachts in der Nähe des Grassmarket zu hören sind, ohne dass jemand zu sehen wäre. Und von tanzenden Lichtern, die hier und da herumfliegen.«

»Das sind Moorlichter, das weiß jeder. Sie verselbständigen sich. Und bei den Geräuschen handelt es sich um das Schmatzen des Moors. Besonders in hellen Mondnächten scheint es dort viele Münder zu geben.«

»Hört bloß auf! Mir wird ganz seltsam!«, rief die Bäckerin.  
»Warum muss man immer wieder an diese Dinge erinnert werden? Reicht es nicht, seinen Alltag in dieser harten Zeit geregelt zu bekommen?«

»Mein schönstes Pferd ist gerissen worden!«, klagte Rooney erneut.

»Lasst uns endlich losgehen, sonst frieren wir hier noch an«, sagte der Schmied. »Du kannst unterwegs weitererzählen, Rooney.«

»Es gibt nichts mehr zu erzählen! Jetzt muss gehandelt werden!«

Und so setzte sich das Marktvolk in Bewegung. Es waren zwanzig Leute, die zum Stall von Rooney gingen. Sie blieben eng beieinander. Obwohl es taghell war und die Sonne an diesem Tag sogar oft hinter den grauen Schneewolken hervorlugte, spürten sie eine drohende Gefahr auf sich lauern.

Sie überquerten den Platz vor dem Gemeindehaus, passierten die beiden größten Schafställe, vor denen dampfende Misthaufen lagen, und erreichten am Ende der Straße schließlich den Pferdestall.

Schon von weitem erblickten sie die Spuren im Schnee. Sie stammten eindeutig von einem Wolf, waren aber so groß, wie es noch keiner von ihnen gesehen hatte. Einige waren blutdurchtränkt und hatten grausige Male im weißen Schnee hinterlassen.

Es war ein gespenstisches Bild. Die Bewohner von Roslin wussten nicht, was sie dazu sagen sollten. Sie blieben einfach stehen und bekreuzigten sich. Diesmal taten es alle.

*Anfang November 1320. Die Burg von Roslin*

Henri ritt durch das untere Tor in die lange Allee ein, die zur Tiefenburg führte. Neben ihm verstaute Sean gerade seine Lochflöte im Mantelsack und versank sodann in den Anblick des imposanten Gemäuers. Eine vergleichbare Burg hatte er noch nie gesehen. Nur wenig erhoben stand sie am Ende des lieblichen Tals der Esk, die in den Moorland Hills entsprang. Die vier Rundtürme schlossen einen achteckigen Wohnbau ein, der einen Palas mit prächtigen Fensterreihen besaß.

»Hier ist es aber schön!«, sagte Sean, nachdem er einen anerkennenden Pfiff ausgestoßen hatte.

Die Hufe der Pferde versanken im welken Laub, das den Weg bedeckte, und so ritten die Ankömmlinge lautlos dahin, während sich die Kronen der alten Bäume über ihren Köpfen zusammenschoben. Am Ende der Allee stand der ansehnliche Bau, der seit vier Generationen die Heimstätte derer von Roslin war.

Henri und Sean gelangten an einen großen Rasenplatz. Im schwindenden Licht des frühen Abends glühten überall Lichter auf, die soeben angesteckt wurden. Der von Efeu überwachsene Mitteltrakt der Burg war von Zinnen gekrönt. Darauf flatterte noch immer die Fahne der Familie, obwohl Henri verstoßen war und seine Linie mit ihm aussterben würde. Die Seitenflügel bestanden aus dunklem Granit, das von der Feuchtigkeit schimmerte. Die altertümlichen Fenster waren mit hölzernen Läden geschlossen oder mit Ledervorhängen bedeckt, aber die Lichter drangen dennoch

hindurch. Und aus den schmalen Kaminen stieg der grauweiße Rauch zum Himmel empor.

Ein alter Mann trat ihnen in der Einfahrt entgegen, die mit einer Eisenkette abgesperrt war. Soldaten waren nicht zu sehen. Der Alte machte große Augen und rief in höchster Erregung:

»Sir Henri! Ihr seid es! Endlich seid Ihr zurückgekehrt!«

Henri erkannte den alten Mann, der auf ihn zugestürzt war, sofort. Es war Andrew, der Stallmeister. Er begrüßte ihn herzlich, gemahnte ihn aber, leise zu sprechen. Er wollte nicht als Burgherr begrüßt werden.

»Ich bin nur ein einfacher Gast, Andrew«, sagte Henri.

»Dennoch willkommen, Sir! Der Gästeflügel gehört Euch und Eurem jungen Begleiter!«

»Es ist mein Knappe, Sean of Ardchatten. Er hat zu Jahresbeginn seinen ersten Kampf geschlagen und wird bald den Rittergürtel tragen.«

»Herzlichen Glückwunsch, junger Herr!«

»Danke, Andrew!«

»Werden wir im Gästeflügel allein sein?«

»Der Gästetrakt steht leer. Meine Frau und ich werden Euch jeden Wunsch von den Augen ablesen!«

»Wer führt die Burg heute, Andrew?«

»Ein Verwalter namens Dunoon. Er hat eine Frau und zwei Kinder. Mit Ausnahme eines neuen Stallmeisters arbeitet hier ansonsten noch das gesamte alte Personal, das Ihr kennt, Sir Henri! Einige sind allerdings auch weggegangen, sie konnten nicht ertragen, dass man Euch so übel mitgespielt hat!«

»Kann man Dunoon trauen?«

»Wie meint Ihr das, Sir?«

»Ich... nun, egal. Ich will dir und den anderen nicht meine Probleme auflasten. Ich werde mich einfach nicht zu erkennen geben. Bitte erkläre das den anderen. Wer mich kennt, soll

Stillschweigen bewahren. Ich will kein Aufsehen erregen und keine Unruhe nach Roslin bringen.«

»Ich Sorge dafür. Offiziell gehört Eure Burg jetzt übrigens der Grafschaft Midlothian – es ist eine Schande! Aber in Schottland ist der Orden nicht verboten worden, Sir! Wir haben die Order des Papstes nicht befolgt.«

»Das ist gut zu hören, Andrew! Ich will dennoch vorsichtig sein. Ich will mit der Obrigkeit nicht in Konflikt geraten, denn ich trage nicht nur für mich Verantwortung. Aber es ist dennoch schön, zu Hause zu sein, von Vertrauten umgeben, die mich nicht verurteilen, nur weil ich das weiße Habit mit dem roten Tatzenkreuz getragen habe.«

»Gott bewahre, Sir! Hier in Roslin gelten die Templer noch immer etwas. Wir haben schon überlegt, Roslin in Temple umzubenennen, wie es eine Nachbargemeinde im Westen getan hat. Aber dann siegte doch die Achtung vor Eurem Familiennamen! Wir haben jedenfalls den größten Respekt vor dem Orden – und vor seinem besten schottischen Vertreter, Henri de Roslin!«

»Danke, Andrew! Und nun zeig uns bitte unsere Zimmer.«

»Sofort, Sir Henri. Soll ich den Verwalter davon informieren, dass Gäste angekommen sind?«

»Tut, was Euch das wenigste Ungemach bereitet, Andrew.«

»Dann speist am Abend am besten gemeinsam mit dem Verwalter im Kaminzimmer, Sir Henri! Dunoon wird sich über etwas Unterhaltung freuen. Die Abende in der dunklen Jahreszeit sind hier äußerst trübselig, wie Ihr wahrscheinlich noch wisst.«

»Gut! Kündigt uns an. Wir sind – sagen wir – Kaufleute aus Paris, die früher in London gelebt haben.«

»Sehr wohl, Sir!«

Henri und Sean betraten den Gästetrakt und wurden in einen Saal geführt, den Henri als junger Mann selbst mit ausgestattet

hatte. Die Haupthalle war breit und hoch, schwere Querbalken aus dunklem Eichenholz an der Decke trugen das darüber liegende Stockwerk. Ein Kronleuchter hing über einen Bohlentisch, und in dem großen Kamin an einer der Längswände prasselte bald schon ein wärmendes Feuer, vor dem sich die Gäste gerne wärmten. Die hohen, schmalen Fensteröffnungen waren mit buntem Glas gefüllt worden – ein wahrer Luxus. Henri erinnerte sich lebhaft, wie der damalige Kammerdiener ihn angefleht hatte, sie wegen der oft eisigen Temperaturen in dieser Gegend einbauen zu lassen.

Die Wände schmückten zahlreiche Wappen der Roslins, die ihre Familie bis ins 6. Jahrhundert zurückverfolgen konnten. Und auf zwei großen Porträts waren Henris Eltern abgebildet. Das milde Licht der Kerzen, die an zahlreichen Wandhaltern flackerten, verlieh dem Raum eine gemütliche Atmosphäre, die Wärme und Vertrauen ausstrahlte.

Henri und Sean verstaute ihr Gepäck. Kurz darauf rief Andrew sie auch schon in den Wohnturm, wo der Verwalter sie begrüßte. Er schöpfte keinerlei Verdacht und nahm ihnen ihre Maskerade ungefragt ab. Henri beschloss, sich erst dann zu offenbaren, wenn er den Charakter des Mannes ausgiebig erkundet hatte. Denn offenbaren musste er sich. Auf Dauer würde es ihm unerträglich sein, sich in seinem eigenen Haus verstecken und als Gast gebärden zu müssen.

Die Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen und tuschelte. Die Mädchen vollführten Knickse, und die Männer bekamen rote Wangen, sobald Henri in ihre Nähe kam. Ein alter Kammerdiener namens Graham, den Henri einst persönlich eingestellt hatte, trat spontan vor und küsste seinem Herrn die Hände. Henri legte ihm freundschaftlich die Hand auf die knochige Schulter und bedeutete ihm mit einer kleinen Geste, Stillschweigen zu bewahren.

Im großen und schönsten Saal der Burg, dem Palas, empfing sie Verwalter Dunoon mit seiner Frau und den beiden Kindern. Henri schaute sich um. Nichts schien verändert. Bilder und Wappen befanden sich noch am alten Platz. Nur von ihm gab es kein Porträt. Im Augenblick war ihm das recht, denn so erkannte ihn der Verwalter nicht.

Der rothaarige Mann, dessen bleiche Narbe an der Schläfe wie eine verzweigte Ranke wirkte, war aufgestanden und kam ihnen entgegen. Er wirkte leutselig und genoss es ganz offensichtlich, in die Rolle des Gastgebers zu schlüpfen. Mit einladenden Gesten eskortierte er Henri und Sean in den angrenzenden Speisesaal. Während sie an der gedeckten Tafel Platz nahmen, bemerkte Henri, dass im Hintergrund Bewaffnete an den Wänden standen. Das versetzte ihm einen Stich. Dies war seine Burg! Seine Heimat! Und nun wurde er hier beobachtet, von fremden Soldaten, die nicht zögern würden, die Waffen gegen ihn zu erheben!

Aber er nahm sich zusammen. Er hatte schon schwierigere Situationen durchgestanden.

Dunoon wollte wissen, woher seine Gäste kamen und wohin es sie zog, und Henri tischte ihm die Geschichte auf, die er für solche Fragen parat hatte. Er stellte sich als schottischer Tuchhändler John Peacott vor und Sean als seinen Gehilfen Tom. Sean spielte mit und erzählte leutselig von seinen amourösen Abenteuern in Nordfrankreich.

Henri hatte das Gefühl, die Bewaffneten rückten immer näher. Aber das bildete er sich wohl nur ein. Um dem Geplänkel ein Ende zu bereiten, fragte Henri, wie es zurzeit um die Burg und ihre Ländereien bestellt sei. Dunoon ging offen auf diese Frage ein und verfiel dabei allmählich in einen untertänigen Ton, ganz so, als erstatte er seinem Lehnsherrn am Jahresende Meldung. Ganz langsam und unbemerkt hatte sich Henris natürliche Autorität durchgesetzt.

Als Dunoon geendet hatte, nickte Henri. »Wir waren lange im Ausland«, sagte er. »Unsere Geschäfte haben uns viele Jahre in Frankreich aufgehalten, deshalb kenne ich die Situation der Kaufleute, und besonders der Tuchhändler, hier in Schottland nicht sonderlich gut. Stehen Handelsleute unter dem Schutz der Regierung?«

»Ich werde Euch Eure Frage gerne beantworten«, sagte Dunoon. »Doch lasst uns zunächst mit dem Essen beginnen. Sicher seid Ihr hungrig von der Reise.«

»Das ist wohl wahr«, entgegnete Henri.

Daraufhin klatschte Dunoon zweimal laut mit den Händen. Die Türen zum Speisesaal öffneten sich, und eine lange Reihe von Bediensteten zog herein, die silberne Schüsseln und Tablett mit Braten und verschiedenen Beilagen auftrugen. Unter ihnen entdeckte Henri auch Andrew und Graham. Es beruhigte ihn, die vertrauten Gesichter zu sehen.

»Greift zu!«, sagte der Verwalter. »Es ist Wild aus den umliegenden Wäldern, die zum Lehensgut der Burg gehören.«

Henri und Sean aßen mit gesundem Appetit. Und Henri erinnerte sich daran, wie er früher oft in dieser Gegend Wildschweine und Rotwild erlegt hatte.

»Um auf Eure Frage zurückzukommen, Herr John«, sagte Dunoon plötzlich. »Wir haben eine fähige Regierung. Wie Ihr vielleicht wisst, sind wir gerade unabhängig geworden. Es ist noch nicht lange her, gerade zwei Monate. König Robert der Erste erreichte die Loslösung von England mit der Deklaration von Arbroath.«

»Das ist ja großartig!«, schwärmte Henri.

»Aber unsere Unabhängigkeit und Freiheit in den Grenzen, die wir bestimmen, müssen von England noch garantiert werden – erst dann sind wir wirklich frei. Und dem neuen König Edward sagt man nach, dass er für alle wichtigen Entscheidungen immer sieben Jahre braucht.«

»Immerhin sind die Schlachten beendet«, meinte Henri.

Dunoon nickte zustimmend. »Noch vor Jahren wütete ein schlimmer Bürgerkrieg. Auch hier in Roslin bekamen wir ihn zu spüren. Wir wurden belagert, Engländer quartierten sich ein, dann mussten wir auf der Burg von unseren Vorräten leben, denn vier Jahre lang verwüsteten die Kämpfe unsere Ernten. Ein Aufständischer namens William Wallace führte alle Männer in die Schlacht, vor allem das gemeine Volk, darunter zahlreiche Bauern und Handwerker.«

»Ich kenne diesen Namen«, meinte Henri. »Ich glaube sogar, ich habe ihn vor beinahe zwanzig Jahren einmal getroffen, es war in Heresford, und er suchte nach dem heiligen Stein, auf dem die schottischen Könige gekrönt werden.«

»Er war ein wilder Geselle. Wallace hatte einen englischen Lord in einem privaten Streit erschlagen und trat nun die Flucht nach vorn an. Er galt als Outlaw, diese Schmach konnte er nur auf dem Schlachtfeld tilgen. Bei Stirling vertrieb er die Engländer, verfolgte sie bis Newcastle-on-Tyne und rieb sie auf, es war ihre erste vollkommene Niederlage. Diese Schlacht brachte uns die Unabhängigkeit. Wenn Wallace den Widerstand nicht angezettelt hätte, wären wir heute noch den Engländern ausgeliefert. Aber im Vertrauen gesagt, sie geben hier immer noch den Ton an. Sie versuchen es nicht mehr mit Gewalt, dafür mit immer neuen Gesetzen. Sie haben die Unabhängigkeit noch nicht bestätigt. Der Krieg ist noch lange nicht vorbei.«

»Was wurde aus diesem Wallace?«, wollte Henri wissen.

Dunoon schüttelte betroffen den Kopf. »Nach seinem Sieg erhob man ihn zum Reichsverweser, zum Regenten für den noch zu suchenden König der Schotten. Unweit des Viehmarktes von Falkirk stellten ihn über Jahresfrist jedoch die zurückkehrenden englischen Truppen. Genau dort, wo die Herden aus dem Hochland herabgetrieben werden, um in

Glasgow und Edinburgh verkauft zu werden. Und wie diese trieb man die versprengte Herde der schottischen Kämpfer zusammen.«

Henri nickte. »Diese Gegend kenne ich. Ich war schon einmal dort. Das Land ist dort zwischen zwei tiefen Einschnitten der Fjorde nur zwanzig Meilen breit.«

»Und genau dort unterlagen wir der Übermacht. Die Unsrigen stürzten von den Klippen. Daraufhin gab der schottische Adel auf. Er ließ Wallace fallen, der nun wieder vogelfrei war. Die Engländer schnappten ihn schließlich in Robroyston bei Glasgow. Er hat von allen wahrhaftig das schwerste Los erwischt.«

»Inwiefern?«

»Er wurde vor sieben Jahren in London in einem Schauprozess zum grausamen Tod als Hochverräter verurteilt. Der Prozess war eine Schande. Aber die englische Siegerjustiz macht immer, was sie will.«

»William wurde also als Hochverräter hingerichtet?«

»Er wurde von Pferden zur Richtstätte geschleift und dort an den Füßen aufgehängt. Dann schlitze man ihm bei lebendigem Leib den Bauch auf, vierteilte den immer noch Lebenden und stellte Kopf und Gliedmaßen zuletzt in ganz London verteilt zur Schau.«

»Unsere Zeit hat grausame Gesetze«, sagte Sean schauernd.

Dunoon nickte. »Mit dem Tod Williams war der Widerstand in Schottland zunächst beendet. Die Engländer hatten gesiegt, König Edward triumphierte.«

»Wie kann das sein?«, fragte Sean. »Ihr sagtet doch gerade, Schottland sei zurzeit gewissermaßen unabhängig.«

»Das sagte ich in der Tat, und dem ist auch so. Denn ein Jahr später erhielten unsere Aufständischen einen neuen Anführer, der für die Engländer weitaus gefährlicher war als William Wallace. Es war Robert Bruce, Sohn des Lords of Anandale,

der Enkel des Thronanwärters – unser heutiger König. Er rief uns zum Kampf gegen die Engländer auf, ließ sich mit Hilfe der Macduffs, der Earls of Fife, zum Bischof von Glasgow ernennen und zum König von Schottland krönen und sammelte eine Armee um sich. Daraufhin wurde es viele Jahre lang ziemlich ungemütlich in unserer Heimat.«

»Ich hörte im Ausland immer wieder von Gemetzeln.«

»So muss man das nennen. Auch nachdem König Edward gestorben war und sein untüchtiger Sohn an die Macht kam, ging der Kampf weiter, sein Nachfolger rüstete noch mehr auf. In einer Entscheidungsschlacht wurde England allerdings erneut geschlagen – das war vor sechs Jahren bei Bannockburn. Und vor kurzem fiel die letzte englische Festung, Berwick am Meer.«

»Ich erinnere mich«, sagte Henri. »In Frankreich sprach man tagelang davon. Es war ein Blutbad auf beiden Seiten.«

»Wie es mit Schottland weitergeht, steht in den Sternen«, sagte Dunoon, während er sich noch etwas Braten auflegen ließ. »Wir vertrauen auf die Durchsetzung der völligen Unabhängigkeit. Aber die Engländer stehen hier noch immer in Waffen. Manche meiner Landsleute sehen die Franzosen als neue Retter an, sie wollen sich mit ihnen verbünden. Es kommt immer häufiger zu Akten der Piraterie, zu regelrechten Seeschlachten. Als Schotte weiß man oft nicht mehr, zu wem man halten soll. Wenn man doch einmal nur für einen Moment seiner eigenen Zeit entfliehen und aus der Zukunft einen Blick zurückwerfen könnte. Dann wüssten wir, was zu tun ist.«

»Einen solchen Blick möchte ich lieber nicht wagen«, meinte Henri leichthin im Plauderton. »Stellt euch vor, uns blüht ein Schicksal wie William Wallace! Wir könnten doch fortan keine Stunde mehr ruhig schlafen! Vielleicht würden wir uns aus Gram sogar selbst entleiben! Angesichts solcher

Aussichten pflege ich lieber meine relative Unwissenheit, sie gewährt mir ein gewisses kindliches Vertrauen.«

»Gut gesprochen, Herr John. Nur mit einem solch kindlichen Vertrauen in das Leben kann man existieren, selbst wenn es einen manche drohenden Gefahren übersehen lässt.«

Sie sprachen eine Weile dem Braten zu und schwiegen kauend. Henri war jedoch über die Maßen neugierig, er wollte mehr über die Lage in seiner Heimat erfahren. Also schob er nach einer Weile seinen Teller zurück und fragte nach.

Dunoon gab sich geschmeichelt. Er genoss es, einem so weit gereisten Kaufmann wichtige Auskünfte erteilen zu können.

»Bleibt Gast auf der Burg, solange es Eure Geschäfte in Edinburgh und Roslin notwendig machen«, sagte Dunoon. »Wie sich Euer Handel hier entwickeln kann, weiß ich leider nicht. Unser alter König Edward hat einen Dauerzoll auf alle Waren erhoben, die aus- und eingeführt werden, sogar die Woll- und die Tuchausfuhr sind mit Zöllen belegt. Dies dürfte Euch zu schaffen machen, Herr John.«

»Eine solch rüde Fiskalpolitik kann sich nicht lange halten, das weiß ich aus Erfahrung«, meinte Henri. »Daran sind schon andere gescheitert.«

Dunoon nickte. »Es hat sich tatsächlich schon Widerstand dagegen gebildet. König Robert wettet jeden Tag gegen diese Maßnahmen des englischen Königshauses. Und Robert Winchelsey, der Erzbischof von Canterbury, hat alle Bischöfe aufgerufen, Steuerzahlungen gänzlich zu verweigern, denn auch die Kirche soll bluten. Man fordert Respekt gegenüber den alten schottischen Freiheiten und die Zusicherung, besondere Abgaben nur noch mit Zustimmung aller Betroffenen zu erheben. Aber wer stimmt schon erhöhten Geldausgaben freiwillig zu!«

»Werden die Bischöfe sich durchsetzen, was meint Ihr?«

»Wahrscheinlich. Denn König Robert, der ja einst Bischof von Glasgow war, treibt sie immer aufs Neue an. Er unterhält gute Beziehungen.«

»Ist König Robert stark genug, um sich gegen die Anfeindungen der Engländer und auch der Franzosen durchzusetzen?«

»Man sagt, dass er ein Bündnis mit Frankreich sucht. Aber ich halte das für verhängnisvoll. Man treibt den Teufel nicht mit dem Beizebub aus!«

»Schottland muss sich einig sein, alle wichtigen Männer müssen mitziehen«, meinte Henri. »Nur dann können wir eine wirkliche Unabhängigkeit erzielen.«

»Nun, glücklicherweise müsst Ihr Euch nicht wirklich mit diesen Problemen herumschlagen, Herr John, nicht wahr?«

Dunoon blickte Henri mit, wie Henri glaubte, unverhohlener Neugier an, der auch ein leichtes Misstrauen zugrunde lag. Aber möglicherweise täuschte er sich auch, denn er war es gewohnt, immer auf der Hut zu sein.

Und so erwiderte er so gelassen wie möglich: »Ihr habt ganz Recht, Dunoon. Als Tuchhändler steht man auf einer eher ungefährlichen Seite des Lebens. Preise, Märkte und Gewinn sind nur selten tödliche Waffen. Aber sie können einen Mann durchaus in den Wahnsinn treiben. Daher frage ich mich oft, ob ein handfester Kampf nicht zuweilen besser wäre als das nervenaufreibende Gerangel um die besten Waren zu den besten Preisen.«

Dunoon lachte. »Ihr nehmt es mit Humor, wie ich sehe.«

»Zumindest den sollte man sich in tristen Zeiten wie diesen erhalten, nicht wahr?«

»Wohl wahr, wohl wahr. Wie wird sich Euer Tagesablauf gestalten, Herr John? Ich frage, weil ich in dringenden Angelegenheiten immer wieder mal nach Edinburgh muss, Ihr

seid Euch also notgedrungen selbst überlassen, was meiner Vorstellung von Gastfreundschaft eigentlich widerspricht!«

Henri war das nur recht. »Macht Euch darum keine Gedanken«, sagte er deshalb. »Wir werden uns schon selbst helfen können. Wir stehen auf eigenen Füßen, unabhängig – wie das junge Schottland, könnte man sagen.«

Alle lachten. Selbst die Frau des Verwalters, die bisher geschwiegen hatte. Sie wirkte recht verhärtet mit ihrem grauen Teint und den zahlreichen kleinen Fältchen um die schmalen Lippen, die ihr einen verkniffenen Ausdruck verliehen. Man plauderte noch über dieses und jenes, vor allem über das herbe schottische Wetter, bis Henri und Sean sich in ihre Zimmer im Gästetrakt zurückziehen wollten, um sich von der Reise auszuruhen. Dunoon verabschiedete sie mit warmen Worten und blickte zufrieden.

Als sie allein waren, fragte Henri seinen Knappen, was er von Dunoon hielte. Sean, der inzwischen etwas bedächtiger und damit ein Stück erwachsener geworden war als noch vor Jahren, überlegte einen Moment. Dann sagte er:

»Er will beeindruckt, obwohl er, abgesehen von schottischer Geschichte, nicht viel weiß. Er geht ganz in seinen Angelegenheiten auf und fühlt sich wohl als Verwalter deiner Burg, Meister. Ich halte ihn für harmlos.«

»Dann denkst du so wie ich. Ich freue mich, dass wir einer Meinung sind.«

»Aber wir müssen dennoch auf der Hut sein«, fügte Sean hinzu. »Denn deine Vergangenheit hängt hier als lebendige Erinnerung in jedem Raum. Ich weiß nicht, ob es so gut war hierher zu kommen, wo dich so viele Menschen kennen. Ein falsches Wort, und unsere Tarnung fliegt auf. Und dann?«

»Es wird schon gut gehen«, beruhigte Henri seinen Knappen. »Mit diesem Problem werde ich fertig. Du weißt, dass ich hierher zurückkommen musste.«

»Ja, ich weiß. Seltsamerweise fühle auch ich mich hier in Roslin und auf der Burg fast wie zu Hause. Das mag daran liegen, dass ich kein eigenes Zuhause habe – meine Heimat ist so lange ich zurückdenken kann der Tempel gewesen.«

»Das war immer eine gute Heimat. Aber jetzt sind wir hier in Roslin. Wir werden uns einrichten, mein Sean. Auch für dich wird dieser Ort zur Heimat werden.«

»Das wäre schön, Meister!«

Die Nacht blieb ruhig. Aber Henri konnte trotzdem nicht einschlafen. Er lauschte Seans Schlafgeräuschen aus dem Nachbarzimmer, das durch eine Zwischentür zu erreichen war, die offen stand.

Henris Gedanken gingen durcheinander. Die Gegenwart war dunkel und undurchsichtig. Die Vergangenheit schmerzte ihn. Er sah sich als jungen Mann auf der Burg seiner Vorfahren. Es war immer seine Burg gewesen. Nach dem frühen Tod seiner Eltern, an die er nur undeutliche Erinnerungen besaß, wurde von ihm erwartet, dass er die Linie der Roslins fortsetzte. Als Tempelritter wiederum war er gehalten, keusch zu leben. Die Tage, die er auf seiner Burg verbracht hatte, ließen sich außerdem an den Fingern abzählen, es waren nicht viele gewesen.

Henri schwindelte, wenn er daran dachte, wie schnell die Jahre vergangen waren. Er war von einem Abenteuer ins nächste gestürzt. Vom Abendland ins Outremer, von Frankreich nach Konstantinopel, von England nach Palästina. Er war nie zur Ruhe gekommen.

Und jetzt?

War es jetzt nicht längst zu spät für einen Neuanfang?

Er hatte keine Nachfahren. Sein Name war beschmutzt. Seine Familie geächtet. Geschwister besaß er keine. Er eilte von Versteck zu Versteck. Sein Leben war ein Scherbenhaufen.

Henri seufzte auf und starrte in die Dunkelheit. Nur der Mond, der die weiten, schneebedeckten Flächen erhellte, sorgte für ein diffuses Licht in der Kammer. Henri sagte sich, dass er in den nächsten Tagen hier in Roslin klären musste, wie es in seinem Leben weitergehen sollte. Er musste eine Entscheidung treffen.

Draußen bogen sich die kahlen Bäume im Wind, der in der Nacht aufgekommen war. Hinter ihren Wipfeln konnte man im diffusen Mondlicht Felswände erahnen. Rechts und links davon erstreckte sich die Weite des Moors. Als kleiner Junge war er immer wieder ins Moor gelaufen, hatte dort gespielt und die ihm nur halb bewussten Gefahren dieses Spielplatzes genossen.

Plötzlich meinte Henri, dass sich draußen etwas bewegte. Er schaute genauer hin. Ein dunkler Schatten huschte in Richtung Moor. Oder war es nur der Schatten einer Wolke gewesen?

In der Burg herrschte Totenstille. Nur ein gedämpftes Kratzen in der Wand war zu hören. Wahrscheinlich Mäuse, dachte Henri, es ist kalt, und die Tiere suchen warme Räume und die Nähe der Menschen, genauso wie diese. Er erinnerte sich, schon als Junge Mäuse und Marder gejagt zu haben, die im Mauerwerk nisteten.

Es war so lange her!

Nach einer Weile überfiel Henri doch die Müdigkeit. In seinen Ohren rauschte nur noch der Eigenlaut der Stille. Henri zog sich aus und schlüpfte unter die Decke. Der nächste Tag erschien ihm so fern wie die soeben erinnerte Vergangenheit.

*Anfang November 1320. Wölfe*

Das strahlende Sonnenlicht des nächsten Morgens ließ alles in einem neuen Licht erscheinen. Henri erwachte tatendurstig und rüttelte Sean mit vielen Scherzen auf den Lippen wach. Der Knappe wollte sich die Decke über die Ohren ziehen, aber Henri warf ihn von seinem Lager.

»Steh auf! Wir wollen die einzigartige Landschaft von Roslin erkunden! Ich war schon lange nicht mehr im Moor.«

»Du willst ins Moor, Meister?«, rief Sean entsetzt. »Warum, um Gottes willen?«

»Um zu reiten und den Duft der Heimat einzuatmen. Die Sonne scheint. Es wird dir gefallen. Nun mach schon, du Faulpelz, oder soll ich nachhelfen?«

Andrew hatte frische Milch, Apfelgelee und warme Maisfladen gebracht. Henri und Sean genossen die Köstlichkeiten. Dann holte Sean die Pferde aus dem Stall. Andrew hatte sie schon gesattelt, er schien seinen ehemaligen Herrn gut zu kennen. Der Verwalter war noch vor Sonnenaufgang nach Edinburgh aufgebrochen.

Als sie aufsäßen, sagte Andrew: »Im Moor ist es seit einiger Zeit gar nicht geheuer, Herr! Passt also gut auf Euch auf.«

»Es ist helllichter Tag, Andrew!«, rief Henri. »Wer sich an einem solchen Tag fürchtet, sollte besser niemals irgendwohin reiten.«

»Dennoch, gebt Acht, Herr!«, sagte Andrew. »Die Wölfe verhalten sich in letzter Zeit merkwürdig.«

»Ich passe auf, keine Angst!«, sagte Henri und gab seinem Pferd die Sporen. Sean folgte ihm.

Das Moor begann gleich hinter der Burgmauer. Zuerst lag dort zur Linken ein kleiner Wald, dann kamen die Reiter an Wacholderbüschen vorbei, bis sie schließlich eine sanfte, braune Hügellandschaft erreichten. Dort schien alles zu schlafen, selbst die Farben wirkten müde und matt. Kurz darauf entdeckten Henri und Sean allerdings einige wilde, zerklüftete Felsbrocken, die seltsam lebendig wirkten. Henri erinnerte sich daran, wie oft er gerätselt hatte, wessen Köpfe dort in Stein gehauen waren. Er hatte ein Spiel daraus gemacht. Aber es waren nur natürliche Formen.

Der Boden wurde weicher. Feuchtes Moos und Farnkräuter wuchsen hier. Plötzlich versperrte ihnen bräunliches Dornengestrüpp wie ein natürliches Wehr den Weg, aber Henri kannte den Weg hindurch. Als sie ihn bis zum Ende geritten waren, breitete sich vor ihnen das Moor aus. Es reichte bis zu den Hügeln am Horizont.

»Hier soll es schön sein, Meister Henri?«, sagte Sean zweifelnd.

»Warte ab!«, entgegnete Henri.

Auf der dunklen Moorfläche, die eigentümlich satt und nass schimmerte, ragten verwitterte Steinhaufen empor, darauf lagen schroffe Felsblöcke. Ein unerwartet milder Wind kam plötzlich auf und wehte ihnen ins Gesicht.

»Er kommt aus dem Erdinnern!«, rief Henri, halb scherzend, halb ernst. Als er klein war, hatten die Erwachsenen ihm dasselbe gesagt. Genaueres wusste er nicht. Es war aber auf jeden Fall ein Wind, der das Moor von unten anwärmte, daran bestand kein Zweifel. Wann immer man es mit bloßen Händen berührte, stellte man fest, dass der Boden warm war.

Etwas Dunkles wälzte sich plötzlich vor ihnen auf dem Boden. Die beiden Männer sahen gerade noch zwei spitze

Ohren und ein Gliedmaß, das sich reckte, dann versank die seltsame Gestalt. Blasen stiegen an die schwarze Oberfläche, danach lag das Moor wieder ruhig.

»Was war das?«, fragte Sean entsetzt.

»Wahrscheinlich ein Tier, das den Pfad verlassen hat, es sah nach einem Fuchs aus.«

»Oder nach einem Wolf.«

»Man versinkt schnell im Moor, wenn man den Weg nicht kennt.«

»Du kennst ihn hoffentlich, Meister Henri!«, sagte Sean, wobei seine Stimme ein wenig zitterte.

Plötzlich hörten sie einen lang gezogenen klagenden Laut, den der Wind über die endlos scheinende Fläche des Moors wehte. Henri und Sean verhielten ihre Pferde. Was war das für ein Geräusch, und woher kam es? Henri konnte sich erinnern, dass manchmal stimmenähnliche Geräusche aus den Tiefen der Erde emporstiegen, vor allem, wenn sich das Klima änderte, im Frühling und im Herbst. Aber dieser Ton, der alles um sie herum zu erfüllen schien, klang wahrlich so, als sei er einer menschlichen Kehle entschlüpft. Dann waren ein Murmeln und Seufzen zu hören, mal lauter, mal leiser. Und schließlich erstarben diese Töne mit einem erneuten Wehklagen.

»Meister! Hörst du das auch? Es ist furchterregend!«

»Das Moor spricht so«, wiegelte Henri ab. »Daran gewöhnt man sich.«

»Ein merkwürdiger Ort, dieses Moor«, sagte Sean leise.

»Man könnte meinen, alles um einen herum lebt und man würde überall beobachtet.«

»Das habe ich auch so manches Mal gedacht, mein Junge. Aber wir brauchen keine Angst zu haben. Um uns herum liegt nur reine Natur. Das Moor existiert seit uralter Zeit, und wir wissen wenig darüber.«

Wieder ertönte ein Geräusch. Ein Heulen. Lang gezogen und plötzlich brüchig werdend, verebbte es mit einem Schlag, als sei in der Natur eine Tür zugefallen.

»Wölfe!«, sagte Sean. »Das klingt beinahe vertraut, nach all diesen anderen seltsamen Geräuschen.«

»Ja, Wölfe!«, sagte Henri. »Ich sehe sie auch schon. Dort drüben, am Waldrand!«

Henri blieb stehen und deutete hinüber. Sean folgte seinem Blick, und so entdeckte auch er die Tiere. In einer Reihe nebeneinander standen zwölf große, dunkle Wölfe, die vor dem Hintergrund des schneebestäubten Waldes gut zu erkennen waren. Ihre Augen schienen zu blitzen, doch vermutlich spiegelte sich nur das Sonnenlicht darin.

»Bleib ruhig stehen«, riet Henri seinem Knappen. »Wölfe haben mehr Angst vor uns Menschen als umgekehrt. Wenn sie nicht rasend vor Hunger sind, fallen sie uns nicht an.«

Doch irgendetwas am Verhalten der Tiere machte Henri stutzig. Es war, als hätten sie sich zu einer Art Schlacht aufgereiht, völlig unbeweglich standen sie vor dem Wald und starrten sie an. Dann löste sich plötzlich ein Tier aus der Reihe. Es trabte langsam an, wurde dann allmählich schneller und hielt direkt auf die beiden Reiter zu.

Sean stieß einen Schreckensschrei aus. Henri hatte die Hand gehoben. Jetzt griff er vorsichtig zu seinem Schwert und zog es. Er hatte noch nie von einem Wolf gehört, der sein Rudel verließ und allein mehrere Menschen attackierte.

Henri war auf der Hut. Er ließ den Angreifer nicht aus den Augen.

Der Wolf war noch zwanzig Schritt entfernt, als er stehen blieb. Seine Flanken zitterten. Aus seinem Maul troff Speichel. Henri blickte in seine roten Augen.

»Stell dich hinter mich, Sean! Und behalte die anderen Wölfe im Auge!«

Sean tat wie ihm geheißen. Im gleichen Augenblick setzte sich der Wolf mit großen Sprüngen in Bewegung. Er raste auf Henri zu. Im Nu war er heran. Dann sprang er das Pferd an und versuchte, sich in dessen Hals zu verbeißen.

Henri sah, dass sich die anderen Wölfe nicht rührten. Er sprang mit einem Satz vom Pferd. Sein Schwert sauste durch die Luft. Von einem mächtigen Hieb getroffen, prallte das Tier zurück. Henri setzte nach. Der Wolf sprang ihn an. Im letzten Moment konnte Henri die Waffe vor seinen Körper bringen. Er stach zu. Die Schwertschärpe fuhr dem Wolf ins Maul und durchbohrte seine Kehle.

Als Henri das Schwert herauszog, war der Wolf schon tot.

»Wölfe haben vor Menschen mehr Angst als umgekehrt!«  
Seans Stimme überschlug sich. »Das war einmal!«

»Achtung, Sean! Sie kommen!«

Henri sah, dass sich in diesem Moment am Waldrand etwas tat. Die übrigen elf Wölfe setzten sich langsam in Bewegung. Wie auf ein geheimes Kommando liefen sie los und hielten in einer exakten Reihe auf Henri und Sean zu.

Wie erstarrt blickten die Leute in dem schneebedeckten Feld neben Rooneys Stall auf die Spuren der offenbar überlebensgroßen Bestie, die Rooneys bestes Pferd getötet hatte. Der Stallbesitzer führte sie in den Stall, wo das gerissene Tier noch immer in seinem eigenen Blut lag.

»Das kann nur die Bestie gewesen sein, die nachts im Moor heult«, sagte der Büttel. »Ich werde sie umgehend verhaften – ich meine natürlich, unschädlich machen. Wo bleibt der Jagdaufseher?«

»Hier bin ich«, rief jemand von hinten. Ein ungewöhnlich großer Mann mit breiten Schultern und einem langen Bart trat

heran. »Wenn es ein Wolf war, töte ich ihn. Wenn es aber ein Dämon ist, ist es eine Arbeit für den Priester.«

»Für welchen Priester? Wigtown ist tot.«

»Der aus Bonnyrigg natürlich. Ich glaube, er heißt Brown.«

»Du weißt es nicht genau, Jagdaufseher? Du warst wohl noch nie in der Kirche?«

»Da ist in der Tat etwas Wahres dran, Büttel! Ich habe nämlich zu viel mit gefährlichen Wölfen zu tun, die allenthalben Mensch und Tier bedrohen, um Zeit für die Kirche zu haben.«

Der Büttel brummte verdrossen über diese Zurechtweisung. »Nun, wie dem auch sei«, sagte er dann. »Töte die Bestie! Dann wird dir vieles vergeben werden.«

»Ich ziehe noch heute Nacht ins Moor«, sagte der Jagdaufseher.

»Was?«, rief die Bäckerin erschrocken. »Mach dich nicht unglücklich! Nachts ins Moor? Das ist reiner Selbstmord!«

»Soll ich abwarten, bis sich das gnädige Ungetüm, Lord Wolf, die Ehre gibt, wieder einmal hier im Dorf in Erscheinung zu treten? Ich muss ihn dann aufspüren, wenn er sich am sichersten wähnt. Das ist im Moor, und das ist nachts. Denn des Nachts schlafen auch die Wölfe.«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst, Jagdaufseher! Da hat man schon andere Dinge gehört!«

»Von Wölfen verstehe ich genug«, sagte der Jagdaufseher. »Dass sie nachts nicht schlafen, ist ein Gerücht. Die Wölfe sind den Menschen sehr ähnlich. Sie brauchen den Nachtschlaf – es sei denn, es handelt sich um Werwölfe. Die schwärmen nachts aus. Aber wie gesagt, dafür bin ich nicht zuständig.«

»Wenn diese Bestie irgendwas anderes ist als ein normaler Wolf, sei es nun ein Werwolf, ein Bluthund oder was weiß ich, dann werden wir alle zusammen dagegen angehen müssen«, sagte die Frau des Ortsschreibers. »Das ganze Dorf muss dann

zusammenhalten und die Bestie erlegen. Niemand darf einen Alleingang riskieren! Nur so können wir der Verdammnis entgehen!«

»Ach, was redest du denn, Weib! Du glaubst doch nicht dieser Legende vom mordenden und reißenden Werwolf, der des Nachts aufwacht, ausgiebig gähnt und sich dann seine Opfer unter den gläubigen Christen holt.«

Die Frau des Ortsschreibers lief vor Scham und Zorn rot an. Sie presste die Hand aufs Herz und sagte dann ganz leise:

»Mache kurzen Prozess, Jäger! Töte die Bestie! Sonst tötet sie uns alle!«

Die Wölfe kamen immer näher. So etwas hatte Henri noch nie gesehen. Es schien fast, als hätten die Tiere den Angriff geprobt. Henri fühlte sich an Schlachten im Heiligen Land erinnert. Die Templer hatten auf diese Weise angegriffen – nicht im Block, sondern in einer langen, offenen Reihe. Beim Anblick der auf sie zu preschenden Wölfe drang aus den Tiefen von Henris Erinnerung wieder der Klang des Rufs hervor, mit dem sich die Krieger gegenseitig zum Angriff ermuntert hatten: »Beasant!«, der Name ihrer Farben.

Henri wusste, jetzt wurde es ernst. Gegen diese Phalanx aus blutgierigen Bestien war er nicht gewappnet. Wenn diese gefährlichen Tiere ihn und seinen Knappen im gleichen Augenblick angingen, hatten sie keine Chance.

»Sean! Zurück!«

Henri sprang auf sein Pferd. Sean war bereits aufgesessen und wendete jetzt. Die beiden Männer gaben ihren Tieren die Hacken und traten den Rückzug an. Henri blickte sich noch einmal um. Die Wölfe holten auf. Sie schienen zu fliegen, ihre Läufe wirbelten in rasender Schnelligkeit. Sie kamen immer näher.

Kurz bevor die Bestien sie erreichten, passierten Henri und Sean den letzten Hügel. Anschließend ging es hinab in die Ebene. Und dann erreichten sie die Burg. In vollem Galopp preschten sie in den Burghof hinein.

Die Wölfe verharrten vor dem Tor. Henri wandte sich um. Ihre Augen leuchteten rot, ganz so, als schwämmen sie in Blut. Zudem wirkten die Tiere unnatürlich groß, aber dieser Eindruck konnte täuschen; das frappierende Verhalten der Tiere mochte Henris Sinne kurzzeitig durcheinandergebracht haben.

Vier Burgwächter hatten die Situation erkannt und rannten nun mit ausgestreckten Pieken auf die Wölfe zu. Die Tiere machten kehrt und trotteten davon, ganz ohne Eile, vollkommen ruhig. Es schien, als hätten sie ihr Werk getan. Aber worin sollte dieses bestehen? Hatten sie einfach nur Angst einflößen wollen?

Als Henri unter das Burgtor trat, sah er, dass keines der Tiere auch nur ein Stück zurückblieb, als sie in einer breiten Reihe den Hügel hinauftraten und dahinter verschwanden.

»Ein solches Verhalten habe ich bei Wölfen oder auch anderen Tieren noch nie erlebt«, sagte Henri schwer atmend. »Ich kann es mir nicht erklären.«

»Sie wirkten so intelligent!«, sagte Sean mit gepresster Stimme.

Als die Wächter in den Burghof zurückkehrten, dankte Henri den Männern für ihren Einsatz. »Was ist los mit diesen Tieren?«, fragte er sie.

»Wir wissen es nicht. Aber Ihr hättet nicht ins Moor reiten dürfen. Es ist zu gefährlich dort, vor allem für unerfahrene Kaufleute, wie Ihr es seid!«

»Ihr scheint nicht sonderlich verwundert zu sein über das Verhalten der Wölfe. Es ist wohl nicht das erste Mal, dass sie in Roslin auftauchen?«

»Das stimmt«, sagte Andrew, der in diesem Moment zu ihnen trat. »Ich kann Euch davon erzählen, wenn Ihr wollt.«

»Kommt auf mein Zimmer«, bat Henri den Diener. »Ich muss mehr darüber erfahren.«

Sean schwieg zu alledem, noch immer stand der Schrecken in seinem blassen Gesicht geschrieben.

Als Andrew kurze Zeit später Henris Einladung folgte und in den Gästetrakt kam, blickte er sich zuerst nach allen Seiten um, so als fürchte er, belauscht zu werden. Zudem wirkte er leicht unwillig. Henri schien es fast, als habe ihm jemand verboten zu sprechen. Nichtsdestotrotz forderte er den alten Mann auf, sich zu ihm und Sean zu setzen, und Henri lächelte ihm dann freundlich zu.

»Also«, begann er. »Wie steht es nun um die Wölfe von Roslin?«

»Ich will Euch eine Geschichte erzählen, Sir«, begann der Alte. »Sie handelt von Priester Wigtown, dem ehemaligen Pfarrer von Roslin. Ihr habt sicher schon von ihm gehört.«

»Ja. Aber ich kannte ihn nicht persönlich.«

Andrew nickte. »Das konntet Ihr auch nicht. Als er hierher kam wart Ihr bereits auf der Flucht. Woher er kam, wissen wir nicht. Er war plötzlich da. Man sagt, er wurde von Robert Bruce protegirt. Wigtown hielt hier in Roslin wunderbare Messen unter freiem Himmel ab. Und er sprach immer davon, eines Tages eine Kirche hier errichten zu lassen, die die schönste Westfassade des Landes besitzen sollte. Könnt Ihr Euch vorstellen, was er damit meinte?«

»Nein, wie sollte ich? Doch, wartet, vielleicht. Der Tempel Salomos, des Königs der Juden in Jerusalem, besaß einst die schönste Westfassade, die jemals gebaut wurde. Vielleicht wollte Wigtown dem nacheifern?«

»Ich glaube nicht, dass er je in Jerusalem war, Herr! Jedenfalls bescherte uns der Priester einige schöne Jahre, in

denen der Glaube in Roslin auch ohne festes Gotteshaus aufblühte. Aber dann, eines Tages, war Wigtown tot.«

»Woran starb er?«

»An einem Wolfsbiss!«

Henri blickte erstaunt. »An einem Wolfsbiss?«

»Ja, Herr!«

»Er wurde also von einem dieser Wölfe gerissen, wie wir sie eben draußen im Moor erlebt haben?«

»Nein, Herr.«

»Wie dann? Nun erzähl schon, Andrew!«

»Es war anders, Herr! Wigtown starb hier, in der Burg.«

Henri starrte Andrew gebannt an. Doch er fühlte sich unwohl. Er ahnte, dass er gleich eine Geschichte hören würde, die er eigentlich gar nicht hören wollte.

»Wigtown kam eines Nachts auf die Burg«, begann Andrew mit zaghafter Stimme zu erzählen. »Doch er wollte nicht den Verwalter sprechen. Er kam zu mir.«

»Zu dir? Das ist recht ungewöhnlich«, sagte Henri milde.

»Ja, Sir! Er sagte, er wolle mit jemandem sprechen, der mit dem Tempel vertraut sei.«

»Das wird ja immer mysteriöser«, meinte Henri leise.

»Wigtown bat mich, ihn anzuhören und ihm zu raten. Er glaube, verrückt zu werden.«

»Aha.«

»Ich versuchte, ihn zu beruhigen«, erzählte Andrew weiter. »Ich sagte, er sehe gut aus und sei in der Burg in Sicherheit. Ich war ehrerbietig, wie es sich geziemt, doch er wollte von alledem nichts hören. Er erzählte mir, jede Nacht Halluzinationen zu haben. Er wache in tiefer Dunkelheit auf und sehe einen riesigen schwarzen Wolf mit einer weißen Vorderpfote, der ihn aus seinen dunklen Augen scharf beobachte.«

»Keine angenehme Vorstellung«, warf Sean schauernd ein.

»Wigtown wollte sich etwas von der Seele reden, das merkte ich gleich«, sagte Andrew. »Während er sprach, klang er immer erregter, und bald überschlug sich seine Stimme. Manchmal wache ich auf, berichtete er, liege ganz still und blicke das Furcht erregende Tier nur an. Wenn ich es nicht mehr aushalten kann, setze ich mich im Bett auf – und das Tier ist nicht mehr da.«

»Eine Einbildung also«, nickte Henri. »Albträume. Solche hat jeder Mensch irgendwann einmal.«

»Ja, aber hört weiter, Herr Henri.«

Draußen war der Wind stärker geworden. Er rüttelte an den Fensterläden, die inzwischen in den Rahmen gesetzt worden waren, das Kaminfeuer flackerte.

»Wind kommt auf«, murmelte Henri.

»Der riesige Wolf sah genauso aus, hatte Wigtown weiter zu mir gesagt, wie der Hund des Sakristans von Bonnyrigg. Zwei Jahre zuvor war die Leiche des Sakristans gefunden worden, in den Wäldern nahe bei Wigtowns Haus, denn Wigtown war damals noch in Bonnyrigg Priester. Der Sakristan war erstochen worden. Es hatte keine Verhaftungen gegeben, denn man hatte keine Hinweise oder Spuren gefunden. Der Hund hatte die Leiche seines Herrchens gefunden, er ist später auf dessen Grab verhungert.«

Der Nachtwind wurde stärker. Er trug in diesem Moment durch das Fenster das lange klagende Geheul eines Hundes aus der Ferne heran. Henri stand auf und überprüfte, ob die Fensterläden fest saßen. Dann wandte er sich Andrew wieder zu.

»Was hat die Geschichte vom Sakristan von Bonnyrigg mit Priester Wigtowns Tod zu tun, Andrew?«

»Ich komme gleich dazu, Sir! – Wigtown wurde immer verängstiger. Er wirkte verstört, blickte sich nach allen Seiten um, sah zu den Fenstern, zu den Türen. Dann bat er mich, hier

in der Burg übernachten zu dürfen. Er wolle sich in der Dunkelheit nicht mehr allein zu seinem Haus aufmachen.«

»Du kamst seiner Bitte natürlich nach?«

»Ja, Herr. Ich schlug ihm ein Nachtlager am Ende des Flurs auf und ließ die Türen offen stehen, wie er es verlangte. Ich selbst blieb auf der anderen Seite des Flurs.

Ich sagte ihm, er solle mich rufen, egal, zu welcher Nachtzeit, wenn er etwas benötige oder wenn etwas Seltsames geschehe. Außerdem sagte ich, er solle sich auf keinen Fall aufsetzen, wenn ihm der Wolf wieder erscheine.«

»Eine kluge Bemerkung! Hielt er sich daran?«

»Ja, Herr. Ich blieb die Nacht über in meinem Lehnstuhl sitzen und starrte in die Glut des Kaminfeuers. Ich machte mir natürlich Gedanken über das, was der Priester mir erzählt hatte. Ich hielt das alles für ein Hirngespinnst. Vielleicht hatte Wigtown zu lange allein gelebt, dachte ich. Man munkelte, er trinke regelmäßig und oft auch zu viel Honigwein. Ich dachte darüber nach, stand hin und wieder auf und lauschte auf seltsame Geräusche. Aus dem Zimmer, in dem Wigtown schlief, kam kein Laut. Ich setzte mich daher wieder und schlief bald darauf ein. Als ich erwachte, war es gerade Mitternacht, ich hörte noch den Ruf des Nachtwächters auf den Zinnen. Ich schürte das Feuer und nahm mir die Bibel vor. Ich besitze ein besonders schönes, handgemaltes Exemplar, das mir einst mein Vater geschenkt hat. Ich las an irgendeiner Stelle – welche war es noch?« Andrew überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Ich weiß es nicht, ich kann mir Bibelstellen nie so recht merken. Nun, egal, jedenfalls las ich, dass alles Fleisch vor Gott Geist habe und geistige Kraft gewinne und dass deshalb auch der Geist fleischliche Kraft besitze, wie Jesus bewiesen hat. Und genau in diesem Moment geschah es.«

Sean rutschte unruhig auf seinem Hocker hin und her. »Was geschah, Andrew?«

»Warte!«, rief Henri, als Andrew gerade ansetzte, um weiterzusprechen. »War da nicht ein Geräusch vor der Tür?« Henri stand auf, öffnete die Tür und spähte hinaus. »Nein, nichts. Der Wind pfeift durch die Gänge. Das ist hier schon immer so gewesen.«

»Erzähl weiter, Andrew!«, drängte Sean.

»Der Trakt am Ende dieses Flügels, in dem ich damals wohnte, erzitterte. Es hörte sich an, als wäre ein schwerer Gegenstand zu Boden gestürzt. Mir rutschte vor Schreck die Bibel aus den Händen.« Bei dieser Erinnerung schlug Andrew ein Kreuz. »Dann lief ich auf den Flur hinaus und hinüber zum Zimmer des Priesters.«

»Und? Was war dort?« Sean konnte es kaum erwarten.

»Ich versuchte, die Tür zu öffnen. Aber entgegen unserer Absprache war sie verschlossen. Ich rammte ein paar Mal mit meiner Schulter dagegen – noch heute spüre ich den Schmerz, den das verursachte –, dann flog sie mit lautem Gepolter auf. Und als ich eintrat, sah ich es. Auf dem Boden, nahe dem zerwühlten Lager, lag der Priester in seinem Nachtgewand. Er ächzte leise. Dann starb er.«

»Alpträume«, sagte Henri. »Die Aufregung war zu viel für ihn gewesen, das Herz ließ ihn im Stich.«

Andrew nickte nachdenklich. »Ich hob den Kopf des Sterbenden vom Boden und bemerkte sogleich eine Wunde an seinem Hals. Ich dachte, er habe sich selbst entleibt, um die Gesichte nicht mehr sehen zu müssen. Aber ich konnte keine Waffe sehen, mit der Wigtown die Tat hätte begehen können. Und dann sah ich mir die Wunde genauer an.«

»Was hast du gesehen, Andrew?«, fragte Henri mit ruhiger, sonorer Stimme.

»Ich erkannte die Art der Wunde, Sir. Es war unverkennbar der Biss eines Raubtiers. Zwei spitze, unglaublich große Eckzähne mussten hier am Werk gewesen sein. Sie waren tief in den Hals eingedrungen. Der Priester hatte sich gegen das Tier nicht wehren können. Es muss ein mächtiger Wolf gewesen sein, der ihn tötete – aber weit und breit war kein Tier zu sehen.«

»Die Tür war verschlossen? Das Fenster auch? Das Zimmer lag im zweiten Stock der Burg, dort, wo die Bediensteten wohnen?«

»Ja, Herr!«

»Niemals hätte ein solches Tier in diesen Raum gelangen können?«

»Ja, Herr!«

»Wigtown wurde auf dem hiesigen Friedhof bestattet, nicht wahr?«

»Ja, Herr!«

»Und du warst der Letzte, der ihn lebend sah?«

»Bis auf den Wolf, Herr, der ihn tötete.«

Henri blickte Andrew scharf an. Der Diener machte einen völlig klaren, nüchternen Eindruck.

»Wurde der Fall untersucht?«

»Ja, Herr. Die Nachforschungen wurden allerdings rasch eingestellt. Das Rätsel konnte nicht gelöst werden.«

Henri nickte. Sean blickte entsetzt.

»Wie lange ist das jetzt her?«, wollte Henri wissen.

»Gut vier Monate, Sir.«

»Wissen die Leute im Ort, was geschehen ist?«

»Ja, Herr! Obwohl einige erzählen, Wigtown sei im Moor ertrunken oder dort von einem Wolf angefallen worden.«

»Ist das Zimmer, in dem Wigtown in jener Nacht schlief, so geblieben, wie es damals war?«

»Ja, Herr.«

»Dann zeig es mir morgen früh.«

Andrew versprach, dies zu tun, und Henri entließ ihn.

»Was hältst du davon, Sean?«, fragte Henri seinen Knappen. Doch Sean zuckte nur mit den Schultern.

Henri wusste ebenfalls nicht, was er von dieser Geschichte halten sollte. Wenn der treue Andrew die Wahrheit sagte, woran Henri keinen Augenblick lang zweifelte, dann war es hier zu einem höchst mysteriösen Vorfall, vielleicht sogar zu einem Mord, gekommen.

Henri ging eine Weile im Raum herum und fragte sich, warum dies ausgerechnet in seiner Burg geschehen war.

### *Anfang November 1320. Die Stelen*

Henri beschloss, allein ins Moor zu reiten. Andrew riet ihm vehement davon ab, aber Henri wusste, was er wollte. Er verfolgte einen gut durchdachten Plan. So lange Dunoon in Edinburgh war, konnte er sich frei bewegen, ohne Verdacht zu erregen. Die wenigen Bediensteten, die ihn nicht kannten, wurden von Andrew und Graham beschwichtigt, und die anderen, die inzwischen wussten, wer sich in Wahrheit hinter John Peacott verbarg, schwiegen.

Henri brach auf, als die Sonne am Mittagshimmel stand. Ein kühler Wind ließ ihn schauern, aber er achtete nicht weiter darauf. Das Wichtigste war, dass es nicht mehr schneite. Irgendwo dort draußen in dieser farblosen Ödnis lag ein Geheimnis verborgen. Und Henri wollte es ergründen.

Er ritt dorthin, wo die Wölfe zuerst aufgetaucht waren. Der Boden unter den Hufen seines Pferdes war weich und federte, sodass er fast geräuschlos daherritt. Als Henri den Waldrand erreicht hatte und zurückblickte, sah er in der Ferne die Vertrauen erweckende Burg und dahinter die engstehenden Häuser von Roslin mit ihren roten Dächern und Kaminen. Vor dem am Ortsrand gelegenen Friedhof hatten sich auffällig viele Menschen versammelt. Was sie dort wohl taten? Ob wieder jemand beerdigt wurde? Henri konnte es nicht erkennen. Er wollte später die Dienerschaft danach fragen.

Henri wandte sich zum Wald. Von den Wölfen war dort nichts zu sehen. Er ritt langsam weiter und beugte sich hin und wieder zur Seite, um den Schnee auf Abdrücke hin zu

untersuchen. Doch in der Nacht hatte es wieder geschneit, sodass der Boden um ihn herum unberührt erschien. Aber tiefer im Wald, dort, wo die Bäume dicht an dicht standen und die Kronen ein natürliches Dach bildeten, das keine Schneeflocke durchließ, musste es Spuren geben.

Wieder vernahm Henri die schmatzenden Laute des Moors, und nach einer Weile hörte er auch den langgezogenen Klagelaut, der an ein entferntes Heulen erinnerte. Es klang sehr deprimierend, doch Henri ließ sich nicht entmutigen. Langsam ritt er weiter. Durch das struppige Unterholz kam er zunächst nur schwer voran, doch dann erreichte er eine Lichtung. Und dort gab es einige deutliche Spuren.

Henri saß ab und untersuchte den Boden. Im weichen Torf waren deutliche Stapf- und Kratzspuren von großen Tatzen zu erkennen. Hier mussten die Wölfe gelagert haben. Im Unterholz entdeckte Henri blutige Fleisch- und Knochenreste. Offenbar hatten die Wölfe mehrere Kleintiere gerissen und sie an dieser Stelle verspeist. Auch der blutige Kopf eines Schafs war darunter. Henri sah sich auf der kleinen Lichtung um. Dabei entdeckte er weitere Spuren, die darauf hindeuteten, dass sich das Rudel tiefer in den Wald geschlagen hatte, in Richtung des Nachbarortes Bonnyrigg.

Henri saß wieder auf. Er wollte die Spuren so weit verfolgen, wie es möglich war. Dort, wohin sie ihn führten, wurde der Wald immer undurchdringlicher, Felsbrocken ragten aus dem Unterholz. Henri musste Umwege reiten und manchmal auch absitzen, doch es gelang ihm immer wieder, die Fährte der Tiere aufzunehmen. Sie führte zuweilen auch direkt über die niedrigen Felsblöcke, so als hätten es die Tiere eilig gehabt. An einem kleinen Wasserlauf, der nicht zugefroren war, endete schließlich die Spur.

Henri ritt eine Zeit lang am Bach entlang. Dann durchquerte er das eiskalte Wasser und suchte am anderen Ufer weiter.

Doch auch hier fand er keine Spuren mehr. Es schien, als seien die Tiere von hier aus durch das Wasser gelaufen, um eventuelle Verfolger in die Irre zu führen. Aber sollten diese Bestien wirklich so intelligent sein? Dieser Gedanke schien Henri doch zu abwegig. Er überlegte, ob er nach Bonnyrigg weiterreiten sollte, es waren sechs Meilen bis dorthin. Zugunsten seines ursprünglichen Plans entschied er sich schließlich dagegen.

Er ritt über den Pfad zurück, den er gekommen war. Dabei erkannte er, dass er weit und breit die einzige Möglichkeit darstellte, den Wald zu durchqueren. Man musste diesem Weg folgen, um durch den Wald zu kommen, oder einen meilenweiten Umweg in Kauf nehmen. Das galt auch für die Wölfe.

Wieder am Waldrand angekommen, saß Henri ab und schlug biegsame Äste von den dort stehenden Bäumen. Die weichen Zweige der Weiden waren für seine Zwecke besonders gut geeignet. Er schnitzte sie zu und befestigte eine stabile Lederschlinge an ihren Enden. Anschließend spannte er die Äste mit einem Seil in Kopfhöhe auf und tarnte die Schlingen, die auf dem Boden lagen, mit trockenem gelbem Laub.

Wenn die Tiere noch einmal hierher kamen, mussten sich einige von ihnen in den Schlingen verfangen. Henri hatte darauf geachtet, dass sie so eng waren, dass sich Menschenfüße nicht darin verfangen konnten. Er teste sein Konstrukt, indem er sein Schwert in eine der Schlingen bohrte. Der Ast, an dem sie befestigt war, schnellte sofort empor.

Henri war zufrieden und brachte die Testfalle wieder in ihre ursprüngliche Position zurück. Dann saß er auf und ritt nach Roslin zurück.

Von einem der hohen, zerklüfteten Hügel aus konnte er ganz Roslin überblicken. Der Ort hatte sich kaum verändert. Nur in Richtung Norden, dort, wo das Moor endete, waren drei Katen

dazugekommen. Wahrscheinlich hatten sich dort Moorbauern niedergelassen.

Wieder fiel Henris Blick auf die Menschenmenge am Dorffriedhof. Die Leute gestikulierten wild durcheinander. Sie wirkten aufgeregter und erschreckter, überhaupt nicht so wie eine Trauergesellschaft. Henri beschloss, dorthin zu reiten. Es würde ohnehin noch einige Zeit dauern, bis die Wölfe zurückkehrten und sich in den Fallen verfangen. Er musste Geduld haben. Henri vermutete, die Tiere würden sich frühestens am Abend zeigen, um im Schutz der Dunkelheit ihre Bahn zu ziehen.

Die Einwohner von Roslin starrten wie gebannt auf die Steinstelen. Sie konnten nicht fassen, was sie dort sahen. Der Verwalter Dunoon hatte die Wahrheit gesagt. Dreizehn Stelen hatte man entlang des Friedhofs aufgereiht, und jede zierte ein sorgfältig gemeißeltes Bild. Einige der Steine lehnten gegen das Gebüch des Friedhofs; so auch der dreizehnte, auf dem Priester Wigtown mit einem Wolfshund am Hals zu sehen war. Andere Stelen wiederum hatte man frei stehend in den Boden gerammt.

»Es geht nicht mit rechten Dingen zu, dass diese Dinger hier stehen«, entfuhr es dem Büttel. »Das ist nicht erlaubt.«

»Die Frage ist doch eher, wie sie dorthin gekommen sind«, sagte der Ortsschreiber.

»Jemand muss sie hier hingestellt haben!«

»Schlaues Bürschchen! Sie werden wohl nicht von selbst hierher gekommen sein.«

»Aber wer hat sie gebracht?«

»Jedenfalls niemand aus Roslin«, sagte der Schafhirte. »Ich kenne hier jeden. So was würde niemand von uns machen.«

»Dann war es jemand aus einem der Nachbarorte«, vermutete der Büttel. »Wahrscheinlich aus Bonnyrigg, da hausen ohnehin die Aufsässigen. Na, die sollen was erleben!«

»Vielleicht«, meinte der Ortsschreiber, »kommen die Steine auch aus dem Moor!«

»Aus dem Moor?«

»Aus dem Moor!«

»Selbst wenn das wahr wäre«, sagte der Schafhirte, »müsste sie auch von dort jemand hierher gebracht haben. Und wer wohnt dort außer unseren drei Moorbauern?«

»Hielt sich der unglückliche Wigtown nicht öfter im Moor auf? Am Weg nach Bonnyrigg soll es mehrere Höhlen geben. Vielleicht versteckte dort jemand die Stelen und holte sie jetzt wieder heraus.«

»Aber warum?«

»Woher soll ich das wissen?«, schrie der Büttel entnervt.

Die Leute scharten sich um die Stelen. Besonders eine hatte ihr Interesse erregt, es war jene, die Wigtown zeigte. Sie stand etwas abseits von den anderen.

Es hatte Gerüchte gegeben, dass der Priester von einem Wolf getötet worden war. Die einen sagten, es sei im Moor geschehen, die anderen behaupteten, die Bestie habe ihn eines Nachts auf der Burg angefallen. Doch der Fall war kaum untersucht worden. Vermutlich war daher alles nur eine Legende. Angesichts dieser mysteriösen Stele allerdings...

Die Leute traten näher heran und betrachteten sie ehrfürchtig.

»Wer hat sie bloß angefertigt?«, fragte die Bäckerin mit ängstlicher Stimme.

»Wigtown wird es gewiss nicht gewesen sein. Oder etwa doch?«

»Bevor er starb, hatte er viel Zeit dafür.«

»Aber niemand lässt den Moment seines eigenen Todes in Stein meißeln, du Narr!«

Plötzlich geschah etwas, an das sich später alle Anwesenden noch mit Grauen erinnern sollten. Ein großes, dunkles Etwas sprang mit einem Satz hinter der Stele hervor. Im ersten Moment schien es allen so, als sei der Wolf auf dem Stein lebendig geworden, denn es war unverkennbar ein Wolf, der nun vor ihnen stand. Er zog die Lefzen zurück und ließ ein tiefes Grollen ertönen, das zu einem traurigen Geflüster herabsank und in hustenden Geräuschen endete.

Das Tier war ungeheuer groß. Aber es war mit Sicherheit kein Dämon, es war ein ganz gewöhnlicher, wenn allerdings nicht unbedingt ungefährlich wirkender Wolf. Die Zeichnung seines Gesichtes mit den schräg stehenden rotbraunen Augen, den Stirnwülsten und Hautlinien, dem mächtigen Gebiss und der schwarzen, kräftigen Nase ließ keine andere Deutung zu.

Mit einem Mal sprang das Tier den ihm am nächsten Stehenden an. Es war der Schafhirte, ein vergleichsweise schwächlicher Kerl, der es gerade noch schaffte, die Hände vors Gesicht zu heben, bevor der Wolf heran war, auf ihn sprang und ihn mit den Vorderläufen zu Boden stieß. Die Bestie machte sich über den Jungen her und vergrub seine Schnauze in der Beuge seines Halses.

Bevor sich die Umstehenden aus ihrer Erstarrung lösen konnten, hatte der Wolf seine grausame Tat beendet. Der Büttel hob nur in hilfloser Erstarrung die Hand. Das Untier stand mit bluttriefender Schnauze da, öffnete sein stinkendes Maul und entblößte mehrere gefährlich wirkende Reihen langer, spitzer Zähne. Es starrte die Umstehenden aus seinen reglosen roten Augen an. Seine Stirn war gerunzelt, die Ohren hochgestellt und nach vorn gerichtet, sein Schwanz war hoch über die Rückenlinie aufgestellt. Das Tier ließ ein tiefes kehliges Knurren ertönen, das wie eine Warnung klang. Dann machte es jäh kehrt und sprang davon. Wer es jetzt noch wagte, ihm mit Blicken zu folgen, sah es wie eine Spukgestalt

mitten auf dem Friedhof zwischen den Grabsteinen verschwinden.

Die Frau des Ortsschreibers fasste sich als Erste. Sie stürzte auf den am Boden Liegenden zu. Helles Blut sprudelte in Strömen aus seinem Hals hervor. Dann versiegte es. Der Junge erzitterte, Schaum trat auf seine blassen Lippen, er verdrehte die Augen und sackte reglos zusammen.

»Er ist tot!«, schrie die Frau des Ortsschreibers. »Die Bestie hat ihn umgebracht! Sie wird uns alle umbringen!«

»Fass dich doch, Frau!«, sagte ihr Mann. »Zumindest wissen wir, dass es nur ein Wolf war. Kein Dämon oder Werwolf. Also können wir ihn mit einer scharfen schottischen Waffe erlegen.«

Der Jagdaufseher, der durch das Geschrei der Leute alarmiert worden und sofort zum Friedhof gelaufen war, stimmte zu. Er schalt sich, dass er nicht schneller zur Stelle gewesen war und dem Tier sofort den Garaus gemacht hatte. Doch jetzt war er fest entschlossen.

»Ich verfolge diese Bestie sofort«, sagte er. »Die Spuren sind frisch und deutlich. Ich bleibe dem Wolf auf der Spur. Und ich schwöre euch, dass ich ihn erlege, meine Freunde.«

Er rannte zu seinem Pferd und preschte davon. Dabei wäre er beinahe mit Henri zusammengeprallt, der gerade um die Friedhofsmauer bog.

»He!«, rief der verdatterte Henri ihm zu. »Aufgepasst, Bursche!« Doch dann erblickte er schon den in seinem eigenen Blut liegenden Schafhirten. Er erfasste die Situation sofort. Als er die Bisswunde am Hals des Toten sah, war ihm alles klar. »Es war ein Wolf, nicht wahr?«, fragte er die Umstehenden.

Die Frau des Ortsschreibers nickte verzweifelt. »Und das am helllichten Tag!«, jammerte sie.

»Jetzt reicht es mir«, rief der Büttel. »Ich stelle ein Kommando zusammen. Wir müssen das Vieh zur Strecke bringen.«

Plötzlich schrie jemand aus der Menge auf und deutete auf die Stele, auf der Wigtown zu sehen war. »Da! Der Wolf! Sieht er nicht genau so aus wie der, der gerade unseren Hirten getötet hat?«

Die Menge dränge hinzu und reckte die Hälse.

»Tatsächlich! Allmächtiger!«

»Aber das ist doch Unsinn!«, rief der Büttel. »Wölfe sehen immer gleich aus! Wie will man da einen vom anderen unterscheiden?«

»Hast du eine Ahnung!«, sagte der Ortsschreiber. »Jeder Wolf sieht anders aus! Und jeder hat eine eigene Verhaltensweise! Und der von eben, der stimmt mit dem, der hier auf diesem Stein abgebildet ist, absolut überein!«

»Gott stehe uns bei!«, jammerte die Bäckerin.

»Holt Träger aus der Amtsstube, damit der Tote abtransportiert werden kann«, befahl der Büttel.

»Begraben wir ihn lieber gleich. Dann sparen wir uns viel Aufregung!«, sagte der Ortsschreiber.

»Ja, möglichst außerhalb des Friedhofs«, fügte seine Frau hinzu. »Denn wer weiß, welcher Dämon durch den Biss dieses Untiers auf den armen Kerl übergegangen ist.«

»Aber das geht doch nicht!«, protestierte die Bäckerin. »Der arme Kerl muss erst die Sakramente erhalten.«

»Und wer soll sie ihm erteilen? Der tote Wigtown?

Wir gehen hier noch alle zugrunde!«, schimpfte der Büttel.

Henri saß von seinem Pferd ab und trat hinzu. Er blickte sich um, sah aber kein Gesicht, das ihm bekannt vorkam. Auch der Büttel war neu.

Er fragte, was genau geschehen sei, und der Ortsschreiber übernahm es, ihn aufzuklären. Henri blickte den dünnen Mann

mit der hohen Stirn dankbar an und fragte ihn, ob er sich mit Wölfen auskenne. Der Ortsschreiber verneinte.

»Ich habe gestern ein Rudel Wölfe draußen im Moor gesehen, die ein seltsames Verhalten an den Tag gelegt haben«, erklärte Henri, »und ich würde gerne herausfinden, was mit den Tieren los ist.«

»Wer seid Ihr, Fremder?«

»Ein Kaufmann aus London, ich bin auf der Durchreise.«

»Der Jagdaufseher kennt sich aus. Fragt ihn. Er jagt allerdings gerade der Bestie hinterher, die den Hirten getötet hat. Ihr müsst warten, bis er zurückkehrt.«

»Wenn das alles hier keine Einbildung ist, haben wir keine Zeit zu verlieren«, sagte Henri.

»Was meint Ihr damit?«, kreischte die Bäckerin. »Es war ein ganz gewöhnlicher Wolf, der das hier angerichtet hat, und der Jagdaufseher bringt ihn zur Strecke!«

»In welche Richtung hat er sich aufgemacht?«, wollte Henri wissen.

Der Ortsschreiber deutete zum Waldrand. »Gleich dort, von wo Ihr gekommen seid. Es war der Mann, mit dem Ihr beinahe zusammenpralltet.«

Ohne ein weiteres Wort ging Henri zu seinem Pferd zurück und ritt dem Jagdaufseher hinterher. Er nahm den Weg, den er gekommen war. Weit voraus, dort, wo der Wald begann, erblickte er kurz darauf den Jagdaufseher auf seinem Pferd. Er war zu weit fort, als dass er einen Ruf gehört hätte, deshalb gab Henri seinem Pferd die Sporen, um den Mann so rasch wie möglich einzuholen.

Als er am Waldrand ankam, war der Jäger verschwunden. Henri führte sein Pferd in den Wald. Der Weg erschien ihm jetzt noch undurchdringlicher als zuvor, er musste Zweigen ausweichen, die ihm ins Gesicht schlugen.

Im Wald war es ganz still. Selbst das Rascheln der vor Eindringlingen fliehenden Kleintiere, das im Wald sonst immer wieder erklang, war jetzt nicht zu hören. Henri blieb immer wieder stehen, um zu lauschen.

Weit voraus hörte er plötzlich Geräusche. Er vermied es, zu rufen. Er wollte den Jäger einholen und dann mit ihm reden. Die Geräusche kamen nach einer Weile näher. Dann sah Henri den Mann. Er kniete nieder, schob Bogen und Pfeilköcher auf den Rücken und schien Fallstricke auszulegen.

»Das habe ich auch schon versucht«, sagte Henri und trat aus dem Wald.

Der Jagdaufseher erschrak nicht, vielleicht hatte er Henri kommen gehört, obwohl dieser jedes Geräusch vermieden hatte. Er blickte nur auf.

»Wer seid Ihr?«, fragte er dann.

Henri nannte seinen Tarnnamen und erklärte, warum er ihm in den Wald gefolgt war. Der Jäger nickte und bastelte weiter an seinen Fallen.

»Was denkt Ihr?«, fragte Henri. »Werdet Ihr die Bestie kriegen, die den Hirten tötete?«

»Natürlich. Auch wenn ich ihre Spur für den Moment verloren habe. Der Bursche ist schlau. Es muss ein sehr alter Wolf sein. Oder er ist...«

»Ist was?«

»Ach, nichts. Es ist nicht der erste Wolf, den ich erlege.«

»Es sind zwölf. Ich habe sie gesehen, sie griffen mich an.«

Der Jagdaufseher hielt kurz in seiner Arbeit inne und blickte erstaunt zu Henri auf. »Ein ganzes Rudel? Ich dachte, es sei nur einer?«

Henri schüttelte den Kopf. »Es waren zwölf.«

»Auch hier habe ich nur die Spuren eines einzelnen Tieres entdeckt.«

»Es waren zwölf!«, beharrte Henri.

»Hm. Vielleicht waren es die Wölfe, die zuvor in Rooneys Stall gewütet haben.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe von dem Vorfall gehört. Es geschah zur gleichen Zeit, als ich angegriffen wurde. Die Tiere schossen in einer Reihe auf mich zu.«

»Alle zwölf?«

»Zuerst einer. Er brach aus dem Rudel aus und rannte auf mich zu. Ich tötete ihn. Er muss noch im Moor liegen. Dann kamen die anderen hinterher und verfolgten mich und meinen Gehilfen, der sich mit mir im Moor befand. Wir konnten uns gerade noch in die Burg retten, wo wir gerade zu Gast sind.«

»Hm«, sagte der Jagdaufseher. »Das ist ungewöhnlich.«

»Wie meint Ihr das?«

»Das hört sich nach einer Jagdtaktik an, die Wölfe nicht besitzen. Sie schicken kein Tier voraus und folgen dann. Sie greifen immer gemeinsam an oder gar nicht.«

»Es war aber so, wie ich sagte.«

»Daran zweifle ich nicht. Lasst uns das erlegte Tier suchen. Ich schaue es mir an.«

Die beiden Männer führten ihre Pferde eine Weile durch den dichten Wald, dann saßen sie auf und ritten den Rest des Wegs. Henri fand die Stelle, wo er den Wolf getötet hatte. Wortlos deutete er auf den Kadaver.

Der Jagdaufseher saß ab, kniete neben dem Tier nieder und untersuchte es. Durch das besondere Klima im Moor war es noch völlig unversehrt, wenn auch leicht in die dunkle Oberfläche eingesunken.

Nach einer Weile stand der Jagdaufseher wieder auf. »Das Moor birgt viele Merkwürdigkeiten«, sagte er. »Ich könnte Euch Geschichten erzählen, über die Ihr staunen würdet. Aber dieser Fall hier ist eindeutig.«

»Wie seht Ihr ihn?«

»Das hier ist zweifelsfrei ein Wolf«, sagte der Jäger. »Ein *canis lupus*, wie er auch genannt wird. Er unterscheidet sich in nichts von den anderen Wölfen, die ich bisher gejagt habe. Widerrist, drei Schichten Haarpelz. Größe, Fellfarbe und Kopfform sind typisch, ebenso wie die breite Stirn, die schräge Augenstellung und die vier Eckzähne. Es ist ein vergleichsweise junges Tier, wie ich am Gebiss erkenne. Das Untier am Friedhof war allerdings von einem anderen Schlag.«

»Was war so besonders an ihm?«

»Nun, es hatte überaus lange Ohren und extrem lange Schneidezähne. Anhand seiner Spuren konnte ich zudem erkennen, dass es mit der ganzen Fußfläche auftritt und nicht nur mit den Zehen wie gewöhnliche Wölfe. Dieses Wesen muss ich mit anderen Mitteln verfolgen als den üblichen.«

»Was meint Ihr damit? Mit welchen Mitteln?«

»Davon später. Diesen Wolf hier habt Ihr also erlegt?«

»Er hielt auf uns zu und sprang uns an, als hätte er von irgendwoher den Befehl dafür erhalten.«

»Recht ungewöhnlich. Die Tiere jagen nur in Rudeln, und dann auch nur, wenn sie hungrig sind. Sie töten eigentlich nur, um an Nahrung zu kommen. Und sie schleichen sich eher an, als dass sie auf offenem Gelände angreifen. Außerdem schlagen sie das Opfer erst, wenn es zu fliehen beginnt.«

»Wir standen still.«

»Hm. Menschen greifen sie gewöhnlich überhaupt nicht an, wenn andere Beute vorhanden ist.«

»Diese Wölfe wussten offensichtlich nichts von den Gewohnheiten ihrer Artgenossen. Erst, als das ganze Rudel heranpreschte, flohen wir in Richtung Burg.«

»Nun, in dieser Jahreszeit sind Wölfe immer hungrig, deshalb kann es schon sein, dass sie unruhig sind und seltsame Verhaltensweisen an den Tag legen. Im Herbst und im Winter sind sie besonders rastlos.«

»Ich hatte aber nicht den Eindruck, dass die Tiere uns fressen wollten. Sie wollten uns töten.«

Der Jagdaufseher blickte Henri überrascht und nachdenklich an. Dann nickte er.

»Ich bezweifle nicht, was Ihr sagt«, sagte er leise. »Auch wenn es völlig ungewöhnlich ist.«

»Ich habe heute Morgen im Wald Fallen aufgestellt, aber sie scheinen sie zu wittern. Zur gleichen Zeit schlugen sie im Ort zu. Ist nicht auch das merkwürdig?«

»Das ist in der Tat sehr merkwürdig!«, bestätigte der Jagdaufseher. »Es sind scheue Tiere. Sie meiden die Menschen, wie ich schon angedeutet habe. Es sei denn...«

»Was meint Ihr?«, fragte Henri.

»Man hört immer wieder von Menschen, die sich in Wölfe verwandeln. Hier in Schottland sind solche Legenden sehr lebendig. Man sagt, diese Werwölfe trinken das Blut ihrer Opfer. Und eben das tat doch jener Wolf in Roslin, der den armen Schafhirten tötete.«

»In den deutschen Landen«, sagte Henri, »werden viele Menschen auf Scheiterhaufen verbrannt, weil man ihnen vorwirft, Werwölfe zu sein. Ich habe an diesen Geschichten immer gezweifelt. Aber nun. Glaubt Ihr, dieser Wolf in Roslin...«

»Ich bin fast sicher!«

»Warum?«

»Nun, er sah einfach nicht aus wie ein richtiger Wolf! Und er verhielt sich nicht so. Vielleicht entstammt er einer Rasse, die ich nicht kenne.«

»Ich hoffe, Letzteres trifft zu«, seufzte Henri.

»Dennoch, Wölfe greifen keine Menschen an, vor allem dann nicht, wenn sie in Gruppen zusammenstehen, wie heute Morgen in Roslin. Davon habe ich noch nie gehört. Die einzige Erklärung, die mir dafür einfällt, ist, dass das Tier tollwütig ist.

Dann erkennt es die gegebenen Bedingungen nicht und handelt wider seinen Instinkt. Vielleicht ist es aber auch eine Mischung aus Hund und Wolf, dann scheut das Tier die Menschen weniger, weil es sie besser kennt. Oder es ist gar kein Wolf...«

»Von diesem Punkt scheint Ihr nicht abkommen zu wollen!«

»Weil mir das alles so seltsam erscheint. Es muss einfach ein Ungeheuer sein, mit dem wir es heute zu tun hatten! Vom Mond und von der Dunkelheit gezeugt!«

»Ihr glaubt an solche Legenden?«

»Nein. Aber aus dem, was ich hier und heute mit eigenen Augen gesehen habe, weiß ich keine anderen Schlüsse zu ziehen.«

»Lasst uns nach Roslin zurückreiten! Dieser Wald ist mir nicht geheuer.«

»Ich denke, Ihr habt Fallen gestellt, Herr Peacott?«

»Das habe ich. Aber nach dem, was geschehen ist, und nach allem, was Ihr mir erzählt habt, glaube ich, dass sich diese Wölfe nicht darin verfangen werden. Sie handeln anders als ihre Artgenossen, da habt Ihr vollkommen recht.«

Gerade, als sich die am Friedhof von Roslin versammelten Leute entschlossen hatten, nach Hause zu gehen, schrie jemand entsetzt auf. Es war der Pferdeknecht. Er hatte eine der Stelen umgestürzt und mit den Stiefeln dagegen getreten. Jetzt stand er mit erhobenen Händen davor, denn hinter der umgefallenen Stele lag ein Wolf.

Das Tier mit dem grau-braunen Fell wirkte sehr alt und regte sich nicht. Seine schwarze, spitze Schnauze ruhte auf den Vorderläufen. Das Tier schien zu schlafen, doch mittlerweile wussten alle, dass man nicht vorsichtig genug sein konnte.

Im Nu zückten diejenigen, die eine Waffe trugen, ihre Messer, Keulen oder Schwerter. Dennoch wagte zunächst

niemand, sich dem Tier zu nähern. Erst allmählich gingen die Bewaffneten vorsichtig darauf zu. Jemand schrie, doch der Wolf rührte sich noch immer nicht.

Der Pferdeknecht war langsam rückwärtsgegangen. »Ruf den Wolf nicht aus dem Wald!«, stammelte er wie von Sinnen, und als er sich weit genug entfernt wähnte, machte er kehrt und rannte davon.

Die Zurückgebliebenen hatten sich dem Tier bis auf wenige Schritte genähert und es umzingelt. Sie blickten sich unschlüssig an, bis ihm einer sein Schwert in die Flanken stieß. Als es sich daraufhin immer noch nicht regte, begriffen alle, dass der Wolf tot war.

»Die Stele ist das Grab des Untiers!«, stieß der Büttel mit dumpfer Stimme hervor. »Es hat sich dahinter selbst begraben.«

»Und was ist hinter den anderen Steinen?«, fragte die Bäckerin mit hoher, spitzer Stimme. »Nein! Nicht nachschauen! Wer will das schon wissen! Lassen wir alles so, wie es ist!«, rief jemand aus der Menge.

»Ach was! Schauen wir nach«, sagte der Büttel mutig. »Wir dürfen uns von den Tieren nicht ins Bockshorn jagen lassen.«

Gemeinsam mit zwei anderen Männern, die lange Pieken trugen, näherte er sich den Stelen.

»Seid bloß vorsichtig!«, rief die Frau des Ortsschreibers.

Der Büttel schlug mit seinem Schwert gegen einen Stein und schrie: »He! Wer da?«

Doch es blieb alles still. Keine Antwort war zu hören. Nicht einmal ein Knurren.

Daraufhin ergriff der Büttel den Stein, vor dem er stand. Er zeigte einen spielenden Musikanten. Mit einem kräftigen Ruck stürzte der Büttel ihn um. Polternd fiel die schwere Last in den Schnee. Doch dahinter war nichts als verschneites Laub und abgebrochene Zweige des Friedhofgebücks.

Der Büttel wandte sich dem nächsten Stein zu. Er zeigte Luzifer, den Engel der Hölle, der mit dem Kopf nach unten hing und den Mund zum Schrei aufgerissen hatte, zu einem Schrei der Verzweiflung über sein ungerechtes Schicksal.

Auch diese Stele stürzte der Büttel um. Dahinter lagen Kothaufen und bleiche, abgenagte Knochen eines Kleintieres.

Die Ortsbewohner schrien auf.

Der Büttel ging zum nächsten Stein. Auch dahinter kamen Knochen zum Vorschein.

»Verdammt noch mal!«, schrie der Büttel. »Jetzt ist aber Schluss!«

Voller Zorn und äußerst unbeherrscht sprang der Büttel auf die nächsten Stelen zu. Nacheinander stürzte er alle um, dabei immer wieder Wutschreie ausstoßend. Die letzte Stele malträtierte er in seiner Wut sogar mit zahlreichen Stiefelritten.

Hinter allen Stelen verbarg sich irgendetwas. Es war leicht zu sehen, dass dort über längere Zeit Wölfe gehaust hatten. Sie hatten Fressspuren hinterlassen von Tieren, die sie bei ihren Raubzügen im Ort gerissen hatten. Ein Bauer deutete entsetzt auf den halb abgenagten Schädel eines Schafs, über den sich jetzt Würmer und Käfer hermachten.

*November 1320. Zwölf Stelen, zwölf Tiere*

Es war unglaublich, aber sie mussten sich damit abfinden. Die Wölfe hatten irgendetwas mit den Steinstelen am Rand des Friedhofs zu tun. Irgendein mysteriöser Umstand, den niemand in Roslin benennen konnte, brachte die grauenhaften Bestien mit den seltsamen, in Stein gemeißelten Bildern in Zusammenhang.

Die Leute beschlossen, einen Geistlichen aus der Nachbarschaft zu befragen. Außerdem schickten sie einen Boten zum Bischof von Edinburgh. Er sollte dem hohen Herrn erklären, was vorgefallen war, und die Stellungnahme des Kirchenführers einholen. Konnte in Roslin jemals eine Kirche gebaut werden, wenn solche unheimlichen Dinge geschahen?

Was hatte das alles zu bedeuten? Und vor allem, warum hatte diese seltsame Bestie den Schafhirten getötet? War es überhaupt ein Wolf gewesen, der diese grausame Tat vollbracht hatte?

Luise, die ehemalige Haushälterin von Priester Wigtown, die noch immer in dessen Haus wohnte, wusste nicht, was sie glauben sollte. Sie kam gerade vom Markt, wo sie viele Neuigkeiten erfahren hatte. Es hieß, Priester Wigtown hätte heimlich Bastarde in die Welt gesetzt, aber Luise hatte nie einen zu Gesicht bekommen.

Als Luise in den Flur kam, bemerkte sie einen ungewöhnlichen Geruch. Es war ein beißender, fremder Geruch, den sie bisher noch nie wahrgenommen hatte. Was

mochte das nur sein? Ihr Bruder Tom, der ebenfalls im Pfarrhaus wohnte, stellte manchmal seltsame Dinge an.

Hatte er etwa das Herdfeuer ausgehen lassen, sodass es jetzt das gesamte Haus vollqualmte? Luise hatte ihn extra gebeten, darauf aufzupassen. Aber offenbar hatte er eine andere Beschäftigung gefunden. Luise schimpfte leise vor sich hin, als sie die Küche betrat. Doch das Feuer war nicht ausgegangen. Es brannte ruhig auf der offenen Herdstelle.

Luise seufzte und begann, ihre Einkäufe auszupacken. Von Tom war nichts zu sehen. Sie wollte heute ein besonders reichhaltiges Stew kochen. Es war zwar ein gewöhnlicher Wochentag, aber Luise war danach, etwas Kräftigendes herzurichten. In diesen kalten, beängstigenden Zeiten musste man etwas Warmes und Tröstendes in den Magen kriegen, dachte sie.

Während sie die Kartoffeln schälte, den Kohl und die Zwiebeln schnitt, musste sie an Priester Wigtown denken. Sie hatte sich in den letzten Monaten oft gefragt, wohin seine Hunde verschwunden waren. Seit seinem Todestag hatte sie keinen von ihnen mehr gesehen. Nur hin und wieder hörte sie nachts leise, schnüffelnde Geräusche. Die Geschichte, die der alte Andrew von der Burg erzählt hatte, konnte sie nicht glauben. Irgendein Tier hatte Wigtown getötet, das sagten alle. Aber wie sollte es in die Burg gekommen sein, wie Andrew behauptete?

Luise hatte nie zu denken gewagt, dass Wigtown von Menschenhand ermordet worden sein konnte. Es war ein nahe liegender Gedanke, aber Luise konnte nicht glauben, dass jemand den Priester so sehr gehasst hatte, dass er ihn umbringen wollte.

Konnte ihn vielleicht einer seiner eigenen Hunde getötet haben? Einmal, als Luise nachts diese seltsamen Geräusche

gehört hatte, hatte sie auch eine Kreatur im Garten gesehen – aber nein, daran wollte sie jetzt nicht denken.

Luise griff nach einem größeren, schärferen Messer und hackte den Kohl mit all ihrer Kraft. Dann holte sie das Fleisch aus dem Kühlkasten in der Wand und schnitt es Stück für Stück in Würfel.

Sie hielt inne und blickte durch die kleine Luke in den Garten. Ihre Gedanken schweiften beim Anblick der grauen, laublosen Bäume ab. Dieser Schafhirte, den der Wolf getötet hatte, dachte sie – warum hatte das Tier gerade ihn zu seinem Opfer auserkoren? War es Zufall gewesen, weil er der Bestie am nächsten stand? Und diese Bestie, glich sie nicht der Kreatur, die sie in dieser Nacht...

»Nein, nein, nein, nein!«, sagte Luise laut.

Erschrocken über ihre eigene Stimme, blickte sie rasch um sich, ob Tom sie vielleicht gehört hatte und sie jetzt für verrückt hielt. Doch im Haus blieb alles still, und so schnitt Luise weiter.

Diese Wölfe. Woher kamen diese Wölfe, die Roslin so in Unruhe versetzten? Und woher kamen diese Stelen? Und warum hatten sich die Wölfe dahinter verschanzt?

Luise wurde angst und bange. Es lief ihr kalt den Rücken hinunter. Über Gedanken wie die ihren konnte man leicht den Verstand verlieren. Denn wenn etwas nicht zu erklären war und man es doch nicht leugnen konnte, weil jeder es gesehen hatte, dann stimmte etwas nicht mit dieser Welt. Etwas Unbekanntes, Unheimliches machte sich breit. Und niemand konnte etwas dagegen tun. Keiner in dieser großen Dorffamilie, wo Luise alle und jeden kannte, konnte helfen. In Zeiten wie dieser war jeder allein. Bei Tag und besonders in der Nacht.

Luise schnitt schnell weiter, bis alle Zutaten fertig vorbereitet waren. Sie hängte einen Topf über das Feuer, gab Fett hinein

und legte dann erst das Fleisch, anschließend Zwiebeln und Speck und schließlich den Kohl hinein. Dann goss sie viel Wasser nach und schwenkte den Topf am Haken über die offenen Flammen.

Luise wischte sich die Hände an der Küchenschürze ab. Wo Tom nur war? Vielleicht döste er in der Kammer. Luise könnte zu ihm gehen, doch falls er fest schlief, konnte er unausstehlich werden, wenn Luise ihn weckte. Sie wollte daher erst zu ihm gehen, wenn das Essen fertig war.

Sie wandte sich um, um Salz aus dem Wandschränkchen zu holen. Und da sah sie es. Es war nicht so, dass sie bei dem Anblick erschrak. Sie fühlte eigentlich gar nichts. Es erschien ihr alles selbstverständlich. So, als hätte sie das Grauen längst erwartet.

Nur mit der plötzlichen Starre ihres Körpers, die sie absolut unbeweglich machte, hatte sie nicht gerechnet.

Henri überprüfte noch einmal all seine Fallen. Er sah Spuren von allen möglichen Tieren auf dem weichen Waldboden. Aber keines war in eine Falle getreten, obschon diese nun schon seit einigen Tagen ihrer Opfer harrten. Von Wölfen keine Spur. Henri legte einige Stücke Hammelfleisch in die Schlingen, um die Tiere anzulocken. Der Geruch musste unwiderstehlich auf sie wirken, in ihrer Gier mussten sie sich einfach in den Schlingen verfangen.

Als Henri alles überprüft hatte, erhob er sich. Er dachte über das nach, was ihm der Jagdaufseher erzählt hatte. Irgendetwas passte da nicht zusammen. Aber er wusste nicht, was. Er kannte sich nicht gut genug mit Wölfen aus. Oder hatte er etwas übersehen?

Henri führte sein Pferd aus dem Wald hinaus. Er schlug den Weg Richtung Edinburgh ein und ritt auf einem schmalen Pfad durch das Moor um das Dorf herum.

Er wollte eine Audienz beim König erbitten. König Robert der Erste, den man *the Bruce* nannte, sollte ihm einen Freibrief ausstellen. Henri wollte unter seinen persönlichen Schutz gestellt werden und somit ein Privileg erlangen, das auch die Juden seit vielen Jahren schon besaßen.

Henri wusste inzwischen, dass der Templerorden in Schottland offiziell nicht verboten worden war, also wollte er eine Probe aufs Exempel machen. Sein Vorhaben war zugegebenermaßen riskant. Unter Umständen konnte er dabei in Lebensgefahr geraten. Aber Henri war in den letzten Tagen klar geworden, dass er nicht weiterleben wollte wie bisher. Er war es leid, auf der zu Flucht sein und sich und seine Gefährten immer wieder in Gefahr zu bringen. Er wollte in klaren Verhältnissen leben. Nur so konnte er sich offiziell wieder in seiner Heimat Roslin niederlassen. Erst, wenn er diesen Geleitschutz in Händen hielt, konnte er seine Tarnung aufgeben. Dann erst war er ein freier Mann. Bis dahin war er nichts anderes als ein Sklave von Krone und Papsttum, den beiden Mächten, die sein bisheriges Leben bestimmt hatten.

Nach etwa dreistündigem Ritt kam Henri in der Hauptstadt an. Als er das Stadttor passierte, brach die Sonne durch die dunklen Winterwolken und brachte die vergoldeten Dachreiter von St. Giles zum Leuchten. Die schmalen, engen Gassen waren trocken. Henri sah auffällig viele Soldaten. Doch er blieb unbehelligt auf dem Weg zum Bischofspalast. Sein Pferd trabte den gepflasterten Burgberg empor, und so stand er alsbald vor dem Wächterhaus der Festung.

Er stellte sich als Kaufmann aus Paris vor und erklärte den Wachen, weshalb er gekommen war. Diese ließen ihn daraufhin in den inneren Burghof ein. Dort saß Henri ab und

band sein Pferd vor einem Stall an. Nachdem er den dortigen Wachhabenden sein Begehren noch einmal vorgetragen hatte, verschwand ein Bote im Innern der Burg und kam nach einer Weile zurück. Mit einer stummen Geste forderte er Henri auf, ihm zu folgen.

Henri sollte im Vorraum des Audienzimmers warten. Ein Diener nahm ihn in Empfang. Man erklärte ihm, dass der König sehr beschäftigt sei und vor ihm noch sieben andere Bittsteller zu empfangen habe.

Henri war enttäuscht, wollte sich aber in Geduld fassen. Er blickte sich in dem kargen Vorraum um, der eher einer Zelle glich. Die anderen Bittsteller warteten offenbar in anderen Zellen. Henri fühlte sich plötzlich unangenehm beengt. Er mochte derart enge Räume nicht, vor allem dann nicht, wenn er nicht genau wusste, worauf er sich einließ. Daher suchte er kurz entschlossen die Burgkapeile auf. Dort würde er die Zeit, bis man ihn vorließ, besser überbrücken können.

Die Christen feierten in diesen Tagen die letzten Sonntage des Jahreskreises. In der Kapelle las ein bäuerlich wirkender Priester die Messe. Seine Predigt kreiste um das endzeitliche Kommen Christi und die Auferstehung der Toten. Das neue Leben in Gottes Reich stand kurz bevor. Das Ende des Alten sollte die Hoffnung auf das Neue stärken. Etwas wurde in diesen Tagen beendet, und jeder Christ sollte sich auf einen neuen Anfang einstellen.

Henri betete innig. Diese letzten Sonntage waren ein Hoffnungsschimmer für ihn. Nichts blieb, wie es war. Er gedachte der Menschen, die seinen Weg gekreuzt und viel Leid, aber auch Freude erfahren hatten. Und er gedachte der Verstorbenen. Sie waren jetzt nicht mehr bei ihm, aber sie würden auferstehen.

Plötzlich riss ihn eine laute Stimme aus seinem Gebet.

»Wo ist der Kaufmann aus Paris?«

Henri blickte sich um und sah eine Schlosswache am Eingang zur Kapelle stehen. Als er den Mann ansah, sagte dieser: »Ich denke, du willst den König sprechen? Willst du ihn verärgern?«

Henri war nicht erbaut über die rüde Unterbrechung. Aber er erhob sich widerspruchslos, schlug ein Kreuz und folgte dem Mann.

Er führte ihn zu einem Torturm und eine gewundene Stiege hinauf. An deren Ende öffnete sich ein großer Saal. Darin brannten an beiden Stirnseiten wärmende Kaminfeuer. In der Mitte des nur vom Schein des Feuers erhellten und nach oben hin von niedrigen Holzdecken begrenzten Raums stand ein langer Tisch. Darauf standen Krüge, Becher und zinnerne Teller neben irdenen Schüsseln. Vor den Kaminen saßen Menschen auf mit Fellen bedeckten Schemeln.

Henri trat ein. Der Wächter, der ihn hierher gebracht hatte, wies auf eine einfache, niedrige Tür, die so unscheinbar war, dass Henri kaum glauben konnte, dass ihn dahinter der schottische König erwartete.

Aber genauso war es. Als Henri mit eingezogenem Kopf durch die Tür getreten war, gelangte er in einen kleinen Raum mit einem Podest. Der darauf stehende Thronstuhl war leer. Doch Henri erblickte eine Gestalt, die am Fenster stand. Sie hob sich groß und schwer von dem matten Tageslicht ab, das durch das Fenster fiel.

Henri trat näher. Erst jetzt nahm er die Bewaffneten wahr, die sich an drei Wänden des Raums postiert hatten. Sie hätten sich im Nu auf ihn gestürzt, wenn er böse Absichten gehegt hätte. Henri räusperte sich, beugte ein Knie und sagte:

»Mein König. Ich komme aus Paris, bin aber schottischer Abstammung. Und ich bitte Euch inständig um Hilfe.«

»Das tun alle, die hierher kommen«, entgegnete der König, ohne sich umzudrehen. »Was genau willst du von mir?«

»Ich brauche freies Geleit. Ich will mich in Schottland frei bewegen können.«

»Weshalb?«

»Um meinen Geschäften nachzugehen, die viel Geld nach Schottland bringen können und auch Arbeit für andere schaffen.«

König Robert wandte sich um. Henri sah ihn zum ersten Mal, er hatte nie zuvor ein Bild von ihm gesehen, von dem Mann, der jahrelang als Vogelfreier von englischen Häschern verfolgt worden war und sich nun den schottischen Thron erkämpft hatte.

»So, so, du willst also Schottland und dem schottischen Volk dienen?«

»Natürlich mache ich meine Geschäfte in erster Linie um meines eigenen Vorteils willen, Majestät. Aber sind nicht diejenigen Geschäfte die besten, von denen beide Seiten profitieren?«

»Ein solches kannst du anbieten?«

»Ich bringe feines Tuch nach Schottland und führe grobe Wolle nach Süden. Und für beide Enden meines Handelsweges schaffe ich Vorteile.«

Der König kam mit mehreren raschen Schritten auf Henri zu. »Du bist Henri de Roslin, der Tempelritter. Du hast Schottland vor Jahren verlassen. Und jetzt kehrst du zurück in deine Höhle. Du bist alt und müde geworden und suchst Schutz wie ein in die Jahre gekommenes Raubtier. Warum belügst du den König der Schotten?«

Henri war überrascht, aber gleichzeitig auf der Hut. »Verzeiht, Majestät, Ihr seht, dass ich sofort reuig bin, aber die Not, die mich die Lüge lehrte, habe ich mir nicht selbst bereitet. Sie wurde von der Willkür der Herrschenden geboren. Ja, ich bin Henri de Roslin. Ich komme zurück, und ich möchte in Ruhe und Frieden auf meiner Burg leben. Von Euch höre

ich Dinge, die mich hoffen machen, dass Schottland wirklich frei geworden ist. Auch ich will tatsächlich frei leben. Helft mir dabei!«

Der König verzog das Gesicht. »Ich könnte dich auf der Stelle verhaften lassen, Tempelritter! Du verschwindest im Verlies, und niemand wird jemals wieder etwas von dir hören.«

»Das könnt Ihr, Majestät. Aber wenn Ihr dies tätet, wäret Ihr nicht der König der Schotten!«

»Was redest du da?«

»Der König aller Schotten, Majestät, herrscht nicht mit Kerker und Willkür. Er öffnet die Tore aller Einschränkungen und schenkt seinem Volk die Freiheit. Ich bin kein Feind.«

Der König starrte Henri an. In seinem Gesicht zuckt es. Dann wandte er Henri wieder den Rücken zu und blickte zum Fenster hinaus. Henri warf einen Blick auf die Bewaffneten an der Wand. Sie rührten sich nicht. Er wusste, wenn es darauf ankäme, würde er bis zum letzten Blutstropfen kämpfen – wenn auch auf verlorenem Posten.

»Du willst also auf deine Burg zurück?«, fragte der König.

»So ist es, Eure Majestät.«

»Warum sollte ich dir das erlauben? Die Burg wird schon seit Jahren von einem Verwalter betreut, der dort wohnt. Ich könnte sie eventuell selbst gut gebrauchen, um sie einem meiner Vasallen zu schenken. Als Lehnsherr muss man Geschenke machen können.«

»Die Burg gehört meiner Familie«, erwiderte Henri.

»Das ist kein Grund! Es sind schon andere Familien vertrieben worden.«

»Die Burg ist verseucht«, sagte Henri. »Werwölfe haben sich dort eingenistet. Es sind Morde geschehen. Das liegt an der verfluchten Geschichte unseres schönen Schottlands, in der fremde Mächte eine Willkürherrschaft errichtet haben!«

»Du meinst die Engländer?«

»Wen sonst, Eure Majestät.«

Henri hatte klug gesprochen. Er hatte den König erreicht. Robert the Bruce drehte sich langsam um. Er starrte Henri lange an und sagte dann: »Du hasst die Engländer?«

»So wie ich alle hasse, die andere Menschen unterdrücken.«

»Hasst du auch die Franzosen?«

»Sie haben dem Orden der Tempelritter übel mitgespielt. Aber in Schottland haben sie keine Gewalt. Deshalb will ich nicht über sie urteilen.«

»Hm. Eine diplomatische Antwort. Gedenkst du den Orden in deiner Heimat wieder aufzurichten?«

Henri schwieg. Er wusste selbst nicht, ob er diese Absicht überhaupt noch verfolgte. Einst hatte er an nichts anderes gedacht. Er war umhergezogen, um Gleichgesinnte zu finden, mit denen er den Tempel neu gründen konnte. Aber in der letzten Zeit spürte er, dass eine solche Absicht sinnlos war. Er konnte den Tempel nicht wieder aufbauen. Ihm ging es vielmehr darum, Frieden zu schließen und Frieden zu finden.

»Ich weiß es nicht, Majestät«, antwortete Henri aufrichtig.

Es klang ehrlich genug, dass der König zufrieden nickte.

»Nun gut, aber wenn du das vorhast... Ich muss dich warnen!«

»Der Orden ist in Schottland nicht verboten, Majestät.«

»Das ist richtig. Und die Gründe dafür sind vielfältig. Sie haben auch mit mir zu tun. Aber es könnten kurzfristig Dinge geschehen, die die Lage grundlegend verändern. Es könnte sein, dass mein Schreiber im Nebenzimmer gerade eben die Deklaration zum Verbot des Ordens auch in Schottland verfasst, und ich müsste sie dann unterschreiben. Es könnte sein, dass dieses Vorgehen unbedingt nötig ist.«

»Die Tempelritter haben diesem Land immer treu gedient, Eure Majestät.«

»Darüber kann man durchaus geteilter Meinung sein. Wo waren sie zum Beispiel, als wir gegen die Engländer kämpften? Ich habe keinen einzigen Templer getroffen, der an meiner Seite stand.«

Die Stimme des Königs war aufbrausend geworden. Henri erkannte den bitteren, selbstgefällig ungerechten Klang der Macht. Einer solchen Stimme widersprach man besser nicht. Henri gemahnte sich zur Vorsicht. Er hätte sagen können, dass kein Templer bei den Freiheitskämpfen der Schotten zugegen gewesen war, weil sie alle in Kerkern dahinvegetierten oder tot waren, weil niemand auf ihrer Seite gestanden hatte, als man sie verfolgt hatte. Stattdessen sagte er: »Gebt dem letzten Templer eine Chance, an Eurer Seite zu kämpfen, Majestät. Wenn nicht mit der Waffe in der Hand, dann eben mit anderen Tugenden. Mit Aufrichtigkeit, Mut, Ehrlichkeit und Überzeugungskraft.«

»Wie alt bist du, Henri de Roslin?«

»Achtundvierzig Jahre im Kalender des Herrn.«

»Ein wackeres Alter! Was hast du in den Jahren nach dem Verbot des Ordens getan?«

»Ich habe gekämpft.«

»Und vor dem Verbot?«

»Auch da kämpfte ich. Wenn auch für andere Ziele. Für die Christenheit und die Befreiung der heiligen Stätten. Für ein Land und eine Krone. Danach kämpfte ich nur noch ums nackte Überleben.«

»War das nicht eine Vergeudung von Kampfkraft und Moral?«

»Das müsst Ihr die fragen, die uns Templer verraten haben und verfolgen ließen.«

»Du würdest für mich kämpfen?«

»Ich kämpfe jederzeit für Schottland und für die Ehre der schottischen Krone!«

»Eine ausweichende Antwort, Templer! Aber belassen wir es dabei. Ich verstehe deine Haltung. Ich werde deine Bitte überdenken und dir Bescheid geben, wenn ich mich entschieden habe. Dann lasse ich dich rufen, entweder, um dir ein Amt zu übertragen oder um dich in Ketten zu legen. Und jetzt geh.«

Henri verneigte sich wortlos und ging hinaus. Draußen stand er einen Moment mit dem Rücken zur Tür und atmete tief ein. Zwei Wachsoldaten traten sofort mit drohender Miene auf ihn zu und forderten ihn barsch auf, weiterzugehen.

Henri hielt sie mit einer beschwichtigenden Handbewegung auf Distanz. Dann ging er langsam den Weg in den Burghof zurück. Er wusste, dass die nächsten Tage über sein gesamtes restliches Leben entscheiden würden.

Das Wesen saß auf dem Schemel und hatte die weißen Vorderpfoten auf die Tischplatte gelegt.

Luises Herz schlug wild. Aber insgeheim hatte sie damit gerechnet, dass etwas Derartiges geschehen würde. Sie rührte sich nicht. Das Wesen rührte sich ebenso wenig. Wie war es überhaupt hereingekommen? Luise wagte nicht, weiter darüber nachzudenken. Sie erinnerte sich, wie Priester Wigtown einmal gesagt hatte, dass die Ungeheuer, die ihn in seinem Schlaf überfielen, überall Zutritt hätten. Damals hatte sie nicht verstanden, was er meinte, sie hatte nur geahnt, dass der Priester sich mit Dingen beschäftigte, die sie besser nicht näher erkundete. In diesem Moment sah sie seine Worte jedoch in ganz anderem Licht.

Luise versuchte, sich mit kleinen, vorsichtigen Schritten zur Seite zu bewegen. Neben dem Herd gab es eine Tür, die in den Garten führte. Dort, wo sie eines Nachts im Mondschein einen schrecklichen Schatten gesehen hatte. Sie begriff, dass dieser Schatten demselben Wesen gehört hatte, das ihr jetzt gegenüber saß. Was immer es auch für ein Wesen war.

Luise fasste Mut. Die Kreatur saß nur da und starrte sie an. Jetzt veränderte sich etwas an seiner Schnauze. Die Lefzen öffneten sich langsam, und darunter kamen zwei Reihen spitzer langer Zähne zum Vorschein. Sie sind gelb, aber kräftig, dachte Luise, diesem Gebiss entgeht kein Tier, und vielleicht auch kein Mensch. Weißer Schaum bildete sich an den Lefzen, und ein leises, kehliges Knurren kam aus seinem Rachen.

Und dann hörte Luise noch einen anderen Laut. Es dauerte eine Weile, bis ihr klar wurde, dass er ihrer eigenen Kehle entsprang. Es war ein hohes, atemloses Winseln, beinahe eine Melodie. Sie hatte flüsternd zu singen begonnen. Ein Lied aus ihrer Kindheit, das die Mutter ihr vorgesungen hatte, um ihr die Angst vor der Dunkelheit zu nehmen.

Vorsichtig trippelte Luise seitwärts. Sie blickte zur Tür. Es waren nur noch wenige Schritte. Sie musste ganz, ganz langsam vorgehen.

Gerade, als sie die Hand nach der Klinke ausstrecken wollte, bemerkte sie eine Bewegung. Das Wesen am Tisch zog langsam die Vorderpfoten auf den Schemel zurück. Es erleichterte Luise ein wenig, obschon sie nicht genau wusste, warum. Ist dieses Wesen eines von denen, fragte sie sich, die Priester Wigtown in seinen unruhigen Träumen geboren hat?

Mit einem Mal erinnerte sich Luise daran, wie der Priester eines Abends zu ihr von Schuld gesprochen hatte. Es war der Abend gewesen, an dem der kleine James gestorben war. Wigtown hatte sich an seinem Tod schuldig gefühlt. Luise hatte das nicht verstehen können und nachgefragt. Daraufhin hatte Wigtown ihr erklärt, dass es sein Hund gewesen sei, der den Jungen getötet habe. Es war die Brut einer seiner Hündinnen gewesen, die sich mit einem Wolf gepaart hatte. Eine wahre Bestie, hatte Wigtown gesagt.

Luise hatte das für Unfug gehalten. Sie hatte geglaubt, Wigtown sei durch seine schlimmen Träume völlig verwirrt gewesen. Doch jetzt wusste sie, dass er die Wahrheit gesagt hatte.

In diesem Augenblick ließ das Wesen am Tisch ein schauerliches Knurren ertönen, das Luise das Blut in den Adern gefrieren ließ. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Sie erstarrte. Das Knurren ging in ein Heulen über, und die Augen des Wesens röteten sich zunehmend. Und dann sah Luise, dass zwischen den Lenden des Tieres ein rotes Gemächt hervorwuchs. Entsetzt starrte sie die Stelle an.

Was geschah hier? Was sollte mit ihr geschehen? Wieder versuchte sie, dem Bann zu entkommen. Sie schob einen Fuß seitlich neben den anderen, ohne die Sohlen anzuheben. Die Tür war ganz nahe. Erneut streckte sie die Hand danach aus.

Doch es war bereits zu spät. Das Wesen hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Und es war schneller als ein Blitz. Es paarte die Behändigkeit und Jagdlust des Wolfes mit der Sicherheit des Hundes, der sich auf vertrautem Gelände bewegt und die Menschen kennt.

Es sprang.

Luisens letzter Gedanke galt dem Priester. Er hatte viele Geheimnisse besessen. Eines der größten war sein Reichtum gewesen. Über Nacht war er vermögend geworden. Woher war dieses Vermögen gekommen? Mit eigenen Augen hatte Luise die handgezeichneten Karten von Lageplätzen im Moor gesehen, ebenso wie die mit Gold, Silber, Edelsteinen und wunderbarstem Geschmeide gefüllte Kiste. Damals hatte sie gedacht, es müsse sich um den Schatz der Templer handeln, von dem alle sprachen. Und Wigtown hatte eine Bemerkung gemacht, die sie in dieser Ansicht bestärkte. Aber kurz darauf hatte der Priester den Schatz versteckt und nie mehr davon gesprochen. Was war aus ihm geworden?

Luise bekam keine Gelegenheit mehr, weiter darüber nachzudenken. Das Wesen hatte sie mit schnellen Sprüngen erreicht.

Der König ließ seine Berater rufen. Er musste eine Entscheidung treffen. Sie betraf auch den Templer, aber nicht nur ihn. Auf diesen Mann konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen. Er musste an das Land denken, das er regierte. Sein Entschluss würde für ganz Schottland entscheidend sein. Und er wollte keinen Fehler machen.

Die vier Berater des Königs nahmen im Halbkreis um den König herum Platz. Dieser hatte sich entschlossen, nicht auf den Thron zu steigen, sondern auf gleicher Höhe mit seinen Untergebenen zu sprechen. Daher hatte er sechs gleiche Stühle in seinem Raum aufstellen lassen. Als alle saßen, trat der Sekretär des Königs vor und schilderte die Lage. Anschließend gab es eine kurze Pause, dann ergriff der König das Wort.

»Wir haben das Abkommen besiegelt und dürfen es jetzt nicht brechen. Das bedeutet, dass wir unsere Zusagen einhalten müssen, auch wenn wir insgeheim zu anderen Einsichten gekommen sind. Unsere Vertragstreue darf niemals in Zweifel gezogen werden. Gott stehe uns bei, damit wir keinen Fehler begehen.«

Der Sekretär fasste die vier Ratgeber ins Auge. Es waren der höfische Fiskal, der Seneschall der Garde, der Schriftgelehrte und der Hauptmann der Truppen. Dann hob er ein mit Siegeln versehenes Schriftstück und sagte: »Im Jahr 1291 fiel mit Akkon im Heiligen Land die letzte Bastion der Christenheit. Zur selben Zeit bestieg der Onkel unseres heutigen Königs den schottischen Thron. Sein Enkel, unser derzeitiger Herrscher Robert Bruce, stand bei den Krönungsfeierlichkeiten an seiner rechten Seite. Als dieser fünfzehn Jahre später einen

verruichten englischen Lord erschlug, der Geschäfte mit den Feinden machte, stand sein Onkel an seiner Seite. So halten die Schotten zusammen. Und so muss es immer sein. Wir werden keinem Engländer mehr gestatten, einen Fuß auf den heiligen schottischen Boden zu setzen.«

»Das ist geklärt, und dem stimmen wir alle zu«, sagte der Schriftgelehrte. »Aber warum habt Ihr uns gerufen?«

»Es gilt, eine folgenschwere Entscheidung zu treffen. Für das Königshaus und für das Land.«

»Welche?«, wollte der Seneschall wissen.

Der König hob die Hand. »Wir können unsere hehren patriotischen Ziele im Augenblick nur durchsetzen, wenn wir starke Verbündete haben«, sagte er. »Die Engländer stehen wieder bereit, um mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Kraft in Schottland einzufallen. Sie haben ihre Absicht, Schottland zu unterwerfen, niemals aufzugeben. Auch wenn wir die Deklaration von Arbroath in der Tasche haben, sind wir noch lange nicht unabhängig. Das sind wir erst, wenn die Engländer uns dies mit Brief und Siegel bestätigen, und das werden sie nicht freiwillig tun.«

»Aber unsere Earls und führenden Magnaten haben die Erklärung von Arbroath unterschrieben! Es war keiner dabei, der seine eigenen Interessen durchsetzen wollte oder mit England paktierte!«

»Das stimmt, Fiskal«, sagte der König. »Aber ich darf Euch daran erinnern, dass die Engländer sagten, niemals auf Schottland verzichten zu wollen.«

»Dann darf ich Euch, mit Verlaub, an die Worte unserer Earls erinnern, Majestät. ›Solange noch hundert von uns am Leben sind‹, schworen sie, ›solange sind wir niemals gewillt, uns unter die Herrschaft Englands zu beugen. Wir kämpfen nicht für Ruhm, Reichtum oder Ehre, sondern allein für die Freiheit, die kein ehrenhafter Mann aufgibt, solange er am Leben ist.«

»Ja, so sprechen Schotten«, sagte der König leise.

»Wir brauchen dennoch Bündnispartner«, sagte der Sekretär.

»Und wir haben welche gefunden. Sie brauchen uns ebenso wie wir sie.«

»Wer ist es?«, wollte der Hauptmann wissen.

»Die Franzosen«, sagte der Sekretär.

König Bruce sprach wieder. »Das mag Euch überraschen, denn auch die Franzosen waren einmal unsere Feinde, das stimmt. Doch sie sind es nicht mehr. Allerdings sind sie die schärfsten Feinde Englands. Damit haben wir denselben Feind. Und damit werden die Franzosen für uns zu den besten Verbündeten.«

»Ist das gut, mein König?«, fragte der Seneschall.

»Nun, es ist taktisch äußerst sinnvoll. Schottland ist ein kleines Land. Wir müssen geschickt vorgehen. Gen Süden hin sind wir von unseren Feinden flankiert, zu den drei anderen Seiten begrenzt uns das Meer. Sollen wir das Schicksal der Waliser teilen, die sich den Engländern verkauften, nachdem man sie grausam unterdrückte?«

»Das darf niemals geschehen!«, rief der Hauptmann.

»Ihr seid der große Rat meiner Regierung«, sagte der König.

»Ich habe euch dazu berufen, also ratet mir. Ist es richtig, sich mit den Franzosen zu verbinden?«

»Majestät, selbst wenn wir einen Beschluss fassen, wisst Ihr, dass die Parlamente ihn anfechten können. Die Kronvasallen sind längst nicht mehr so bescheiden, wie sie einst waren, sie wollen mitregieren; die Magnaten, die baronale Opposition, die Grafschaftsritter und die Städte wollen seit Neuestem ebenfalls mitentscheiden. Sie werden immer stärker. Wäre es da nicht besser, sie in die Entscheidung mit einzubeziehen? Gerade in einer Frage von derart nationaler Bedeutung?«

»Was sagt Ihr, mein kluger Schriftgelehrter?«, fragte der König.

Der Angesprochene antwortete: »Je breiter die Basis wird, die Euren Entscheidungen zugrunde liegt, desto mehr Zeit vergeht, bis die Entscheidung getroffen werden kann. Unser Rat muss genügen. Danach leisten wir Überzeugungsarbeit, und jeder wird zustimmen, wenn er einen Vorteil bekommt. Diesen Vorteil müssen wir aber auch schaffen.«

»So ist es«, sagte der Sekretär. »Ich werde die Bedingungen dafür aushandeln lassen.«

»Noch etwas«, sagte der Fiskal. »Wie werden sich die Diözesankleriker verhalten? Sie treffen ihre Entscheidungen regelmäßig nicht nur für sich, sondern auch für ihre *communitates*, sie sind ihnen verpflichtet, deshalb ist ihre Zustimmung immer heikel und ungewiss.«

»Wir haben es immer geschafft, die Diözesen auf unsere Seite zu ziehen«, sagte der König. »Wir werden ihnen Reliquien versprechen. Das wird sie milde stimmen.«

»Wir sollten den Bogen nicht überspannen«, warnte der Seneschall.

»Ach was«, meinte der Hauptmann der Truppen. »Sie werden parieren.«

»Was verlangen die Franzosen dafür, dass sie uns militärische Hilfe gewähren?«, wollte der Seneschall wissen. »Sie tun es gewiss nicht, weil in unseren Flüssen die fettesten und schmackhaftesten Lachse schwimmen.«

»Nein, deshalb nicht«, sagte der König. »Sie haben im Augenblick ein viel klarer definiertes Interesse. Sie wollen, dass wir ihnen das Recht gewähren, die restlichen Tempelritter in unserem Land zu jagen, um sie dann nach Frankreich zu bringen und vor ein französisches Gericht zu stellen.«

»Na, wenn es weiter nichts ist!«, sagte der Hauptmann.

»Gibt es überhaupt noch Templer in unserem Land?«, wollte der Schriftgelehrte wissen.

»Oh ja«, sagte der König. »Ich empfang gerade einen. Und wenn ich mich mit dem französischen König einige, muss ich ihn ans Messer liefern.«

»Ein Ketzer weniger!«, sagte der Hauptmann.

»Aber er ist ein kerniger Schotte!«, warf der Sekretär ein.  
»Ein aufrechter Mann, ein Held und Patriot!«

»Wie heißt er?«

»Henri de Roslin!«

»Dieser Mann? Ist er überhaupt aus Fleisch und Blut? Ich hörte schon so viele abenteuerliche Dinge über ihn, dass ich ihn fast für ein Hirngespinnst halte!«

»Er lebt. Und er will sich in Roslin auf seiner Burg niederlassen!«

»Ist er gefährlich?«

»Man sagt es. Aber ich habe ihm einen Bluthund an die Fersen geheftet.«

»Nun, egal, opfert ihn!«, forderte der Hauptmann. »Ein Templer mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. Wir müssen an Schottland denken.«

»Ja, das müssen wir wohl«, entgegnete der König leise.

Henri konnte sich noch nicht entschließen, nach Roslin zurückzureiten. Er war noch zu bewegt von der Unterredung mit dem König. Ihm war klar, dass er noch immer in großer Gefahr schwebte. Das Schicksal konnte sich für oder gegen ihn wenden. Henri spürte, auf welchem schmalen Grat er wandelte.

Als er auf der Suche nach einem Gasthof durch die gewundenen Gassen zu Füßen der Burg ritt, schien es ihm, als ob ihm jemand folgte. Henri ließ sich nichts anmerken, darin hatte er inzwischen Übung. Er drehte sich nur einige Male vorsichtig um, um zu sehen, ob er sich nicht täuschte. Nach einiger Zeit war er sich sicher. Der Mann unter dem dunklen

Umhang mit dem tief ins Gesicht gezogenen Schlapphut folgte ihm durch das ganze Viertel.

Henri steuerte einen zivil wirkenden Gasthof an, band sein Pferd davor fest und ging hinein. Er wählte einen Platz neben einem der grünen Butzenfenster und blickte nach draußen. Im Regen, der inzwischen eingesetzt hatte, konnte er seinen Verfolger zunächst nicht entdecken. Doch dann nahm er dessen diffuse Umrisse an einer Straßenecke wahr. Der Mann hatte vor der kalten Nässe Schutz unter einem Vordach gesucht.

Henri kannte ihn nicht. Er überlegte, welche Interessen er wohl verfolgte. War er ihm erst seit der Audienz beim König auf den Fersen, oder war er ihm schon von Roslin aus gefolgt? Spitzel hatten die unangenehme, aber für einen Auftraggeber durchaus sinnvolle Eigenschaft, vom Verfolgten lange Zeit unbemerkt zu bleiben.

Henri ließ sich etwas Brot und Wurst sowie kaltes Quellwasser aus dem Hochland bringen. Als er nach einer Weile aus dem Fenster blickte, war sein Verfolger verschwunden. Doch Henri war weiterhin auf der Hut. Das konnte ein Trick sein.

Henri zahlte die Zeche und verließ das Gasthaus. Draußen nieselte es nur noch leicht. Dennoch spürte Henri die feuchte Kälte rasch bis auf die Knochen. Als er sein Pferd bestieg, fröstelte er bereits. Beim Sekretär des Königs hatte er angegeben, dass er auf seiner Burg bei Roslin zu erreichen sei. Es hatte jetzt keinen Zweck mehr, mit verdeckten Karten zu spielen. Henri wollte möglichen Feinden Auge in Auge gegenüberreten.

Es war ohnehin an der Zeit, offene Verhältnisse zu schaffen. Henri spürte Zorn in sich aufsteigen, während er daran dachte, dass er sich bis heute viele Jahre lang hatte verstecken müssen. Hatten sich nicht viele andere, die ungeniert in der Welt

herumgingen, hundertmal mehr zuschulden kommen lassen als er? Gab es nicht Menschen, die Verrat auf Verrat häuften und die dennoch in Amt und Würden waren?

Henri musste an seinen Freund Joshua denken, der jetzt in London war. Auch er war sein ganzes Leben lang auf der Flucht gewesen. Er war Jude, aber war das ein Grund, ihn zu verfolgen? Er war der friedfertigste Mann, den es gab.

Und Uthman? Der Sarazene musste sich ständig verteidigen, und nur deshalb, weil er für Gott einen anderen Namen hatte als die Christen.

Etwas ist faul in unserer Zeit, dachte Henri. Und es sieht nicht so aus, als ob sich das in Kürze ändern würde.

*November 1320. Werwölfe*

Die ausgedehnten Laubwälder im Süden von Roslin boten vielen Tieren Schutz. Es war ein Wildparadies. Aber auch Räuber fanden hier Unterschlupf. Als Sean gegen Mittag ausritt, brach eine schwache Wintersonne hinter den dunklen Wolken hervor und sandte fahle Lichtstrahlen durch das kahle Geäst. Ein paar Meter vor ihm querten zwei Rehböcke den Pfad. Sean griff unentschlossen nach Pfeil und Bogen, ließ die Tiere dann aber laufen. Er hatte andere Ziele.

Jetzt, da Henri in Edinburgh war, wollte Sean die Zeit nutzen, um sich im Gebrauch der Waffen zu vervollkommen. Außerdem wollte er das Alleinsein trainieren. Er musste lernen, sich auf sich selbst zu verlassen. Er fieberte dem Tag entgegen, an dem Henri ihn zum Ritter schlagen würde. Die Schwertweihe war sein innigster Wunsch. Danach würde er seinem Herrn besser dienen können. Er würde ihn vor allen Feinden beschützen, die ihn auf seinen Wegen bedrohten.

Sean trat seinem Pferd energisch in die Flanken. Der Weg war ein wenig breiter geworden, und er wollte das Waldstück schnell hinter sich lassen. Doch das Licht, das er gesehen und von dem er sich ein Ende des Waldwegs versprochen hatte, war von einer Lichtung gekommen; dahinter schloss sich schon das nächste Waldstück an. Sean wurde langsam klar, dass er sich vor seinem Ausritt besser über die landschaftlichen Gegebenheiten hätte informieren sollen. Hier im Süden von Roslin gab es offensichtlich keine freien Wiesen und Hügel, die es ihm erlaubten, mit seinem Pferd frei dahinzupreschen.

Das war die erste Lektion, die er an diesem Tag lernte.

Sean überlegte, ob er umkehren sollte. Er versuchte, sich an den Weg zu erinnern, den er mit Herrn Henri auf dem Ritt von Süden hierher genommen hatte. Er musste weiter östlich liegen, denn dort hatte es wunderbare Weiden gegeben, Wiesen, auf denen auch jetzt im Herbst noch Schafherden grasten, Bäche mit klarem Wasser und Hügel, von denen aus man bis zum Meer blicken konnte.

Sean beschloss, in einem Bogen zurückzureiten. Er hatte Zeit. Sein Herr wurde erst am Abend zurückerwartet, und das Leben auf der Burg langweilte ihn bereits ein wenig. Dort war alles geregelt. Und als Gast konnte er sich dort nur sehr eingeschränkt bewegen, vor allem jetzt, wo der Verwalter zurückgekehrt war.

Sean hatte vergeblich nach einem hübschen Mädchen Ausschau gehalten, mit dem er sich die Zeit hätte vertreiben können. Er wusste, dass er keineswegs unattraktiv war und viele Frauen schon begehrlche Blicke auf ihn geworfen hatten. Zwar gab es auf der Burg einige liebenswerte und freundliche Weiber, aber die waren ihm alle zu alt.

Nach einer Weile erreichte Sean eine weitere Lichtung. Wieder brach die Sonne durch die Wolken. Sean saß ab und sortierte seine Pfeile und den Bogen. Er schulterte seinen Köcher, suchte einen geeigneten Baum, auf dem er sein Ziel markierte, trat dann weit genug zurück und begann zu schießen. Mittlerweile konnte er äußerst geschickt mit Pfeil und Bogen umgehen, jeder zweite Schuss traf auf dreißig Meter genau ins Ziel, die anderen wichen nur unerheblich ab.

Sean schoss einen Pfeil nach dem anderen ab und dachte derweil über seine Zukunft nach. Sollte er weiterhin an der Seite seines Meisters in Roslin bleiben? Sean wusste, dass die Rückkehr nach Roslin für Henri eine Art Endstation war. Er hatte einen langen Weg hinter sich, und hier, in Roslin, schloss

sich der Kreis. Aber Sean hatte sein eigenes Leben noch vor sich. Er wollte Ritter werden und ein eigenes Lehen erwerben. Er wollte eine Frau finden, und er wollte Kinder haben. Außerdem wollte er sich in großen Schlachten bewähren. An der Seite seines Herrn würde er auf all dies lange verzichten müssen. In Roslin konnte er von Zeit zu Zeit vielleicht an Turnieren teilnehmen und sich an den Aufwartungen zweitklassiger Schönheiten erfreuen. Aber ebenso würde er die Anfeindungen einfältiger Landadeliger und tölpelhafter Burschen ertragen müssen, die sich mit ihm messen wollten. Seinen Freund Uthman würde er obendrein möglicherweise niemals Wiedersehen. Ob er vielleicht nach Syrien gehen sollte, überlegte Sean, um an der Seite des Sarazenen zu leben? Doch so schnell ihm der Gedanke gekommen war, so schnell entschied er sich dagegen. Das Leben im Orient wäre doch allzu fremd für ihn.

Sean schoss.

Er war ein junger Mann, der schon so vieles gesehen und erlebt hatte, dass er sich nicht leicht zufrieden gab. Sollten alle Abenteuer seines Lebens in seinen noch jungen Jahren nun bereits hinter ihm liegen?

Sean schoss seinen letzten Pfeil ab. Er traf genau ins Ziel.

Gewiss, dachte er, als er sich daranmachte, seine abgeschossenen Pfeile aus dem Baumstamm zu lösen, sein Herr und Meister war der beste Mann auf Erden. Es war eine Auszeichnung, sein Knappe zu sein. Sean wusste das ganz genau, und er erfuhr es jeden Tag aufs Neue. Aber konnte Henri es ihm verdenken, wenn er jetzt aus seinem Schatten trat und seine eigenen Ziele verfolgte?

Gewiss nicht. Henri würde ihn sicher verstehen. Aber er würde ihn nur schweren Herzens ziehen lassen. Und auch Sean selbst würde traurig sein, wenn er seinen Herrn verließ. Das wusste er schon jetzt.

Plötzlich hielt Sean inne. Er hatte etwas gehört.

Waren da nicht Stimmen, irgendwo weiter hinten im Wald? Außerdem war ein leises Klopfen zu hören. Der Wind hatte sich offenbar gedreht, sodass Sean nun hörte, was sich weiter vor ihm abspielte. Es waren eindeutig Männerstimmen, die er vernahm.

Sean überlegte. Was machten so viele Männer zu dieser Tageszeit im Wald, südlich von Roslin? Waldarbeiter konnten es kaum sein. In der feuchten Jahreszeit wurde kein Holz geschlagen. Und Kaufleute zogen abseits der bekannten Pfade nicht durch finstere Wälder.

Dann blieb nur eine Möglichkeit: Es musste sich um eine Räuberbande handeln! Hatte man in Roslin nicht auch davon gesprochen, dass in dieser Gegend Räuber ihr Unwesen trieben? Andererseits, überlegte Sean, würden Räuber so laut sein, dass man sie meilenweit hörte?

Der junge Mann wusste sich keinen Rat. Doch er war sehr neugierig, daher musste er unbedingt nachsehen, was es mit diesen Geräuschen auf sich hatte.

Sean verstaute die Pfeile wieder in seinem Köcher, ging zu seinem Pferd, saß auf und trabte vorsichtig nach allen Seiten spähend den schmalen Pfad durch den Wald entlang. Immer wieder hielt er an. Zwischen den hochgewachsenen Fichten musste er die Fremden schon von Weitem sehen. Aber er selbst konnte auch gesehen werden.

Sean fluchte leise. Jetzt hätte er sich dichtes Unterholz und niedriges Buschwerk herbeigewünscht. Langsam ritt er weiter. Er musste einige Male den Pfad verlassen, denn Regen und Schnee hatten ihn so aufgeweicht, dass teilweise hohe Pfützen darin standen. Einmal lag auch ein umgestürzter Baum im Weg. Kurze Zeit später klangen die fremden Stimmen so nah, dass Sean absaß und sein Pferd nur noch am Zügel hinter sich

herführte. Schließlich band er es an einen Baum fest und ging allein weiter.

Ganz vorsichtig schlich er sich an die Stelle heran, von der die Stimmen kamen. Zwischen den Bäumen tauchten jetzt braune Zelte auf. Aufgrund ihrer guten Tarnfarbe sah er sie erst im letzten Augenblick. Dann erblickte er eine Pferdekoppel und dahinter andere überdachte Verschläge. Und schließlich sah er die Männer.

Sean duckte sich und kroch auf allen vieren durch das nasse Unterholz. Einmal musste er innehalten, weil ihm sein Köcher von der Schulter rutschte. Er hob vorsichtig den Kopf und spähte angestrengt zu dem Lager hinüber. Es war jetzt noch höchstens fünfzig Fuß entfernt.

Noch erblickte er keine Menschen. Sie mussten in einem der größeren Zelte sein. Wie zur Bestätigung dieses Gedankens trat im gleichen Augenblick ein gutes Dutzend Männer aus einem Zelt heraus. Sie trugen Uniformen und waren bewaffnet.

Sean beobachtete sie. Sie gingen auf ein Feuer in der Mitte des Zeltplatzes zu. Waren es Soldaten des schottischen Königs? Dann brauchte sich Sean nicht vor ihnen zu verstecken. Doch als er sich gerade schon aufgerichtet und beschlossen hatte, sich offen im Lager zu zeigen, durchfuhr ihn ein Schreck.

Mit einem Mal begriff er, wen er da vor sich hatte. Er hatte sie hier nicht erwartet, daher hatte es wohl etwas länger gedauert, bis ihm die Erkenntnis gekommen war. Diese Uniformen waren allerdings unverkennbar. Sean kannte sie genau. Was er hier sah, waren französische Soldaten, Bewaffnete des französischen Königs!

Sean war so überrascht, dass er über eine Wurzel stolperte und der Länge nach hinfiel. Der Aufprall schmerzte so sehr, dass er unwillkürlich laut aufschrie.

Ja, dachte der Mann und zog seinen Schlapphut tiefer in die Stirn, sie haben eine wölfische Gesinnung. Das machen die Not und die Gefahren in diesem Land. Alle sind inzwischen infiziert. Doch die meisten verstecken sich. Sie sind feige und wollen nicht einsehen, wie es in Wahrheit um sie bestellt ist. Aber diesen Fehler begehe ich nicht. Ich spiele nicht falsch, ich will kein Wolf im Schafspelz sein.

Er folgte seiner Zielperson. Er war ihr schon seit einiger Zeit auf der Spur. An dem Tag, als der Kerl im Ort angekommen war, hatte er seine Fährte aufgenommen. Er hatte ihn sofort erkannt, diesen Ketzer! Den Mann, den alle Welt suchte! Er verströmte noch immer diesen unverkennbaren Geruch nach Unbotmäßigkeit, frechem Denken und Eigensinnigkeit! Er hätte diesen Kerl mit geschlossenen Augen wiedererkannt. Wo er nur so lange untergetaucht war?

Sein Geruchssinn war besonders gut ausgeprägt, das bestätigte ihm jeder. Bei günstigem Wind konnte er einen Menschen über eine Entfernung von einer Viertelmeile riechen. Deshalb musste er diejenigen, die er verfolgte, auch nicht immer im Auge behalten. Er roch, wann und wohin sie sich bewegten. Seine Augen waren viel zu schwach für seine Aufgabe, ihnen konnte er nicht vertrauen. Aber neben seinem Geruchssinn war auch sein Gehör außerordentlich. Er hörte seinesgleichen auf Meilen hinweg. Sobald er Witterung aufgenommen hatte, schlich er sich an. Und noch nie hatte er eine Spur verloren. Er blieb immer ganz dicht an der Fährte. Günstig war auch, dass er sich allen Bedingungen anpassen konnte. Er war ebenso frei von Hass wie von Liebe. So konnte jeder, der ihm genannt wurde, zu seinem Opfer werden. Er unterlag nicht den unwägbareren Risiken der Gefühle. Er führte nur seinen Auftrag aus. Und bei diesem hier musste er vorerst

nichts anderes tun, als der Zielperson auf der Spur zu bleiben. So lange, bis die Zeit reif war, das Opfer zu erlegen.

Er wusste, dass dieses Opfer ihn nicht kannte, er musste also nicht allzu vorsichtig sein. Und selbst, wenn der andere ihn bemerkte und ihm unerfreuliche Fragen stellte, konnte er immer noch den Unwissenden spielen.

In seiner jetzigen Gestalt war er nicht wiederzuerkennen. Sonst natürlich erkannte man ihn, dann stürzte man sich auf ihn und prügelte auf ihn ein. Also blieb er im Moment lieber so, wie er war.

Die Zielperson hatte den Gasthof verlassen und bestieg ihr Pferd. Er ging zu seinem eigenen Pferd, das er weiter unten in der Gasse angebunden hatte, und nahm die Verfolgung auf. Es ging quer durch die Stadt bis zum südlichen Einfallstor, dann aus der Stadt hinaus. Der Regen ließ langsam nach. Das war dem Verfolger nur allzu recht. Er stieß einen scharfen Laut aus, als ein kalter Wasserstrahl von einer Baumkrone hinab in seinen Kragen lief, es klang fast wie ein Knurren. Der Mann mit dem Schlapphut hasste die Feuchtigkeit. Kälte und Hitze machten ihm nichts aus, aber Wasser mied er, wo er nur konnte. Wenn er ein Opfer zu stellen hatte, ließ es sich natürlich nicht vermeiden, hin und wieder durch Bäche und Tümpel zu waten oder gar durch Flüsse zu schwimmen. Hinterher schüttelte er sich jedoch vor Ekel.

Wenn der Winter kam, wurde er regelmäßig unruhig. Er verfiel in einen rastlosen Trab, oft den ganzen Tag über, manchmal auch die ganze Nacht. Er war immer allein. Er mied Gruppen jeder Art. Menschen, die zusammen unterwegs waren, störten ihn. Nur wenn er allein auf die Jagd ging, verspürte er Erregung. Je näher er seinem Opfer kam, umso stärker wurde sie. Dennoch wurde er nie unachtsam. Er konnte jede Situation überdenken und seine Strategie darauf

abstimmen. Das war ein weiterer Vorzug, den er besaß. Und man bezahlte ihn gut dafür.

Zuweilen hatte er einen Verfolgten schon allein dadurch dazu verleitet aufzugeben, dass er ihm gegenüberstand und ihm tief in die Augen sah. Ansonsten tat er nichts, er starrte den anderen nur an. Einige der Schwächeren gaben dann auf. Aber auch, wenn das Opfer floh, war sein Schicksal besiegelt. Vielleicht sogar gerade dann, dachte der Verfolger, denn eine wilde Verfolgungsjagd stachelte ihn besonders an.

Wie würde sich der Kerl verhalten, den er jetzt verfolgte? Er konnte es noch nicht einschätzen. Er war ihm noch nicht lange genug auf der Spur. Da er wusste, wie gefährlich dieser Mann war, war jedoch auf jeden Fall Vorsicht geboten. Vor diesem Kerl hatte jeder Angst. Er musste sich also eine gute Taktik zurechtlegen, um ihn zu stellen.

Und genau diese erarbeitete er, während er dem anderen durchs Moor folgte. Es ist ein guter Plan, dachte der Verfolger. Der beste, den er bisher erdacht hatte. Er ließ seinem Gegner nicht die geringste Chance.

Henri ritt gedankenverloren dahin. Knapp den halben Weg von Edinburgh nach Roslin hatte er bereits hinter sich gebracht. Seinen vermeintlichen Verfolger hatte er nicht mehr gesehen. Er sorgte sich auch nicht sonderlich darum, immerhin gelang es diesem Kerl nur schwer, sich zu verbergen. Er würde früh genug mitbekommen, falls er ihm an den Kragen wollte. Nichtsdestotrotz blieb Henri wachsam und überprüfte den Sitz seiner Waffen. Er wusste, dass ihm genügend Zeit blieb, wenn der Verfolger ihm zu nahe kam. Denn in der Gegend, die vor ihm lag, gab es keinen Hinterhalt.

Henri überdachte noch einmal seine derzeitige Lage. Er konnte nicht sagen, wie sich der König entscheiden würde.

Sicher würde er seine Berater befragen. Stellte er eine Gefahr für seine politischen Pläne dar? Aber wie sahen diese Pläne aus?

Henri musste einsehen, dass er zu lange nicht in Schottland gewesen war, um einschätzen zu können, welche politischen Notwendigkeiten hier bestanden. Auch König Robert konnte er nicht gut einschätzen. War ihm zu trauen? Waren die Jahre der Verfolgung spurlos an ihm vorübergegangen? Hatten sie ihn vielleicht zu einem mitfühlenderen, verständnisvolleren Menschen gemacht? Oder hatte die gnadenlose Verfolgung durch die Engländer nur seine wölfischen Instinkte geweckt?

Henri verspürte aufgrund seines eigenen Schicksals eine gewisse Nähe zu Robert dem Ersten. Auch er war jahrelang auf der Flucht gewesen. Aber König Robert hatte sich seinen Feinden schließlich gestellt. Und gesiegt. Er hatte starke Verbündete. Ich selbst, dachte Henri, habe nie starke Verbündete besessen. Nur einige wenige Freunde, die, wenn auch aufrichtig und treu, ebenso verfolgt und einsam waren wie ich. Seine Feinde waren hingegen stark gewesen. Manchmal sogar übermächtig!

Allerdings bin ich noch immer am Leben, dachte Henri grimmig. Und ich werde auch in der Zukunft kein gutes Opfer abgeben. Aber was soll ich tun, wenn mir der König keine Sicherheit gewährt? Kann ich dann überhaupt hier bleiben? Bin ich in Schottland, in meiner geliebten Heimat, dann noch sicher? Oder muss ich weiter flüchten?

Gedankenverloren ritt Henri durchs Moor. Plötzlich bemerkte er aus dem Augenwinkel heraus einen Schatten. Etwas bewegte sich rechts von ihm. Henri blickte sich um. Er sah, wie etwas durchs Moor kroch, konnte die Gestalt aber nicht genau erkennen. Und dann war sie auch schon verschwunden.

Ein Kleintier, dachte Henri. Das Moor ist Heimat vieler Tiere. Ob es hier tatsächlich auch Werwölfe gab?, fragte er

sich plötzlich. Dieser Gedanke behagte ihm überhaupt nicht, aber die seltsamen Geschichten, die Andrew ihm erzählt hatte, und die merkwürdige Zurückhaltung des Jagdaufsehers, dem er eine Meinung über das Gebaren der Wölfe von Roslin regelrecht aus der Nase hatte ziehen müssen, irritierten ihn. Er wusste nicht, was Werwölfe waren. Er hatte noch nie einen gesehen. Es konnte sich also durchaus um einen Aberglauben handeln. Henri hatte allerdings seit seiner Kindheit immer wieder von Werwölfen gehört. Und die meisten Menschen waren überzeugt davon, dass es sie gab, ebenso wie die Drachen und Seeschlangen in den Lochs, den tiefen Seen und Buchten in Mittelschottland.

Andererseits haben die Menschen Angst vor Wölfen, dachte Henri. Vielleicht assoziieren sie sie deshalb mit dem Bösen. In seiner Kindheit hatte man ihm oft von Menschen erzählt, die sich im Mondlicht in riesige Wölfe verwandelten und wahllos töteten. Gleichzeitig sagte man Wölfen aber auch nach, dass sie von ihren Eltern verlassene Kinder säugten und aufzogen.

Mythen und Legenden, dachte Henri und schüttelte den Kopf. Sie entspringen den Ängsten und Wünschen der Menschen und widersprechen sich nicht selten, wie man hieran wieder einmal sieht. Dennoch enthalten sie oft auch einen Funken Wahrheit.

Plötzlich nahm Henri erneut eine Bewegung rechts des Weges wahr. Diesmal verhielt er sein Pferd. Vielleicht wehte der wieder stärker einsetzende Wind etwas vor sich her. Henri konnte es nicht erkennen. Als er weiterreiten wollte, entdeckte er jedoch ein rotglühendes Augenpaar, das ihn reglos anstarrte.

Vor ihm, direkt auf dem Pfad, stand ein Tier. Henri erkannte es sofort. Es musste der Wolf sein, der am Friedhof von Roslin den Schafhirten gerissen hatte. Zumindest wies dieses Tier dieselben außergewöhnlichen Merkmale auf, die ihm der Jagdaufseher genannt hatte.

Henri griff langsam nach seinem Schwert, ohne den Wolf aus den Augen zu lassen. Er wusste, dass er in dem Augenblick, wo er Angst zeigte oder sich gar zur Flucht umwandte, verloren war.

Henri spürte den kalten Schwertgriff. Er zog die Waffe und streckte sie mit der linken Hand langsam aus, dem Wolf entgegen. Dieser gab ein leises, tiefes Grollen von sich. Henri sah, dass dessen Flanken bebten. Der Wolf spannte sich zum Sprung.

Henri schätzte die Entfernung ab. Mit einem einzigen Satz konnte der Wolf ihn unmöglich erreichen. Er brauchte mindestens drei oder vier kräftige Sprünge. Henri hatte also Zeit genug, ihn abzufangen.

Glaubte er.

Ohne jede weitere Regung flog der Wolf plötzlich auf ihn zu. Henri traute seinen Augen nicht. Es war, als besäße das Tier tatsächlich Flügel. Henri riss sein Schwert hoch. Da war der Wolf auch schon heran.

Ein Werwolf, dachte Henri. Und irgendetwas in seinem Innern sagte ihm, dass er keine Chance mehr hatte.

»Sie werden ihn als Lehnsherrn zu Hilfe rufen«, sagte Hauptmann Raymond. »Denn das ist er in ihren Augen noch immer. Wer sonst soll die Verhältnisse hier richten, wenn nicht Henri de Roslin?«

»Wir müssen nur genug Stunk machen«, lachte der Leutnant. Er hieß Ciogar, kam wie der Hauptmann aus Nancy und konnte sich noch gut an die Glanzzeiten des Templerordens erinnern.

Im Zeltlager herrschte Hochbetrieb. Man war gerade angekommen, und der Stützpunkt musste noch befestigt werden. Gerade wurden die letzten Zelte aufgerichtet. Und die

Palisaden ringsum mussten noch einmal inspiziert und eventuell verstärkt werden. Aus dem Wald, das wussten alle, drohte keine Gefahr. Aber dafür umso mehr aus dem Moor.

»Vor allem nachts müssen wir aufpassen«, warnte Hauptmann Raymond. »Besonders bei Vollmond steigen hier immer wieder Geister aus dem Moor. In jeder glucksenden Wasserblase kann ein Geist stecken. Und gegen die können auch unsere Bestien nichts ausrichten.«

»Glaubt Ihr nicht, dass Ihr es ein wenig übertreibt mit dem Aberglauben?«, fragte Leutnant Ciogar. »Wohl wahr, wir müssen vorsichtig sein, auch ich habe gehört, dass im Moor nicht alles geheuer ist. Aber Geister?«

»Wie auch immer«, entgegnete der Hauptmann schulterzuckend. »Wir müssen achtsam sein. Und wir müssen uns anstrengen. Wir müssen die Gegend hier derart in Unruhe versetzen, dass die Kunde davon bis nach Frankreich dringt. Wo auch immer dieser de Roslin sich aufhält, er muss Wind davon kriegen, dass in seiner Heimat das Böse sein Unwesen treibt. Dann wird er kommen, und wir werden ihm einen heißen Empfang bereiten.«

»Und wenn er es vorzieht, den Schwanz einzuziehen und sich zu trollen?«

»Dann versuchen wir es woanders. Irgendwo erwischen wir ihn schon.«

Die Soldaten waren kräftig bei der Arbeit. Hauptmann Raymond und Leutnant Ciogar gingen mit auf dem Rücken verschränkten Armen umher und kontrollierten den Fortgang der Aufbauarbeiten. Sie mussten keine Rücksicht darauf nehmen, ob jemand sie sah oder hörte! Sie waren bis an die Zähne bewaffnet, und sie besaßen Vollmachten von höchster Stelle. Zwar waren sie Fremde, aber sie konnten sich ungeniert bewegen.

»Was wisst Ihr eigentlich über den hiesigen König, Hauptmann?«, fragte Leutnant Ciogar. »Ich habe gehört, er sei ein Bastard, der sich die Krone anmaßt.«

»König Robert regiert jetzt seit vierzehn Jahren, das allein zählt. Und sowohl die Engländer als auch wir erkennen ihn an. Zunächst sah das natürlich anders aus. Aber Robert the Bruce, wie er auch genannt wird, brachte den gesamten schottischen Adel hinter sich, und sie krönten ihn. Wenn auch nach altem heidnischem Brauch, mit keltischen Beschwörungen, wie sie hier üblich sind.«

Der Leutnant machte große Augen. »Sind denn die Schotten keine Christenmenschen?«, fragte er.

»Ha«, entgegnete der Hauptmann. »Davon sind sie weit entfernt, das könnt Ihr mir glauben. Man munkelt sogar, dass Hexen bei König Roberts Krönung anwesend waren – das wäre ein Fall für unseren Generalinquisitor. Und die Macduffs, die als Königsmacher fungierten, sollen angeblich von Werwölfen abstammen.«

»Dann ist er also schlimmer als ein Bastard, dieser König Robert?«

»Vor allem ist er ein großer Krieger. Und als solchen darf man ihn nicht unterschätzen. Dass er uns ins Land holt, zeigt, was für ein gewiefter Taktiker er ist. Und er weiß, was es bedeutet, zu leiden. Seine Frau, seine Tochter und sein Bruder wurden von den Engländern hingerichtet. Dennoch gab er nie klein bei. Er verlor nicht den Kopf durch seinen Hass. Er bewahrte ruhig Blut und stellte all seinen Feinden raffinierte Fallen, in die diese munter hineintappten.«

»Politiker!«, sagte Ciogar verächtlich. »Was für ein Geschmeiß! Aber uns kann es egal sein.«

»Eben, das meine ich auch!«, schloss der Hauptmann.

Sean rappelte sich wieder auf. Einen Moment lang war ihm schwarz vor Augen gewesen. Er war mit dem Kopf gegen eine knorrige Wurzel geschlagen. Doch langsam kam er wieder auf die Füße. Er blickte zum Lager hinüber. Hatte man dort etwas gehört? Sean sah, dass sich im Lager nichts rührte, und war erleichtert. Er blickte allerdings so angestrengt zu den Zelten hinüber, dass er die Soldaten, die sich seitwärts ins Gebüsch geschlagen hatten und vorsichtig an ihn heranschlichen, gar nicht bemerkte.

Sean überlegte, was er tun sollte. Einfach ins Lager gehen und so tun, als sei er nichts als ein kecker Bauernjunge aus der Umgebung. Das war ziemlich riskant, denn von französischen Soldaten erwartete Sean immer nur Unheil. Dennoch hätte er zu gern gewusst, was diese Kerle hier trieben. Wer hatte sie hierher beordert? Und vor allem warum?

Immer noch zaudernd richtete sich Sean auf. Sein Pferd wartete im Wald. Obwohl ihm der Kopf mächtig wehtat, versuchte er, seine Situation klar zu überdenken. War Gefahr im Verzug? Musste er nicht umgehend nach Roslin zurückkehren, um Henri, sobald er aus Edinburgh zurückkam, von seiner Beobachtung zu berichten? Er würde es sicher wissen wollen. Zu oft waren er und seine Freunde nur mit knapper Not diesen hinterlistigen Häschern entkommen! Noch vor gut einem halben Jahr hatten sie ihnen auf Zypern nachgestellt. Wenn Sean an die dortigen Gefahren zurückdachte, sträubten sich ihm noch jetzt die Haare.

Mein Herr ist wirklich zu bedauern, dachte Sean. Überall, wo er hinkommt, warten Feinde auf ihn. Was für ein Leben! Selbst hier in der Heimat, wo er seine Ruhe finden will, tauchen sie auf.

Sean hielt es für das Vernünftigste, nach Roslin zurückzukehren. Und zwar auf der Stelle! Die Anwesenheit

der Franzosen konnte nichts Gutes bedeuten. Henri musste umgehend gewarnt werden.

Der Knappe rieb sich noch einmal den schmerzenden Kopf und warf über die Schulter einen Blick ins Lager zurück, um sich alles genauestens einzuprägen. Einige Soldaten führten gerade ein paar Pferde zu einem Gatter am Waldrand. In den dahinterliegenden Verschlügen erblickte Sean andere Tiere, die aufgeregt hin und her sprangen. Er konnte sie nicht genau erkennen.

Nun denn, dachte Sean, packte Pfeil und Bogen, machte kehrt – und stolperte genau in die Arme der Soldaten, die sich mittlerweile ganz an ihn herangeschlichen hatten. Sie stießen grobe Beschimpfungen aus und schlugen mit harten Fäusten auf den Knappen ein.

Henri überwand seine Lähmung. Doch noch kurz, bevor das Untier heran war und er dessen heißen Atem spürte, dachte er daran, wie seltsam es war, dass die Todesgefahr die Gedanken verlangsamte. Es fiel ihm ein, wie er noch vor kurzer Zeit in Zypern gegen wahre Wölfe in Menschengestalt gefochten hatte, Bestien, die für einen Herrn kämpften, dessen einzige Überzeugungskraft ein gutgefüllter Geldbeutel war, hinter dem er seine niedere Gesinnung verbarg.

Und da war die Bestie auch schon herangeflogen. Henris Pferd wieherte erschrocken auf. Er selbst konnte nur mit Mühe verhindern, dass die Bestie ihm sofort an die Gurgel ging.

Der Wolf umklammerte seinen Hals. Wie eine Geliebte, dachte Henri, dieser Kuss allerdings sollte tödlich sein. Die kalte Schnauze des Tiers ließ ihn schauern, ebenso wie dessen bestialische Ausdünstungen. Eine Ausgeburt der Hölle, dachte Henri. Dann schüttelte er all seine Gedanken ab. Jetzt musste

er handeln. Er stieß einen ohrenbetäubenden Schrei aus, packte das Tier an seinem Hals und eröffnete ein zähes Gefecht.

Henri versuchte, das Schwert in seiner Linken zwischen sich und den Wolf zu bringen. Doch es gelang ihm nicht. Der Wolf schnappte nach seiner Gurgel.

Henri blickte direkt in sein blutrotes Maul. Er sah die grausigen Reihen spitzer, gelber Zähne und den Speichel, der davon herabtropfte. Die Kraft des Tiers schien unzähmbar ebenso wie die Wut, die es antrieb. Fressgier war es nicht, das spürte Henri instinktiv. Es war kalte Mordlust.

Dieser Gedanke entsetzte den ehemaligen Templer, der seine Anstrengungen daraufhin verdoppelte. Jetzt gelang es ihm, den Schwertknauf so anzuheben, dass er das Tier von seiner Gurgel fernhalten konnte. Mit all seiner Kraft stemmte er sich gegen die Bestie, während sich sein Pferd unter ihm im Kreis drehte und den Kopf in alle Richtungen warf. Der Wolf stieß indes ein tiefes Knurren aus, das einem heiseren Murren glich.

Plötzlich stieß er Henri seine Vorderpfoten ins Gesicht. Er versuchte, ihm die Augen auszukratzen! Henri war fassungslos. Er dachte an das, was der Jagdaufseher ihm gesagt hatte. Wölfe greifen Menschen nicht an, es sei denn, sie sind rasend vor Hunger. Dieser Wolf hier war nicht hungrig. Er war voller Hass und Zorn gegen sein Opfer.

Aber das war nicht möglich! Das stellte die Natur auf den Kopf!

Henri versuchte, nicht darüber nachzudenken, dafür war jetzt keine Zeit. Er schrie noch einmal. Und der Wolf starrte ihn an. Er blickte Henri fest in die Augen, so als wolle er überprüfen, ob er dem Kampf noch gewachsen war. Dann vollführte er eine Wendung. Er nahm seine Vorderpfoten zurück und schlug seine Zähne in Henris Oberschenkel.

Henri brüllte auf vor Schmerz. Im gleichen Moment hob er sein Schwert. Und rammte es dem Wolf von oben herab gegen

Kopf und Genick. Doch das Tier hatte sich fest in Henri verbissen. Es ließ nicht von ihm ab. Henri führte Hieb auf Hieb. Dann hob er das Schwert, um dem Tier die Spitze in den Leib zu rammen.

Da erst verließen den Wolf die Kräfte. Er sprang auf den Boden, wandte sich noch einmal um und zog die Lefzen zurück, von denen Henris eigenes Blut troff. Dann machte die Bestie kehrt und verschwand mit langen Sätzen im Moor.

Sean musste entsetzt feststellen, dass er keine Chance hatte. Die Soldaten waren in der Überzahl. Sie stießen ihn zu Boden und trampelten auf ihm herum. Ihre Tritte und Fausthiebe trafen ihn sogar im Gesicht. Dann drehten sie ihn auf den Bauch und verschnürten seine Hände auf dem Rücken.

»Was für ein Vögelchen haben wir denn da?«, fragte einer der Kerle mit einer Fistelstimme.

»Das werden wir schon herausfinden«, erwiderte der Anführer.

»*Allez!*«, schrie ein anderer mit heiserer Stimme. »Auf zum Lager, Kameraden!«

Die Männer stießen Sean vor sich her. Er stürzte ein paar Mal, doch sie zerrten ihn immer wieder auf die Beine. Sie führten ihn schnurstracks zum Zelt des Hauptmanns und stießen ihn grob hinein. Sean landete direkt vor den Füßen des Hauptmanns.

Der Mann war ihm fremd, aber Sean hatte genügend Franzosen gesehen, um anhand seines schmalen, langen Gesichts, dem breiten Mund und dem tiefen, geraden Haaransatz einschätzen zu können, dass er aus Nordfrankreich kam.

»Der Bursche hier lungerte oben am Waldrand herum. Er bespitzelte uns«, berichtete der Anführer des Trupps. »Sein Pferd stand angebunden im Wald.«

»So, so!«, sagte Hauptmann Raymond und trat näher. Er begutachtete Sean ausgiebig, taxierte sein Aussehen und seine Kleidung. Er nahm ihm die Lochflöte aus der Brusttasche, betrachtete sie und steckte sie ihm wieder zu. »Scheint ein Schotte zu sein!«, sagte er dann in die Runde. Und zu Sean gewandt: »Antworte, Junge! Was hast du so nah bei unserem Lager zu suchen?«

Sean verstand sein Französisch gut, er stellte sich aber dumm. In breitem, schottischem Dialekt entgegnete er: »Was wollt ihr von mir? Ich werde alles dem König in Edinburgh berichten! Wenn ihr mich nicht sofort freilässt, gibt es einen Riesenärger!«

»Wer bist du, mein vorlautes Bürschchen?«, fragte der Hauptmann. »Sprich schon! Oder sollen wir nachhelfen?«

Sean überhörte die Drohung. »König Bruce wird euch aufknüpfen, wenn er hört, dass ihr seinem besten Pilzsucher Fesseln angelegt habt! Was soll der König heute essen, wenn ich zu spät komme? Er isst im Herbst nur Pilze, jeden Tag! Pilze, Pilze, Pilze! Versteht ihr mich überhaupt, ihr Narren?«

»Was faselt der Kerl?«, fragte ein Leutnant. »Ich versteh kein Wort.«

»Holt einen Übersetzer!«, befahl der Hauptmann. »Der Junge scheint wirklich nur Schottisch zu verstehen.«

»Wenn er nicht seine tägliche Ration Steinpilze, Morcheln und Maronen bekommt«, zeterte Sean weiter, »wird der König ganz unleidlich. Er lässt euch köpfen, allesamt! Darauf könnt ihr euch verlassen!«

Der Hauptmann holte aus und schlug Sean mit der flachen Hand ins Gesicht. Sean schluckte. Aber er ließ sich nicht entmutigen. Wer immer diese Soldaten waren und was immer

sie vorhatten, hier waren sie in Feindesland, sie mussten vorsichtig sein. Sie würden einen Gefangenen nicht einfach umbringen können.

Der Dolmetscher kam. Nachdem der Hauptmann ihm die Situation erklärt hatte, wandte er sich Sean zu und befragte ihn. Trotz seiner Angst musste Sean eine aufkommende Heiterkeit unterdrücken, denn die Fragen ließen erkennen, dass seine Taktik bisher aufgegangen war, man hielt ihn für harmlos. Schotten galten bei den Franzosen ohnehin als halbe Narren.

Sean erklärte, dass er wie jeden Tag Pilze für den Hof von Edinburgh suche. Jetzt im November gediehen sie in diesem Stück Wald am prächtigsten. Er bot sich an, den Franzosen einen Korb zu schenken.

»Und wo sind deine Pilze, he?«, fragte der Dolmetscher.

»Ich hatte doch noch gar nicht mit der Suche begonnen!«, protestierte Sean. »Gerade als ich anfangen wollte, nahmen mich Eure Leute gefangen.«

»Und worin willst du deine Funde verstauen, he?«, fragte der Dolmetscher. »Die Soldaten sagten mir, sie hätten keine Körbe oder sonstige für Pilze geeignete Behältnisse bei dir gefunden.«

Sean wurde still. Er begriff, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er hatte sich zu weit vorgewagt mit seiner Geschichte. Sie waren misstrauisch geworden. Verzweifelt suchte Sean nach einer Erklärung.

»Sie stehen oben auf einer Lichtung«, sagte er. »Dort sammelte ich, als ich den Lärm aus dem Lager hörte. Ich wurde neugierig, denn in diesem Bereich des Waldes bin ich noch nie einem Menschen begegnet. Natürlich wollte ich wissen, wer hier lagert, das ist wohl klar! Ich dachte sofort an fremde Pilzräuber.«

»Und? Wen hast du gesehen?«

»Na, euch natürlich!«

»Und wer sind wir?«

»Irgendwelche Soldaten, das sehe ich doch an euren Uniformen und Waffen und Mützen!«

»Soso! Und woher kommen wir?«

»Aus der Fremde, jedenfalls nicht aus Schottland.«

»Ein kluger Bursche! Du weißt nicht, welche Sprache wir sprechen?«

»Noch nie gehört. Wahrscheinlich Südenglisch.«

»Na gut, mein Bürschchen«, sagte der Dolmetscher, auf dessen Gesicht sich ein amüsiertes Grinsen ausbreitete. »Dann suchen wir jetzt mal deine Pilzutensilien. Und wehe, wir finden sie nicht!«

Der Dolmetscher berichtete dem Hauptmann, was seine Befragung erbracht hatte. Dieser gab Anweisung, sofort mit Sean in den Wald aufzubrechen.

Sean dachte angestrengt nach. Spätestens im Wald würden sie seine Lüge aufdecken. Vielleicht gelang ihm ja unterwegs die Flucht. Eine bessere Lösung für seine missliche Lage hatte er momentan nicht parat.

Die Soldaten stießen ihn ebenso grob aus dem Zelt hinaus, wie sie ihn hineinbefördert hatten. Sie setzten Sean auf sein Pferd, dann saßen sie selbst auf. Sechs Soldaten umringten ihn, einer davon hielt sein Pferd. Dann ging es in den Wald.

Henri konnte seine Wunde vorerst nur notdürftig versorgen. Das Gebiss des Wolfs war kräftig gewesen, aber die Zähne hatten das Leder von Henris Beinkleid nicht völlig durchtrennt. Dennoch blutete der Oberschenkel, und Henri musste einige Stoffstreifen dagegen pressen, damit die Blutung stoppen konnte. Um sicherzugehen, band er sie mit einem Gürtel fest.

Dann nahm er die Verfolgung auf. Er ritt über Stock und Stein, sein Pferd hatte sich inzwischen wieder beruhigt, es

schnaubte nur hin und wieder. Henri konnte die Spuren, die die Bestie hinterlassen hatte, deutlich erkennen. Die Abdrücke ähnelten jenen, denen er schon einmal gefolgt war. War dieser Wolf identisch mit dem Tier, das den Schafhirten getötet hatte?

Wieder jagte Henri in den Wald hinein, in dem er und Sean von den zwölf Wölfen bedroht worden waren. Er erreichte die Lichtung, in der er seine Fallstricke ausgelegt hatte. Noch immer hatten sich keine Wölfe darin verfangen. Dafür wimmelte es von brauchbaren Spuren in ihrer Nähe. Henri nahm die Fährte wieder auf. Abermals kam er an den Flusslauf, an dem er bereits gewesen war. Diesmal allerdings gelang es ihm, die Spur des Wolfs auf der anderen Seite wieder aufzunehmen. Sie führte direkt nach Roslin.

Am Waldrand angelangt, verhielt Henri sein Pferd. Vor ihm lag die Ödnis des Moors. Zahlreiche Schwaden weißen, durchsichtigen Nebels erhoben sich über der Landschaft, sie tanzten einen geheimnisvollen Tanz. Henri blickte angestrengt nach vorn. Irgendwo weiter hinten zeichneten sich bereits die Häuser von Roslin ab, und Henri sah die Zinnen seiner Burg.

Er fragte sich, ob der Wolf tatsächlich in den Ort laufen würde. Falls dem so war, würde er sicher wieder am Friedhof auf Beute lauern. Henri beschloss daher, dorthin zu reiten.

Während er antrabte, fragte er sich, ob Verwalter Dunoon inzwischen auf die Burg zurückgekehrt war. Langsam musste er misstrauisch werden, denn es wurde immer offensichtlicher, dass Henri keine Geschäfte betrieb. Henri beschloss, sich dem Mann zu offenbaren. Er würde ihn auffordern, mit ihm zusammenzuarbeiten oder die Burg zu verlassen. Es würde sich zeigen, wie Dunoon darauf reagierte. Henris Versteckspiel war jedenfalls nicht mehr nötig. Denn spätestens, wenn die Antwort des Königs eintraf – wie immer sie auch ausfiel –, lagen seine Karten offen auf dem Tisch. Er hatte also nichts zu verlieren.

Henri ließ sein Pferd antraben. Im Dämmerlicht des späten Nachmittags lagen die Spuren des Wolfs klar vor ihm. Die Fährte verlief in einer geraden Linie, ganz so, als wollte das Tier ihm demonstrieren, dass es keine Furcht vor eventuellen Verfolgern hatte, als lockte es ihn nach Roslin zurück, um sich ihm dort zu stellen.

Gut, dachte Henri. Dann soll es so sein.

Der Verfolger hatte seinen Schlapphut verloren. Aber war das jetzt noch wichtig? Bald würde es zum entscheidenden Kampf kommen. Entweder kaufte er sich danach einen neuen Hut, oder er benötigte keinen mehr. Er hoffte allerdings auf Ersteres. Ja, er war sich sogar ziemlich sicher, dass er den eigenen Kopf nicht verlieren würde.

Auf einmal kam der Mann, den er verfolgte, wieder in sein Blickfeld. Eine Zeit lang hatte er ihn aus den Augen verloren. Doch jetzt zeichnete sich die Silhouette von Pferd und Reiter deutlich gegen das Dämmerlicht ab. Noch eine gute Stunde, und es würde dunkel werden. Dann begann die Zeit der Nachtlichter und Moorgeister, der fliehenden Seelen und der mysteriösen Funken. Es war die Zeit der Untiere. Bis es so weit war, mussten er und der Verfolgte den Ort erreicht haben.

Dort würde er den anderen dann stellen.

Vorsichtig ritt der Verfolger weiter. Er bemühte sich, einen ausreichend großen Abstand einzuhalten. Dennoch konnte er erkennen, dass sich der Verfolgte im Sattel oft zur Seite hinabbeugte. Er schien etwas zu suchen. Nahm er eine Spur auf? Instinktiv schloss der Verfolger, dass auch der andere die Entscheidung suchte. Sie hatten sich jetzt lange genug umschlichen, dachte er. Es musste endlich zum Angriff kommen.

Der Verfolger überlegte, wie lange er dem anderen schon auf den Fersen war, und dachte an die Zeit zurück, als aus dem friedlichen Mann ein rasendes Tier geworden war. Damals war er zum Opfer geworden. Der Templer hatte, ohne es zu wissen, seine Familie auf dem Gewissen, und dieses große Leid hatte es ihm unmöglich gemacht, sein Leben so weiterzuleben wie zuvor. Er war immer tiefer gesunken, hatte geraubt und auch gemordet.

Früher war er einer ordentlichen Beschäftigung nachgegangen. Wäre all dieses Grauen nicht geschehen, wäre er heute der Verwalter der Burg von Roslin. Doch es kam die Sache mit diesem Templer dazwischen. Als er in London gefasst werden sollte, töteten seine Kumpane die Soldaten, die ihn bewachten. Henri de Roslin entkam der Falle. Die anderen Mitglieder des Ordens rächten sich daraufhin allerdings an seinem Bruder, der Soldat gewesen war, und an dessen sowie seiner eigenen Familie. Henri de Roslin verschwand daraufhin von seiner Burg. Zwischendurch hatte er sich dort noch zweimal blicken lassen, und er hatte immer wieder versucht, ihn zu stellen. Es war ihm nicht gelungen.

Doch das sollte jetzt anders werden.

Sean führte die Soldaten durch den Wald. Sie kamen von einer Lichtung zur nächsten. Utensilien zum Pilzsammeln fanden sie natürlich nicht. Bald war Sean dazu gezwungen, irgendeinen Kommentar abzugeben. Er zuckte die Schultern und blickte in die hämischen Gesichter der Bewaffneten.

»Ich habe mich verlaufen«, sagte er. »Ich weiß nicht mehr, wo meine Sachen sind.«

»Du lügst doch, Bürschchen! Du hast hier niemals Pilze gesucht!«, sagte der Dolmetscher.

»Aber natürlich habe ich das! Ich hatte schon ein paar dicke Steinpilze entdeckt! Sie hätten ein so köstliches Gericht ergeben! König Bruce...«

»Halt's Maul«, fuhr ihn der Dolmetscher an. »Ich gebe dir noch eine halbe Stunde! Wenn du bis dahin nicht beweisen kannst, dass du die Wahrheit sprichst, reiten wir ins Lager zurück! Und dann gnade dir Gott!«

Sean überlegte angestrengt, wie er die Soldaten besänftigen oder besser noch fliehen konnte. Seine Hände waren nach wie vor auf dem Rücken gefesselt, er dirigierte sein Pferd nur mit Schenkeldruck. Den Zügel hielt ein Bewaffneter fest in der Hand. Er war eingekreist von Soldaten. Es war praktisch aussichtslos.

Sean probierte es dennoch. Mit voller Wucht gab er seinem Pferd die Sporen. Das Tier sprang erschreckt vorwärts und riss dem Soldaten dabei die Zügel aus der Hand. Im Nu ließ Sean die Männer hinter sich und preschte in den Wald.

Sean versuchte, sich zu orientieren. Er musste unbedingt den Pfad erreichen, der nach Roslin führte, sonst hatte er keine Chance. Er duckte sich dicht über den Kamm des Pferdes und spornte es mit Rufen an. Das Tier spitzte die Ohren und galoppierte dahin.

Aber schon nach einer kurzen Strecke war die Flucht zu Ende. Dichtes Unterholz versperrte den Weg. Über die ersten Hindernisse sprang das Pferd noch hinweg. Doch dann wurde der Wald so dicht, dass es nicht mehr weiterging. Sean blickte verzweifelt um sich. Sein Pferd stieg wiehernd auf die Hinterbeine, und Sean stürzte aus dem Sattel.

Und da waren die Soldaten auch schon heran. Sie rissen den Knappen grob auf die Beine und prügelten gnadenlos auf ihn ein.

»Jetzt kannst du was erleben!«, fauchte der Dolmetscher.

Sean wurde wieder auf sein Pferd gehievt, und dann ging es im Galopp ins Lager zurück.

Henri erreichte die Ausläufer des Orts und ritt direkt weiter zum Friedhof. Dort würde er zwar in der Dunkelheit keine Spuren mehr erkennen können, aber er war sich sicher, den Wolf dort anzutreffen. Irgendetwas zog diese Tiere zu diesen mysteriösen Stelen, die ein Unbekannter dort aufgestellt hatte. Henri konnte sich diesen Umstand nicht erklären, aber er war sich sicher, dass es einen Zusammenhang gab. Irgendwie gehörten die Wölfe und die Stelen zusammen.

Am Friedhof brannte ein Kohlefeuer in einer Tonne. Menschen waren nicht zu sehen. Henri erblickte die Steine, die noch immer umgestürzt am Rande des Friedhofs lagen. Nur ein Stein stand noch, und zwar jener mit dem Abbild von Priester Wigtown.

Henri zog sein Schwert und näherte sich der Stele. Gleichzeitig hörte er hinter sich Pferdegetrappel. Er wandte sich um und sah einen Reiter, der langsam auf ihn zukam, bevor er in respektvollem Abstand sein Pferd verhielt und schließlich starr wie eine der Steinstelen stehen blieb.

Henri erkannte den Reiter sofort. Es war der Mann, der ihn bereits in Edinburgh verfolgt hatte. Im selben Moment vernahm Henri hinter sich ein Geräusch. Er drehte sich um und sah gerade noch, wie die letzte noch stehende Stele nach vorne fiel. Dahinter kamen die glühenden Augen der Bestie zum Vorschein.

Henri reckte sein Schwert. Noch einmal wollte er sich nicht überraschen lassen. Er wartete ab. Der Wolf saß unbeweglich da und starrte ihn an. Henri erinnerte sich daran, was ihm der Jagdaufseher erzählt hatte. Wölfe greifen nur an, wenn das

Opfer sich bewegt. Werden sie starr fixiert, sind sie wie gelähmt.

Also starrte Henri der Bestie unbeweglich in die Augen. Er sah, wie ihre Lefzen zuckten. Das Tier kauerte sich hin, als wolle es gleich zum Sprung ansetzen. Henri erwartete in jedem Augenblick den Angriff. Da sprang hinter ihm plötzlich der Verfolger vom Pferd.

»Henri de Roslin!«, rief er. »Jetzt ist deine Reise zu Ende! Endlich! Es hat lange gedauert.«

»Wer bist du?«, fragte Henri über die Schulter. Er vermied es, die lauernde Bestie aus den Augen zu lassen.

»Du kennst mich nicht?« Der Unbekannte lachte auf.

»Das dachte ich mir. Ich bin dein Schicksal. An dieser Stelle ist dein Weg zu Ende.«

»Daran zweifle ich«, rief Henri zurück. Er sah, dass sich der Wolf nun ganz langsam vorwärtsbewegte. Stück für Stück rückte er näher. War das eine neue Taktik – nicht zu springen, sondern sich anzuschleichen?

Wie sonderbar, dachte Henri. Zwei ungleiche Gegner zur gleichen Zeit. Und ich weiß nicht, welcher gefährlicher ist. Und warum sie es auf mich abgesehen haben.

Mit einem Mal hörte Henri hinter sich ein scharfes Geräusch. Er wusste genau, was das bedeutete. Der andere zog seine Waffe aus der Scheide. Jetzt wurde es ungemütlich. Denn nach zwei Seiten konnte sich Henri nicht verteidigen.

»Ich kenne dich nicht!«, rief Henri. »Wer bist du und was willst du von mir?«

»Das braucht dich nicht zu kümmern«, rief der andere zurück. Henri kam seine Stimme bekannt vor, aber es gelang ihm nicht, sie einzuordnen. »Ich will dich nur töten, weiter nichts. Gib auf, dann erleichterst du uns beiden die Sache.«

»Hier ist noch jemand, der mich töten will!«, rief Henri. »Vielleicht möchtest du herkommen und diesen Wolf hier

zuerst erlegen, damit du dein Werk an mir schließlich selbst vollbringen kannst.«

»Das ist wohl kaum die richtige Zeit für Scherze«, sagte der Unbekannte verstimmt. »Komm zu mir und wehr dich!«

Henri musste den Wolf wohl oder übel aus den Augen lassen. Doch schon im gleichen Moment bereute er es. Der Wolf sprang auf ihn zu, Henri hörte sein Keuchen.

Er wandte sich blitzschnell zu dem Tier um, schlug zu und traf. Der Hieb verletzte die Bestie nur unwesentlich.

Henri stöhnte auf. Er musste sich einen anderen Standort verschaffen. Er rannte einige Schritte, dann wandte er sich um und hob das Schwert. Er sah, wie der Wolf in einiger Entfernung kauerte, jetzt näher bei dem Unbekannten.

Der Mann mit dem Schwert machte ein paar ruhige Schritte nach vorn. Henri empfing ihn in Abwehrhaltung. Der Fremde blieb vor ihm stehen und hob sein Schwert.

Dann begann der Kampf.

Henri begriff nach den ersten Hieben, dass der andere ein versierter Kämpfer war. Es würde nicht leicht sein, ihn zu besiegen. Er fintierte, täuschte an, schlug und parierte. Doch es ergab sich kein Kampfvorteil.

Henri hielt inne. »Sag mir, wer du bist!«

»Mein Name ist Butcher. Ich bin der Sohn des früheren Verwalters deiner Burg.«

»Ich erinnere mich an diesen Namen. Was hast du gegen mich?«

»Du verfluchter Templer! Weil man dich jagte, vernichteten deine Kumpanen meine Familie.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Henri. »Du musst dich täuschen!«

»Ha!« Der andere lachte schrill. »Mein ganzes Leben lang plane ich, dich zu töten, sobald du mir über den Weg läufst. Jetzt ist es so weit. Und ich werde dich vernichten.«

»Aber ich habe deine Familie nicht umgebracht oder umbringen lassen, das ist Unsinn!«, sagte Henri. »Ich war derjenige, den man verfolgte.«

»Du scheinst es tatsächlich nicht zu wissen«, sagte Butcher. »Aber das kümmert mich wenig. Denn die Templer, die meine Familie töteten, handelten in deinem Namen – so oder so. Sie behaupteten, wir würden mit dem französischen König paktieren und hätten dich und die anderen verfluchten Templer verraten. Seitdem ist mein Leben keinen Pfifferling mehr wert.«

»Mein Leben ist seitdem auch keinen Pfifferling mehr wert!«, entgegnete Henri. »Vielleicht sind wir beide Leidtragende dieser Vorfälle, die schon so lange zurückliegen. Wir sollten uns verbrüdern, anstatt uns zu bekämpfen.«

»Zu spät!«, sagte Butcher. »Seit damals bin ich kein Mensch mehr, nur die äußere Hülle ist mir noch geblieben. Darunter bin ich so elend wie ein Tier. Und wie eine solch elende Kreatur werde ich jetzt kämpfen. Ich kann nicht anders. Ich gleiche dem Wolf, der da drüben auf dich lauert. Wenn ich dich nicht töte, wird er es tun. Tot bist du auf jeden Fall. Ich werde dich mir als Erster vornehmen.«

Butcher führte nun Schlag auf Schlag. Henri wurde immer weiter zurückgedrängt und kam dem lauerten Wolf ständig näher. Verzweifelt versuchte er, eine andere Richtung einzuschlagen, aber sein Angreifer ahnte das und hielt ihn mit wütenden Schlägen dort, wo er sich befand.

Beim Rückwärtsgehen stolperte Henri plötzlich. Er fiel hintenüber, rollte zur Seite und wollte so rasch wie möglich wieder auf die Beine kommen. Doch da sah er, wie der Wolf blitzschnell heransprang. Schon war er über ihm, und Henri wähnte sein letztes Stündlein geschlagen.

In diesem Moment geschah etwas Erstaunliches. Butcher knurrte laut und richtete sein Schwert gegen den Wolf. Mit

eingezogenem Schweif hielt das Tier inne und blieb reglos stehen, als wäre es angewachsen. Butcher trat an das Tier heran, starrte ihm in die Augen. Und der Wolf wich zurück.

»Troll dich!«, sagte Butcher leise. »Der Kerl gehört mir.«  
Der Wolf winselte.

Inzwischen war Henri auf die Beine gesprungen. Er wich seitwärts aus. Zorn wallte in ihm auf.

»Verschwindet! Alle beide!«, rief er laut. »Oder ich töte euch! Es ist die letzte Chance, die ich euch gebe. Haut ab!«

Butcher lachte gequält. Dann griff er erneut an. Henri wich nicht zurück, er machte einen Schritt nach vorn und trat selbst zum Angriff an. Damit hatte Butcher nicht gerechnet. Er hob das Schwert zu spät, um den Schlag zu parieren. Henri traf ihn am Oberarm. Butcher schrie auf. Er wechselte das Schwert in die andere Hand.

Henri stach zu. Sein Schwert bohrte sich in den Leib des anderen. Butcher starrte ihn aus blutunterlaufenen Augen an. Die Pupillen darin hatten sich so weit zusammengezogen, dass es Henri schien, als bildeten die Augen einen dünnen Schlitz. Speichel trat in seine Mundwinkel – oder war es Blut? Mit zwei großen Schritten trat Henri an seinen Widersacher heran. Er schlug ihm das Messer aus der Hand, das er blitzschnell aus seinem Gürtel gezogen hatte, und es fiel polternd zu Boden.

Damit der andere nicht zu Boden stürzte, hielt Henri ihn an der Kette fest, die dieser eng um den Hals trug. Sie war aus Silber geschmiedet, und vorn war ein Medaillon angebracht.

»Du stirbst umsonst, Butcher«, sagte Henri leise. »Du hast dich getäuscht. Ich bin nicht der, den du hasst. Du hasst dich selbst. Du hast dein Leben verpfuscht und gehst nun auch noch in einen sinnlosen Tod.«

»Öffne das Medaillon!«, röchelte der andere.

Henri zögerte. Voller Wut blickte er den anderen an. Doch dann tat er wie ihm geheißen. Das Innere des Medaillons

zeigte eine handgemalte Miniatur, auf der eine Frau und drei Kinder zu sehen waren.

»Meine Familie!«, röchelte Butcher. »Du hast sie auf dem Gewissen.«

»Ich kenne keinen Einzigen von ihnen!«, sagte Henri. »Ich bin nicht schuld an ihrem Leid.«

»Du Hund!«, stieß Butcher hervor.

»Dein Tod ist sinnlos«, wiederholte Henri. »Du hast den falschen Mann verfolgt.«

Butcher spuckte Blut. Dann sagte er: »Oh nein, ich habe gar nichts falsch gemacht. Ich habe auch schon diesen falschen Priester Wigtown bestraft. Der war ein ebenso heimlicher Templer wie du, er hütete ihren Schatz. Und du bist auch bald dran, glaub es mir! Selbst wenn du mich jetzt tötest, kommst du nicht weit. Der Wolf wird dich erledigen.«

Henri verstand nichts. Er sah, wie Leichenblässe das Gesicht des anderen überzog. Dann wurde er schwer und sackte zusammen. Henri konnte sich nicht schnell genug aus seiner Halskette befreien. Für einen Moment würgte er den anderen, dessen Kopf zur Seite fiel. Dann endlich konnte er den Griff lockern. Butcher fiel zu Boden. Als er aufprallte, war er tot.

Henri blickte sich nach dem Wolf um. Das Tier saß noch immer da, wo er es zuletzt gesehen hatte. Henri schritt mutig darauf zu und hob sein Schwert. Der Wolf rührte sich nicht. Henri starrte ihm tief in die dunkelroten Augen. Der Wolf zitterte, aber er bewegte sich nicht.

Mit einem einzigen Hieb versetzte Henri dem Tier den Todesstoß. Der Wolf zuckte noch ein paar Mal mit den Läufen, seine Zunge trat aus dem Maul, dann lag er ruhig.

Erst jetzt sah Henri, dass der Wolf etwas um seinen Hals trug. Er kniete sich neben dem Kadaver nieder. Das tote Tier trug ein Halsband.

Sie hatten Sean in einen hölzernen Käfig gesperrt. Er konnte sich nicht rühren. Die Stäbe des Käfigs drückten unangenehm gegen seinen Körper. Einige Stellen waren bereits aufgescheuert. Aber das Gefängnis war zu eng, um sich darin zu bewegen. Sean begriff das schließlich und lag still.

Der Käfig stand in einem Zelt, in dem sonst niemand war. Sean wusste nicht, wie lange er schon gefangen war. Er hatte nach einem heftigen Hieb auf den Kopf das Bewusstsein verloren. Als er erwachte, fand er sich in dem Käfig wieder.

Sean versuchte, in dem halbdunklen Zelt etwas zu erkennen. Ein kleiner hölzerner Tisch, eine Liege mit einer dicken Decke, das war alles. Von draußen drang das Geräusch jaulender Hunde zu ihm herüber. Pferde wurden vorbeigeführt und wieherten. Scharfe Befehle wurden gebrüllt. Sean fragte sich, was die französischen Soldaten vorhatten. Er verstand nicht viel von Politik, aber er wusste, dass Schottland jetzt unabhängig war. Und Frankreich war weit fort. Ein Söldnerheer konnte sich hier nur mit allerhöchster Erlaubnis frei bewegen.

Sean fragte sich auch, was man mit ihm vorhatte, wobei er sicher war, dass er das bald herausfinden würde. Er schalt sich innerlich für sein dummes Verhalten. Er war so unvermittelt in diese Situation hineingeschlittert, dass er gar keine Zeit gehabt hatte, zu überlegen, wie er reagieren sollte. Henri würde ihm gewiss Vorwürfe machen. Er hatte sich wirklich nicht wie ein angehender Ritter verhalten. Eher wie ein tollpatschiger Knappe, der wusste, dass ein Ritter seine schützende Hand über ihn hielt.

Sean war wütend über sich selbst. Mit aller Kraft rüttelte er an den Gitterstäben und brüllte: »Holt mich hier raus! Ich bin doch kein Tier!«

Doch er erhielt nicht die geringste Reaktion. Die Geräusche vor dem Zelt gingen weiter wie zuvor. Vielleicht brachen die Soldaten gerade auf, um weiterzuziehen, und ließen ihn einfach hier zurück. Sean bekam es mit der Angst zu tun.

Hoffentlich vergaß man ihn nicht!

Er fragte sich, wie er jemals wieder hier herauskommen sollte. Niemand wusste, wo er war. Es war hoffnungslos.

Henri hatte beschlossen, seine Tarnung aufzugeben. Er war sogar bereit, es mit der Staatsmacht aufzunehmen, und sei es die letzte Schlacht, die er schlug.

Er hatte den Büttel gerufen und ihm erklärt, was sich am Friedhof abgespielt hatte. Im Nu hatte sich eine große Menschenmenge um den Friedhof gebildet, wo die Leichen von Butcher und dem Wolf immer noch lagen. Die Leute flüsterten miteinander, einige zeigten mit Fingern auf Henri. Einige andere klopfen ihm auf die Schultern, und jemand, den er nicht kannte, ließ ihn hochleben.

»Jetzt kehrt die gute alte Zeit zurück! Henri de Roslin ist wieder da! Unser Lehnsherr ist zurückgekehrt!«

Der Büttel zog den Kopf ein. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Im Moment überwog seine Anerkennung für den Mann, der diesen fürchterlichen Wolf zur Strecke gebracht hatte. Und dass er diesen Butcher nur in Notwehr getötet hatte, glaubte er ihm aufs Wort.

Das Schicksal dieses Kerls war hier allen bekannt. Seine Familie hatte tatsächlich vor vierzehn Jahren in Roslin gewohnt. Alle waren bei den tragischen Ereignissen getötet worden. Nur Butcher hatte überlebt. Doch er war immer mehr verlottert, bis die Leute im Ort zunehmend Angst vor ihm hatten. Irgendwann hatte man ihn dann aus dem Dorf gejagt. Niemand hatte je wieder von ihm gehört.

Der Büttel nahm ein schriftliches Protokoll auf. Er würde dem zuständigen Vogt in Bonnyrigg Bericht erstatten müssen, dort sollte man entscheiden, wie man in der Sache vorging. Konnte es tatsächlich sein, dass dieser Butcher, der so lange untergetaucht war, Priester Wigtown getötet hatte?

Wenn es nach dem Büttel ging, würde es kein Aufsehen geben. Denn Aufsehen konnte Roslin nach all diesen mysteriösen Todesfällen im Moment überhaupt nicht gebrauchen. Außerdem bahnte sich draußen im Moor schon wieder etwas Neues an. Das hatte der Büttel im Gefühl. Immer wenn sein dicker Zeh unablässig juckte, und das tat er jetzt schon wieder seit Tagen, konnte er sicher sein, dass irgendwas Ungutes geschah. Er musste alles Menschenmögliche tun, um sich darauf vorzubereiten.

Henri wurde mit guten Wünschen auf seine Burg begleitet. Im Burghof wurde er von Andrew empfangen, der bereits Bescheid wusste. Der alte Diener gestand ihm etwas. In der Nacht, in der Wigtown in der Burg starb, war auch Butcher zu Gast gewesen. Er hatte niemandem davon erzählen wollen, weil Butcher in Roslin nicht gern gesehen war. Er selbst hätte nie geglaubt, dass Butcher etwas mit dem Tod des Priesters zu tun haben könnte. Er hatte Mitleid mit dem armen Mann gehabt, der zuerst seine Familie verloren hatte und dann aus dem Dorf gejagt worden war.

Henri konnte die Gefühle des Alten verstehen, machte Andrew aber dennoch Vorwürfe, dass er ihm dies nicht früher anvertraut hatte. Erst so bekam Butchers Geständnis einen Sinn. Butcher hatte Wigtown in jener Nacht ermordet und es so aussehen lassen, als hätte ein wölfisches Untier die Tat begangen. Er musste das Gespräch zwischen Wigtown und Andrew heimlich belauscht und dann die Gunst der Stunde genutzt haben. Für ihn wäre es kein Problem gewesen, den Raum, in dem Wigtown geschlafen hatte, von innen zu

verschließen und nach der Tat über die Außenmauer der Burg wieder in sein eigenes Zimmer zu klettern. Das Motiv war Henri allerdings noch immer unklar. War Wigtown wirklich ein heimlicher Templer gewesen?

Andrew bot sich an, Dunoon im Auge zu behalten. Denn wie der Verwalter sich jetzt verhalten würde, wusste niemand.

Als Henri mit Dunoon zusammentraf, blickte ihn dieser mit schief gelegtem Kopf an.

»Ihr seid der Lehnsherr, wie?«, sagte er mit eigenümlichem Lächeln. »Und Ihr meint, jetzt so einfach zurückkehren und die Burg wieder für Euch selbst beanspruchen zu können. Was wird dann aber aus mir?«

»Nun, Ihr seid der Verwalter der Burg«, sagte Henri. »Und das könnt Ihr bleiben, wenn Ihr wollt.«

»Tatsächlich?«

»Was lässt Euch zweifeln?«

»Ich habe so viel über Euch gehört, Sir Henri, dass ich nicht weiß, was ich denken soll. Ich sage es ganz offen: Es ist mir unbehaglich, der Verwalter eines ehemaligen Tempplers zu sein.«

»Macht Euch keine Sorgen. In dieser Hinsicht habt Ihr nichts zu befürchten«, entgegnete Henri optimistisch. »Ich werde königlichen Schutz erhalten, und der wird Euch von allem eventuellen Ungemach, das mit meiner Person zusammenhängt, freisprechen.«

»Euer Wort in Gottes Ohr«, sagte Dunoon.

»Vorerst bleibe ich im Gästetrakt. Wir ändern nichts. Ich behalte meinen Gästestatus, bis der König mir seine Papiere zukommen lässt.«

»Sicher, Sir Henri!«, sagte Dunoon. Doch in seiner Stimme klang etwas mit, das Henri nicht unbedingt beruhigte. Er ahnte, dass es mit diesem Verwalter vielleicht noch Probleme geben würde.

Schließlich zog er sich in den Gästetrakt zurück. Er rief nach Sean. Aber der Knappe antwortete nicht.

Sean hörte nicht auf zu schreien. Eine panische Angst hatte ihn überfallen. Er fürchtete sich davor, mitten im Wald einfach vergessen zu werden. Von dem Geschrei angelockt, betraten schon bald der Hauptmann und der Leutnant das Zelt, die schon bei seiner ersten Befragung anwesend gewesen waren.

Der Hauptmann baute sich vor dem Käfig auf und starrte Sean mit abschätzenden Blicken an. »Wir wissen jetzt, wer du bist!«, sagte er. »Du hättest es uns gleich sagen müssen, Junge! Jetzt bist du in großen Schwierigkeiten! Du spionierst im Auftrag deines Herrn Henri de Roslin, nicht wahr?«

Sean erschrak. Woher wussten sie, wer sein Herr war? Warum interessierte sie das?

»Wir wissen auch, dass du sein Knappe bist«, ergänzte der Leutnant. »Dein Name ist Sean of Ardchatten! Du entstammst einem alten schottischen Adelsgeschlecht. Aber das nützt dir gar nichts, denn unsere Verbündeten sind nicht die deinen, Schlingel.«

»Ich weiß nicht, wovon ihr sprecht«, erwiderte Sean in einwandfreiem Französisch, denn es hatte keinen Zweck mehr, seine Sprachkenntnisse zu verheimlichen.

»Wir sprechen davon, dass du unsere Geisel bist. Der Herrgott hat dich uns geschickt. Wir sind nämlich hinter deinem großen Meister her, und zwar schon seit langem. Und jetzt kriegen wir ihn. Denn wir haben dich. Ist das nicht wunderbar?«

»Was soll daran wunderbar sein?«, fragte Sean frech. »Ich muss ja eure Gesellschaft ertragen!«

Der Leutnant wollte Sean eine tüchtige Ohrfeige geben, aber seine Hand klatschte nur gegen die Käfigstäbe, und er verzog schmerzhaft das Gesicht.

»Hör zu, Junge«, sagte der Hauptmann. »Du kannst uns helfen. Ich bin Hauptmann Raymond, und das hier ist Leutnant Ciogar. König Robert höchstselbst hat uns ins Land gerufen, damit wir ihm im Kampf gegen die Unruhestifter aus England beistehen. Dafür gewährte er uns das Recht, den Tempelritter ausfindig zu machen, der unseren früheren König, Philipp den Schönen, ermordet hat, und ihn vor ein französisches Gericht zu stellen. Das ist nur recht und billig. Und wir werden ihn kriegen, keine Bange. Dann heißt es ab auf die Guillotine mit diesem Verräter. Aber du hast Glück, denn du kannst dir eine goldene Nase dabei verdienen. Du musst nur kooperieren.«

»Für mich ist das die schwärzeste Stunde meines Lebens!«, sagte Sean unbeeindruckt.

»Du wirst uns noch dankbar sein«, sagte Hauptmann Raymond lächelnd. »Aber sei gewarnt. Respektlose Burschen mag ich nicht. Hüte also deine Zunge, sonst schneide ich sie dir ab. Und nun hör zu, was wir dir zu sagen haben.«

»Gebt mir erst etwas zu trinken«, bat Sean. »Ich verdurste.«

»Nein, du wirst zuerst zuhören. Und wenn du nicht mitspielst, bekommst du überhaupt nichts. Dann kannst du hier in diesem Käfig austrocknen, so lange du willst.«

## **ZWEITER TEIL**

*November 1320. Ein Fremder in der Heimat*

Henri fühlte sich in seiner eigenen Burg wie ein Gefangener. Er musste warten und warten. Untätigkeit konnte er jedoch nicht ertragen. Daher schritt er im Gästetrakt unruhig auf und ab wie ein eingesperrtes Tier. Dunoon war wieder einmal zu Geschäften außerhalb der Burg aufgebrochen. Henri konnte nicht einschätzen, wie er sich in einer Krisensituation ihm gegenüber verhalten würde. Das war ein Grund für seine Unruhe.

Ein weiterer war Sean. Noch immer war der Knappe nicht zurückgekehrt. Wohin war er nur geritten? Andrew hatte etwas von Schießübungen gesagt. Aber Sean war auch in der Nacht nicht zurückgekehrt, und das sah ihm gar nicht ähnlich.

Außerdem wartete Henri natürlich auf eine Nachricht des Königs. Würde dieser ihm die erwünschte Sicherheitsgarantie ausstellen? Wenn sein Bote kam, konnte das auch Verhaftung bedeuten. Diese Ungewissheit lähmte Henri.

Darüber hinaus war da die uneinschätzbare Reaktion der Leute aus der Umgebung. Wenn der Büttel dem Landvogt von dem tragischen Vorfall mit Butcher berichtete, konnte sich die Stimmung durchaus gegen Henri wenden. Einige hatten seinen Einsatz zwar gelobt, aber wenn es Einwände gab, änderten die Bauern ihre Meinung oft rasch. Und war das verwunderlich? Immerhin hatte er kurz nach seiner Ankunft in Roslin einen Mann erschlagen. Musste das nicht seinen Ruf als

Unruhestifter, als der er jahrelang verunglimpft worden war, bestätigen?

Als wäre das noch nicht genug, kam schließlich noch die Geschichte mit den Wölfen hinzu. Was hatte es zum Beispiel mit dem erlegten Tier auf sich? Hatte dieser Wolf sowohl den kleinen James als auch Wigtowns ehemalige Haushälterin getötet, deren Schicksal erst am vergangenen Abend bekannt geworden war? Die arme Frau musste schon zwei Tage lang tot im Haus gelegen haben. Ihr Bruder, der ebenso lange mit einigen seiner Kumpane auf Saftour gewesen war, hatte sie gefunden und kurz darauf einen Herzschlag erlitten. Henri wollte sich das Haus des Priesters unbedingt einmal ansehen. Vielleicht fand er dort Hinweise, die diese mysteriösen Ereignisse klären konnten.

Henri hielt es im Gästetrakt nicht mehr aus. Er ging durch die Burg und suchte nach Andrew. Er musste ihn noch einmal zu der Nacht, in der Wigtown starb, befragen. Und er wollte mehr über diesen Butcher wissen. Vielleicht gab es eine winzige Kleinigkeit, die er bisher überhört hatte und die ihn weiterbrachte.

Andrew saß zusammen mit Kammerdiener Graham in der Küche. Die beiden alten Männer löffelten eine warme Suppe. Als Henri eintrat, sprangen sie sofort auf, aber Henri bedeutete ihnen sitzen zu bleiben.

»Esst weiter«, sagte er. »Ich möchte euch nur ein paar Fragen stellen.«

»Fragt nur, Sir Henri«, sagte Andrew.

»Bevor Butcher starb, machte er seltsame Andeutungen. Was hatten er und Wigtown miteinander zu tun?«

Die beiden Bediensteten blickten sich betroffen an und legten ihre Holzlöffel neben die Teller ab.

»Dieser Butcher war ein seltsamer Mann«, sagte Graham mit belegter Stimme. »Er hatte etwas – etwas Wölfisches an sich.

Alle im Ort empfanden das so, und sie versuchten, ihn zu vergessen.«

»Was heißt das: etwas Wölfisches?«

»Er hatte tierische Instinkte, Herr.«

»Und weiter?«

»Das Schicksal hat ihm übel mitgespielt, Sir Henri. Zuerst verlor er seine Familie, dann jagte man ihn aus dem Dorf. Kurz bevor Wigtown auf die Burg kam und hier starb, kam er zurück. Wir hatten Mitleid mit dem armen Kerl und quartierten ihn für ein paar Tage hier ein. Er erzählte uns, dass er auf der Suche nach einer Stelle in Edinburgh sei, die ihm ein Auskommen sichern sollte. Wir glaubten ihm und erlaubten ihm, ein paar Tage hier zu nächtigen. Und er verhielt sich in dieser Zeit auch ganz ruhig.«

»Nach Wigtowns Tod«, nahm Andrew den Faden auf, »in jener schaurigen Nacht vor vier Monaten, verschwand er allerdings wieder. Seitdem hat ihn hier niemand mehr gesehen.«

»Kam euch denn nie der Verdacht, dass er etwas mit dem Tod des Priesters zu tun gehabt hatte?«

»Nein, Sir Henri. Butcher schlief in jener Nacht am anderen Ende des Gästeflügels. Er war froh, in Ruhe gelassen zu werden – zumindest tat er so –, und niemand dachte an ihn. Und da mir der Priester von seinen schaurigen Träumen erzählt hatte, war für mich, als ich ihn fand, sofort klar, dass ihn ein Wolf zu Tode gebissen haben musste. Manches wird eben Fleisch und verschwindet dann wieder. Lehrt uns das nicht die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu?«

Henri schüttelte den Kopf. »Das Zusammentreffen war doch allzu auffällig. Hat Butcher euch mit seinem Verhalten tatsächlich niemals glauben lassen, dass er hinter Wigtown her war?«

»Nein«, sagte Andrew bekümmert, »überhaupt nicht. Wir sind noch jetzt erschüttert von dieser Tatsache.«

»Butcher hat die Templer bis aufs Blut gehasst«, sagte Henri. »Jedenfalls gestand er mir das kurz bevor er starb. Wenn es wahr ist, was er sagte, müssen ihm meine Ordensbrüder in dem Bemühen, mich zu schützen, übel mitgespielt haben. Das bedrückt mich. Denn dann bin ich tatsächlich auf eine Art mitschuldig am Schicksal dieses Mannes.«

»Aber nein, Sir Henri!«, sagte Graham. »Euch trifft nicht die geringste Schuld! Das Opfer seid ja damals Ihr gewesen!«

»Dennoch, ich fühle mich nicht gut bei der Sache. Und ich frage mich, warum Butcher den Priester hasste. Kann es wahr sein, dass Wigtown ein geheimer Templer war?«

»Davon wissen wir nichts«, sagte Andrew schnell. »In Roslin wurde nie davon gesprochen. Und es wurde viel über den Orden geredet. Wir selbst unterhielten uns ständig darüber. Rätselhaft war allerdings...«

»Was?«, fragte Henri.

»Der Priester soll einen Schatz besessen haben.«

»Hat ihn jemand mit eigenen Augen gesehen? Geredet wird viel, das sagst du ja selbst!«

»Ein Kreuzfahrer soll ihm den Schatz geschenkt haben, damit er in Roslin die Kirche baut. Diesen Kreuzfahrer hat allerdings nie jemand gesehen, niemand kennt ihn.«

»Vielleicht erfand Wigtown ihn nur.«

»Das ist möglich. Wenn ich auch nicht erkennen kann, aus welchem Grund er das getan haben sollte.«

Henri hatte einen vagen Verdacht, konnte ihn aber noch nicht in Worte kleiden. »Ich werde zum Haus des toten Priesters gehen und mich dort einmal umsehen, wenn der Büttel die Untersuchung zum Tod der Haushälterin abgeschlossen hat«, überlegte er.

»Vielleicht solltet Ihr es sofort tun«, meinte Graham. »Denn die Leiche wurde längst abtransportiert, und es ist ungewiss, ob man das Pfarrhaus nicht bald abreißen wird, weil so viel Unheil hinter seinen Mauern geschehen ist.«

»Gibt es Pläne dafür?«

»Ich hörte gestern von Leuten aus dem Ort davon. Und auch Dunoon sprach darüber.«

»Gut«, sagte Henri kurz entschlossen. »Dann werde ich mich sofort aufmachen. Aber zu niemandem ein Wort darüber! Ich bin am Abend wieder zurück!«

Die beiden Alten nickten. Dann widmeten sie sich wieder ihrer inzwischen erkalteten Suppe.

Vor der Tür des Pfarrhauses stand der Gehilfe des Büttels. Er machte ein wichtiges Gesicht, dem man allerdings auch die Angst ablesen konnte, die der junge Mann innerlich hegte. Denn mittlerweile erzählte jeder im Dorf, dass es im Pfarrhaus nicht mit rechten Dingen zugeing. Vielleicht, so munkelte man, war doch etwas dran an der Geschichte, dass Priester Wigtown sich zu Lebzeiten dem Teufel verschrieben hatte. Der mysteriöse Tod seiner ehemaligen Haushälterin war den meisten der letzte Beweis dafür.

Henri trat vor den Wachmann. »Du weißt, wer ich bin?«, fragte er ihn.

»Ja, Herr! Ihr seid Henri de Roslin, unser Lehnsherr«, entgegnete der Gehilfe, der wie alle anderen im Dorf inzwischen von der wahren Identität des vermeintlichen Londoner Kaufmanns gehört hatte.

Henri nickte. »Und als ebendieser trage ich dir auf, mir die Tür zu öffnen.«

Der Gehilfe schwieg. Er wirkte unsicher. »Die Tür ist verschlossen, Herr«, antwortete er.

»Das weiß ich wohl. Aber du kannst sie öffnen. Öffne sie also.«

»Aber – dort drinnen ist es nicht geheuer.«

»Das werden wir sehen«, sagte Henri. »Den Wolf, der die Haushälterin tötete, habe ich bereits erlegt, wie du wahrscheinlich weißt. Dabei handelte es sich um ein völlig normales Tier. Es war kein Dämon. Ich bin sicher, dass sich auch die restlichen seltsamen Ereignisse irgendwie erklären lassen. Doch um das zu beweisen, muss ich mir den Ort des Verbrechens genauer ansehen. Daher möchte ich, dass du mir jetzt diese Tür öffnest. Du bleibst davor stehen, bis ich wieder herauskomme. Und lasse niemanden hinein. Hast du verstanden?«

Der Gehilfe war von Henris gebieterischem Auftreten eingeschüchtert. Er zog einen großen Eisenschlüssel aus seinem Mantel und schloss auf.

»Schließe hinter mir ab, verstanden?«

»Ja, Herr!«

Henri trat in den dunklen Flur. Es roch fremd. Im Haus war es still. Henri trat in die Küche. Dort, wo die Haushälterin zu Tode gekommen war, bedeckte eine Lache getrockneten Bluts die Bodendielen. Hier also hatte die Bestie die unglückliche Haushälterin erwartet, dachte Henri. Das Tier musste durch den Kamin gekommen sein, denn die Fenster waren fest mit hölzernen Läden verschlossen. Das war zu dieser Jahreszeit üblich, so blieb es drinnen einigermaßen warm. Einen Keller schien das Haus nicht zu haben, zumindest fand Henri keine Tür, die zu einem solchen führte.

Henri suchte im Halbdunkel gründlich nach Hinweisen darauf, wie das Tier ins Haus gekommen sein mochte. Aufschluss gaben ihm schließlich dunkle Tatzenspuren, die aus der Küche hinausführten. Allem Anschein nach handelte es

sich um Blutspuren, die der Wolf hinterlassen hatte. Henri ging ihnen nach.

Im dunklen Flur konnte er nicht erkennen, wohin sie führten. Henri brauchte Licht, wollte aber den Gehilfen des Büttels nicht bitten, die Fenster zu öffnen, das hätte zu viel Aufsehen erregt. Vom Flur zweigten nur zwei weitere Räume ab. Der eine musste das Arbeitszimmer des Priesters gewesen sein, in dem anderen, dem kleineren von beiden, standen nur ein Bett und ein Schrank.

Henri betrat das größere Zimmer. Auch hier war es viel zu dunkel für seine Zwecke. Es half nichts. Er musste doch ein Fenster öffnen lassen. Er trug dem Gehilfen auf, dies zu tun, und schickte ihn anschließend wieder vor die Tür. Henri selbst begann die Regale zu durchsuchen, die sich an zwei Seiten des Zimmers befanden.

Dabei stieß er auf mehrere Schachteln mit Briefen. Henri zog eine davon aus dem Regal und blätterte sie durch. Es waren Mitteilungen von umliegenden Kirchensprengeln. Wigtown hatte sich anscheinend über die schlechte Zahlungsmoral der Zehntpflichtigen beschwert. Henri stellte die Schachtel wieder zurück an ihren Platz und nahm eine andere heraus. Sie enthielt private Schreiben. Wigtown hatte offensichtlich Wert darauf gelegt, sich mit anderen Geistlichen auszutauschen.

Die Briefe in der dritten Schachtel waren bereits leicht vergilbt. Henri warf zunächst nur einen flüchtigen Blick darauf. Doch gerade als er sie in die Schachtel zurücklegen wollte, fiel sein Blick auf ein Blatt, auf dem das Wort »Tempel« deutlich hervorgehoben war. Der Schreiber hatte es unterstrichen und besonders groß geschrieben. Henri nahm den Brief heraus und trat an das Fenster. Er versuchte, die verschnörkelte Schrift zu entziffern, und las:

*Auf deine Anfrage hin kann ich nur Folgendes mitteilen. Am 6. Oktober dieses Jahres befahl der Hund, König Edward,*

*seinen Beamten, alle noch in Freiheit lebenden Templer in Schottland in sicheren Gewahrsam zu nehmen...*

Der Brief war auf das Jahr 1309 datiert, also bereits elf Jahre alt. Warum hatte Wigtown ihn so lange aufbewahrt? Henri las mit wachsendem Interesse weiter.

*Es wurden aber nur zwei deiner Brüder verhaftet, darunter der Meister von Schottland, Walter de Clifton. Viele warfen ihre Gewänder ab und flüchteten über das Meer. Der Ankläger war kein Geringerer als Bischof Lamberton von St. Andrews, der uns verpflichtet war. Wir verfügten zu diesem Zeitpunkt schon über den größten Teil des Landes, und wir kämpften in Argyll. Die englischen Garnisonen in Perth, Dundee und Banff mussten bereits auf dem Seeweg versorgt werden. Und auch für deine Pläne gibt es nur den Seeweg. Ihr müsst folgende Routen einhalten, die sicher sind, alle anderen kann ich nicht anraten...*

Henri trat näher ans Fenster, die Schrift war an dieser Stelle stark verblasst und ließ sich nur noch schwer entziffern.

*Wenn ihr euren Schatz transportieren wollt, dann benutzt nicht die irische See und auch nicht das östliche Meer, dort lauert die englische Flotte. Wagt euch nach Westen. Zwar ist die irische Küste sturmumtost, und eure Segler müssen gute Steuerleute haben, aber es ist der einzige Weg. Ihr segelt bis zur Nordspitze Irlands, dann taucht ihr ein in die schottische Inselwelt. Meidet jedoch die Gewässer nördlich von Jura, dort patrouillieren die MacDougalls von Lorn, die auf der Seite der Engländer stehen. Zwischen Islay und der Landzunge mit Dunaverty Castle hindurch erreicht ihr Kilmory und Castle Sween. Dort könnt ihr an Land gehen und eure Beute verstauen. Sucht einen sicheren Platz für die Ewigkeit. Du kannst es nicht wissen, denn du kommst aus dem Süden, aber in Glasgow und bis hin nach Edinburgh sind viele auf eurer Seite. Gott schütze euren Plan!*

Henri legte den Brief zur Seite und dachte über das Gelesene nach. Er fühlte, wie die Spannung in ihm wuchs. Sein Verdacht erhärtete sich. Er nahm den nächsten Brief zur Hand. Die Handschrift darauf wies dieselben Eigenheiten auf wie beim letzten Brief. Es musste sich also um denselben Verfasser handeln. Diese Blätter des zweiten Briefs waren noch stärker vergilbt. Henri fragte sich erneut, warum Wigtown diese Schreiben aufbewahrt hatte. Bei diesem konnte er nur einzelne Sätze entziffern.

*Ich wurde durch Blutsrecht zum Herrscher erklärt und mit Zustimmung des Volkes zum König gewählt...*

Henri stutzte. Wer hatte das geschrieben? Konnte es sein, dass...? Er ärgerte sich, dass es im Zimmer so dunkel war, und beschloss kurzerhand, die Schachtel mit den vergilbten Briefen an sich zu nehmen. Er musste sie auf der Burg in Ruhe studieren.

Henri zog noch einige andere Schachteln aus den Regalen. Auch sie enthielten Briefe und Dokumente. Doch sie schienen sich sämtlich mit Verwaltungsfragen und Kirchengaufgaben zu beschäftigen.

Nur ein Briefstapel, der mit einem roten Band umwickelt war, nahm Henris Aufmerksamkeit noch einmal für längere Zeit gefangen. Er las einen der Briefe aus dem Stapel, der sich, wie Henri es bereits vermutet hatte, als Liebesbrief entpuppte. Eine Frau hatte dem Priester ihre Gefühle gestanden.

Henri nahm sich vor, alsbald eine Genehmigung zu erwirken, diese Briefe einsehen zu können. Vielleicht enthielten sie wichtige Hinweise auf die Vorgeschichte von Priester Wigtown. Im Moment wollte er sich allerdings allein auf die Schachtel mit den vergilbten Briefen konzentrieren. Gerade, als er sie in seinem Mantel verstauen wollte, fiel ihm auf, dass die Außenseite der Schachtel beschriftet war. »Briefe unseres Herrn Königs«, war darauf in deutlichen Lettern zu lesen.

Henris Verdacht hatte sich somit bestätigt. Er nahm den obersten Brief zur Hand und betrachtete ihn noch einmal genauer. Und tatsächlich: Auf der Rückseite prangte das Siegel König Roberts des Ersten.

Es schien, als habe man sich in Roslin bereits daran gewöhnt, dass der Lehnsherr zurückgekehrt war. Auf dem Weg in die Burg verneigten sich die Leute vor Henri und zogen ihre Mützen vor ihm. Henri nickte ihnen zu, beeilte sich aber zugleich, in die Burg zu kommen. Die Fahne derer von Roslin flatterte noch immer stolz auf den Zinnen, niemand hatte es gewagt, sie in den letzten Jahren einzuholen.

Henri hatte gehofft, inzwischen eine Nachricht vom König bekommen zu haben, doch er wurde enttäuscht. Auch Sean hatte sich noch nicht blicken lassen. Henri beschloss, ihn zur Rede zu stellen, wenn er wiederkam. Ungehorsam stand einem angehenden Ritter schlecht zu Gesicht. Der Junge musste bestraft werden. Um seine Rückkehr zu beschleunigen, schickte Henri Andrew aus, der sich im Ort nach dem Verbleib des Knappen erkundigen sollte.

Henri war begierig, die anderen Briefe zu lesen, die Priester Wigtown hinterlassen hatte. Sie waren zu Beginn der Templerverfolgung geschrieben worden. Henri war damals in Paris gewesen. Was aber war zu dieser Zeit in Schottland geschehen? Er hatte nur lückenhafte Kenntnisse darüber.

Henri hatte sich immer gefragt, wohin die Templerflotte verschwunden war. Man hatte damals im Pariser Tempel von zwölf Schiffen erzählt, die bei Nacht und Nebel von der französischen Küste her ausgelaufen waren. Sie sollten den größten Teil des Tempelschatzes weggeschafft haben, der für Henri, damals Fiskal des Pariser Hauses, selbst nicht erreichbar

gewesen war. Er hatte nur einen kleinen Teil davon in Sicherheit bringen können.

Die Tempelflotte war damals intakt gewesen. Immer wieder hatten die Brüder Tausende von Pilgern ins Heilige Land befördert, begleitet von bewaffneten Galeeren. Die Reisenden hatten gut dafür gezahlt, denn sie konnten sich darauf verlassen, auf diesen Schiffen nicht in muslimische Häfen gebracht und dort in die Sklaverei verkauft zu werden, wie es manchen geschehen war. Weil die Templer keine Zollabgaben leisten mussten, benutzte man ihre Schiffe auch für den Güterverkehr. Henri war selbst auf solchen Schiffen ins Heilige Land gefahren, die Stoffe, Gewürze, Farbstoffe, Glas und Porzellan transportiert hatten.

Wo waren diese Schiffe geblieben? Wohin waren sie im Jahr 1309 gesegelt, nachdem sie die französischen Küstenhäfen verlassen hatten? Henri hatte darauf nie eine Antwort erhalten. Vielleicht lag sie in diesen Briefen verborgen.

Begierig studierte Henri die Pergamente. Und allmählich fügte sich vor seinen Augen ein Bild zusammen, über das er derart überrascht war, dass er häufig innehalten musste, um alle Fakten genau zu überdenken. Er erhielt Antworten auf viele der Fragen, die er sich in den vergangenen Jahren gestellt hatte. Fragen, die ihm keiner seiner versprengten Mitbrüder jemals hatte beantworten können.

Konnte es tatsächlich wahr sein, was auf diesen Seiten stand, die von einem regen Briefwechsel zwischen Wigtown und König Robert, dem Ersten, zeugten? Die beiden schienen sich auf ein äußerst heikles Geschäft eingelassen zu haben. Und zwar zu der Zeit, als Robert the Bruce noch Bischof von Glasgow gewesen war. James Wigtown war damals ganz offenbar sein Vikar gewesen.

Henri las und las. Unterdessen staunte er immer mehr. Und schließlich begriff er.

Schottland hatte unter König Robert freundschaftliche Beziehungen zu den Templern unterhalten, das wusste er bereits. Die Kurie hatte Robert Bruce exkommuniziert und gleichzeitig die Templer verfolgt. Robert Bruce hatte in seinem Kampf gegen England fähige Krieger benötigt – und die verfolgten Tempelbrüder, so stand es in den Briefen, hatten begonnen, für ihn und Schottland zu kämpfen. Warum hatte Henri davon nie etwas erfahren? Hunderte von verfolgten Tempelbrüdern aus Frankreich mussten in das königliche Heer eingetreten sein und die entscheidende Schlacht von Bannockburn für König Robert gewonnen haben.

Immer wieder war in den Briefen von Schiffsrouten die Rede. Flüchtende Tempelbrüder hatten sich von La Rochelle, ihrer großen Komturei an der Westküste des Frankenreichs, sowie von der Seinemündung aus nach Norden eingeschifft. Das hatte Henri geahnt, davon hatten ihm französische Templer in der dunklen Zeit berichtet. Die Flüchtigen waren nach Norden gefahren, hatten die englischen Marineschiffe in Ayr und in Carrickfergus am Belfast Lough umgangen und waren durch die Foyle-Mündung bei Londonderry bis hin zum Herrschaftsgebiet des neuen schottischen Königs in Argyll, Kintyre und dem Sound of Jura gesegelt.

Henri schwindelte. Konnte es wahr sein, dass König Robert den sagenhaften Tempelschatz erhalten hatte, nach dem die ganze Welt suchte? Henri selbst hatte seinen Teil, den er im letzten Moment aus dem Pariser Tempel gerettet hatte, an verschiedenen Orten in Nordfrankreich verstecken können. Aber die zwölf Schiffe hatten einen viel größeren Reichtum transportiert. Einen unfassbar großen Reichtum.

Zwölf Schiffe für Robert, the Bruce, dachte Henri, zwölf Stelen für James Wigtown und zwölf hungrige Wölfe in Roslin. Hier gab es ganz offensichtlich einen Zusammenhang. Aber wie sollte Henri ihn deuten?

Er wusste, dass die Westküste Irlands über zwei bedeutende Häfen verfügte: Limerick und Galway. Eine Flotte aus Frankreich hätte dort Zwischenstation machen können. Henri wusste auch, dass der Tempel seine Hauptsitze gern an der Küste oder an schiffbaren Flüssen angelegt hatte. Maryculter in Schottland hatte am Dee gelegen, Balantrodoch und Temple Liston, die er selbst einmal besucht hatte, am Firth of Forth, Temple Thornton wiederum hatte am Tyne gelegen. Und in Frankreich war der Hafen von La Rochelle der bedeutendste Umschlagplatz von Gütern gewesen und der wichtigste Hafen für Pilger, die unter dem Schutz der Tempelritter ins Heilige Land hatten ziehen wollen.

Henri hatte sich mit der wilden irischen Insel nie besonders beschäftigt. Aber jetzt fielen ihm Namen ein, die er in der Zeit seiner Ausbildung in London gehört hatte. Namen, die damals nur einen exotischen Klang für ihn besessen hatten. Aber sie waren schon immer mehr gewesen. Und jetzt begriff er es endlich. Es hatte sich um ein Netz von Zufluchtsorten gehandelt, eine Kette von Stützpunkten, die den Zusammenhalt im nördlichen Herrschaftsgebiet des Tempels garantierten. Diese Zufluchtsorte waren beispielsweise Templecrone gewesen, ein Sitz in der Nähe der stürmischen Insel Aran, Templecavan auf der Insel Malin, Templemoyle bei Greencastle am Foyle. Templehouse, Templerushin, Templecarne oder Templedouglas an der Donegal Bay! Für den damals noch jungen Henri, der sich in der Ausbildung zum Fiskal des Tempels befunden hatte, waren es sagenumwobene Namen gewesen. Erst heute wurden sie zu etwas Realem, durch ihre Erwähnung in den Briefen von König Robert James Wigtown.

Schiffe, Material, Waffen, Krieger und märchenhafte Schätze – all das war damals, vor elf Jahren – wenn Wigtowns Angaben korrekt waren –, nach Schottland gekommen! Die

Templer hatten den Krieg der Schotten gegen England geführt und ihn letztlich gewonnen! Sie hatten die Unabhängigkeit Schottlands erkämpft! Das schien eine Tatsache zu sein!

Was aber war aus den Reichtümern geworden, mit denen der Tempel König Robert versorgt hatte? Waren sie in den Kämpfen verloren gegangen?

Die Gegenleistung des Königs musste darin bestanden haben, verfolgte Templer in Schottland aufzunehmen und zu beschützen. König Robert hatte die Verbotsakten gegen den Tempel nie unterschrieben! Auch deswegen hatte der Papst ihn exkommuniziert!

Henri stand auf. Er musste eine Pause machen. Es war zu viel, was da auf ihn einstürmte.

Sprachen diese Briefe die Wahrheit? Wenn ja, war König Robert ein wahrer Freund der Templer! Henri hätte jubeln können, bedeutete es doch, dass der König ihm in jedem Fall den Schutz gewähren würde, den er von ihm erbeten hatte.

Aber du hast dich mir gegenüber weiß Gott nicht als Freund des Tempels zu erkennen gegeben, dachte Henri. Haben sich deine Pläne inzwischen so gründlich geändert?

Henri versuchte, sich vorzustellen, wie es damals gewesen war. Natürlich hatte er gewusst, dass sich einige verfolgte Tempelbrüder nach Schottland durchschlugen. Er selbst war den Häschern nach Norden entkommen. Aber es hatte zwischen den Flüchtlingen kaum einen Zusammenhalt gegeben. Jeder hatte sich selbst zu retten versucht. Andererseits war es nahe liegend gewesen, dass die Templer als anerkannte Meister der Kriegsführung in einer Armee unterkamen. König Robert, damals seit drei Jahren gewählt, aber vom Papst und anderen Herrschern nicht anerkannt, musste froh über ihre Hilfe gewesen sein. Vielleicht hatten seine schottischen Tempelbrüder ihm sogar geholfen, neue Soldaten auszubilden.

Alles passte zusammen.

Und James Wigtown?

Der geheimnisumwitterte Priester war in jedem Fall ein Mann König Roberts gewesen. Auch er war also ein Freund der Templer gewesen. Allerdings konnte sich Henri nicht daran erinnern, seinen Namen je gehört oder gelesen zu haben. Und er hatte viele Namen gekannt.

Irgendwann musste der junge König Wigtown damit beauftragt haben, einen Teil des Tempelschatzes, mit dem er die Ausrüstung seiner Armee finanzierte, zu verstecken. War dies der Schatz, von dem alle gesprochen hatten? Hatte Wigtown jenen mysteriösen Kreuzfahrer, der für die Errichtung einer Kirche spendete, nur erfunden, um die Herkunft seines Reichtums zu vertuschen? Konnte es sein, dass er den Tempelschatz hier ganz in der Nähe verborgen hatte?

An dieser Stelle, folgerte Henri, der mittlerweile ganz euphorisch war, kam dieser Butcher ins Spiel. Von ihm wusste Henri bisher, dass er einst Verwalter seiner Burg hatte werden wollen und, als die Verfolgung des Tempels einsetzte, in den Verdacht geraten war, ein Spitzel des französischen Königs zu sein. Tempelbrüder hatten daraufhin versucht, ihn zu töten, was aber nicht gelungen war. Stattdessen hatten sie seine Familie ausgelöscht – um Henri zu schützen und seine Flucht zu gewährleisten. Henri hatte bis zu seinem Zusammentreffen mit Butcher nichts von diesen furchtbaren Ereignissen gewusst. Er hatte zu dieser Zeit um sein eigenes Leben kämpfen müssen.

So weit kannte Henri die Tatsachen. Jetzt spekulierte er auf unsicherem Boden weiter.

Butcher musste einen tödlichen Hass gegen den Templerorden entwickelt haben. Er schien versprengte Templer gejagt und getötet zu haben. Irgendwie musste er

dabei von Wigtown und vielleicht auch von dem Geschäft mit König Robert erfahren haben. Wigtown war wahrscheinlich kein Templer gewesen, aber er hatte mit dem Orden sympathisiert.

Als Butcher davon erfahren hatte, wird er geplant haben, Wigtown zu töten. Er hatte bei irgendeinem Steinmetz die Anfertigung der geheimnisvollen Stelen in Auftrag gegeben, um nach dem Tod des Priesters allen im Ort weiszumachen, dass ein Fluch auf dem Toten gelastet hatte. Vielleicht hatte er Wigtown die Stelen auch schon vor dessen Tod gezeigt, um die Angst des Geistlichen zu schüren. Sicher wird er dafür gesorgt haben, dass der arme Mann vor seinem Tod zahllose schlaflose Nächte gehabt hatte, beziehungsweise allerlei grausige Albträume. Später hatte er ihn dann auf der Burg ermordet.

Als Butcher schließlich noch erfahren hatte, dass Henri de Roslin in seine Heimat zurückkehrte, wähnte er seine große Stunde gekommen und plante, sich an ihm für sein verfluchtes Leben zu rächen.

Henri atmete tief durch. Welch ein verworrenes Geflecht aus Schuld, Sühne und Zufälligkeiten lag hier vor ihm ausgebreitet! Er, der verfolgte Templer, war mitschuldig an der Ermordung von Butchers Familie. Und der Mörder und Tempelfeind Butcher war von einem unwilligen Gott mit einem fürchterlichen Schicksal belegt worden, unter dem sicher auch andere zusammengebrochen wären und gefrevelt hätten.

Henri stand auf und legte die Briefe zur Seite. Im gleichen Moment klopfte es laut an der Tür zu seinem Zimmer. Henri fuhr aus seinen Gedanken. Er hatte niemanden kommen gehört.

»Herein!«

Andrew trat ein. Er machte ein bekümmertes Gesicht und kündigte einen Besucher an. Henri wollte ihn zunächst abweisen, besann sich dann jedoch anders. Er legte die Briefe in die Schachtel, aus der er sie genommen hatte, und versteckte diese hinter einem Vorhang.

»Lass den Mann eintreten, Andrew!«, sagte er dann.

Einen Augenblick später trat ein Bewaffneter in Henris Zimmer, der Henri auf Französisch ansprach.

Henri blickte den Mann unwillig an. Er hatte ein spitzes Gesicht mit schmalen Lippen und dunkle, dichte Haare. Seine rechte Hand schwang auffällig in der Nähe seines Schwertgriffes.

»Ich komme im Auftrag meines Hauptmanns!«, sagte er. »Es ist Hauptmann Raymond, und er handelt im Dienst des Königs von Schottland. Wir haben hier etwas zu erledigen, das Euch ganz persönlich betrifft.«

»Das kann nicht sein«, erwiderte Henri ruhig. »Ich pflege in Schottland keinen Kontakt zu Franzosen, und ich glaube nicht, dass König Robert das tut.«

»Da täuscht Ihr Euch«, widersprach der Bote. »Doch Ihr werdet bald begreifen, wie sich alles verhält. Kurz und gut, wir haben Euren Knappen Sean of Ardchatten in unserer Gewalt. Und wenn er nicht noch heute Nacht sterben soll, wollen wir ein Lösegeld sehen, Sir Henri! Schaut nicht so unschuldig, wir wissen genau, wer Ihr seid, und eben hinter Euch sind wir her! Geld, oder der Knappe stirbt. Mein Hauptmann erwartet eine zügige Antwort!«

»Ihr seid wahnsinnig oder ein Lügner!«, entfuhr es Henri. »Das kann nicht sein! Wir sind auf schottischem Boden! Und ihr seid Franzosen! Der König wird euch aus dem Land jagen, wenn er von eurer Anmaßung erfährt!«

Der Bote lachte. »König Robert hat uns persönlich geholt! Denn wir sind die schlimmsten Feinde seiner eigenen Feinde,

der Engländer. Wir arbeiten für ihn. Und er will, dass wir Euch, Henri de Roslin, nach Paris bringen, damit man Euch öffentlich verbrennt! Allerdings verstehen wir, dass Euch das vielleicht ein wenig zu heiß werden könnte. Daher bieten wir Euch hiermit die Möglichkeit, Euch mit einem angemessenen Preis vor dem sicheren Tod zu retten. Also, seid Ihr bereit, das Lösegeld für Euren Knappen zu zahlen?«

Ohne zu zögern, entgegnete Henri: »Wenn Sean wirklich in eurer Gewalt ist, dann löse ich ihn mit jeder Summe aus, die ihr verlangt. Sag deinem Hauptmann, ich werde am Abend in sein Lager kommen, das Geld bringen und meinen Knappen mitnehmen.«

»Bringt einhunderttausend schottische Pfund mit, mein Bester! Oder Eurem Sean wird die Gurgel durchgeschnitten!«

»Unmöglich! So viel Geld kann ich niemals auftreiben!«

»Dann kommt mit der Hälfte! Auch damit wird mein Hauptmann zufrieden sein.«

Die andere Hälfte hättest du dann wohl selbst eingesteckt, dachte Henri. Was er sagte, war: »Erwartet mich bei Sonnenuntergang im Lager. Bis dahin werde ich versuchen, die Summe aufzutreiben – fünfzigtausend und keinen Heller mehr. Sag mir, wo ich das Lager finde. Aber ich warne euch! Wenn meinem Knappen auch nur ein Haar gekrümmt wird, werdet ihr alle sterben!«

»Wollt Ihr uns etwa drohen?«

»Ich habe gesagt, was zu sagen war. Und nun verschwindet und erstattet Eurem Hauptmann Bericht.«

Der Bote beschrieb Henri noch den Weg zu dem Waldstück, in dem sich das Lager befand. Dann sagte er lachend: »Bei Sonnenuntergang also! Und vergesst das Stümmchen nicht!«

Henri sank auf einen Schemel. Wo sollte er in so kurzer Zeit eine derart hohe Summe auftreiben? Es war aussichtslos!

*November 1320. Jeanie*

Leutnant Ciogar genoss das Leben in vollen Zügen. Er fraß sich satt und soff sich voll, wenn sein Dienst getan war und er am Abend seine Mätresse besuchte. Und wenn er sonst nichts zu tun hatte, war er bei den Hunden. Eigentlich waren es ja Wölfe, die sie zu dressieren versuchten, das erhöhte den Kitzel für ihn ungemain. Ciogar war es von seiner Heimat in den Cevennen her gewohnt, mit wilden Tieren zu leben. Entweder er tötete sie, was schon oft geschehen war, oder sie töteten ihn, was schon viele versucht hatten, aber noch keinem gelungen war.

Versonnen dachte Ciogar an diesem Abend an seine Heimat. Er hatte dort selbst bereits Wölfe gejagt und allein zu dressieren versucht, war damit aber gescheitert. Eine lange, weiße Narbe an seinem rechten Unterarm zeugte noch von diesem Versuch. Dennoch liebte er diese Bestien, sie verkörperten für ihn die ungezähmte Natur, die nur tat, was sie wollte. Das war es, was er auch für sich selbst anstrebte: wild und frei und niemandem Untertan sein. Er hatte bereits so viele Bestien getötet, dass er sie schon gar nicht mehr zählen konnte.

Tötete man wohl einen Teil von sich selbst, wenn man auslöschte, was man liebte?, fragte sich Ciogar. Doch er wartete nicht ab, bis sein Geist eine Antwort darauf fand. Er tat einen Schluck aus seiner Flasche, und schon schweiften seine Gedanken von den Tieren zu Jeanie. Ciogar stand auf, torkelte hinüber in das Zelt der Mätressen und riss den Eingangslappen zur Seite. Sofort fiel sein Blick auf die junge Frau, die seit der

Normandie an seiner Seite war, sie streifte gerade den Träger ihres weißen Kleides von der Schulter. Ein makelloser, straffer Busen wurde sichtbar. Ciogar hob die Hand, als Jeanie ihre Blöße verbergen wollte. Sie sollte genau so bleiben, wie sie war. Er wollte sich an ihrem Anblick satt sehen.

Ciogar musste ein anderes Mädchen zur Seite stoßen, das ihm im Weg stand, auch sie war halb nackt und sehr hübsch, verströmte aber einen schlechten Geruch. Jeanie hingegen roch immer gut, immer sauber, wie eine Brise im Frühling, die über die Höhen der Cevennen strich. Ciogar wunderte sich selbst über diesen feinen Vergleich, der ihm so spontan eingefallen war. Er erreichte Jeanie und riss ihr den zweiten Träger von der Schulter. Jetzt lag der Anblick ihrer weißen, wohlgeformten Brüste direkt vor ihm. Er griff danach, knetete und begutachtete sie. Dann suchte sein Mund den zarten Hals seiner Schönen.

Jeanie ließ ihn gewähren, sie dachte daran, wie gut sie dafür bezahlt wurde. Und Geld verdienen musste sie, noch mindestens zwei Jahre lang. Dann konnte sie nach Hause zurückkehren und den kleinen Hof ihrer Eltern wieder in Schwung bringen.

»Was riechst du gut, meine Süße!«, stammelte Ciogar. »Bei Gott, es ist ein Duft, ein Duft...«

»Wie bei dir zu Hause in den Cevennen«, ergänzte Jeanie mit warmer Stimme. »Aber du kitzelst mich mit deinem Schnurrbart.«

»Ich will dich! Lass die anderen Gänse aus dem Zelt verschwinden! Los!«

»Das geht nicht«, widersprach Jeanie schwach. »Es ist kalt draußen, und sie sind schon halb ausgekleidet.«

»Raus hier, habe ich gesagt!«

Ciogar vollführte wilde Gesten, um die übrigen jungen Frauen aus dem Zelt zu scheuchen. Sie sprangen erschreckt

auf, eine protestierte, fing sich aber von Ciogars wedelnden Händen eine Ohrfeige ein. Dann trat der Leutnant ihr in den Hintern. Die Mädchen rafften ihre Kleider zusammen und flohen nach draußen. Auch Jeanie wollte schwach protestieren, aber dann schwieg sie. Es war besser so.

Ciogar fiel wie ein Tier über sie her. Die Lust, der Schnaps und dieses verfluchte, kalte Land, in dem sie diesen elenden Auftrag erfüllen mussten, der ihn absolut nicht interessierte, stachelten ihn an. Ebenso wie Jeanie natürlich, in all der Unschuld, die ihr mädchenhafter Körper und ihr süßes Gesicht repräsentierten. Ciogar spürte das Verruchte, diese Gier auf ein besseres Leben, die auch ihn beherrschte, in diesem Mädchen. Sie war mehr als eine billige Mätresse. Sie war im Grunde genauso wie er selbst. Und sie wollte so genommen werden. Mit Gewalt und mit Schlägen.

Jeanie schrie, aber nicht aus Lust, sondern vor Schmerz. Mit einem zornig-verquälten Ausdruck auf dem jungen Gesicht stieß sie Ciogar von sich herunter. Er hatte ihr wehgetan, und sie spürte, wie Tränen in ihren Augen standen.

»Du bist ein Schwein, Ciogar!«, sagte sie leise. »Kannst du denn gar keinen Menschen respektieren?«

Ciogar wusste im ersten Moment gar nicht, wie ihm geschah. Er stierte die vor ihm liegende Jeanie zornig an.

Brüste und Scham der jungen Frau waren entblößt, doch jetzt legte sie die Hände schützend zwischen die Schenkel. »Was erlaubst du dir, du Schlampe?«, schrie er dann. »Na warte, ich werde dich lehren, mir zu gehorchen!«

Ciogar stürzte sich erneut auf Jeanie und versuchte, ihre Hände auseinander zu reißen. Es kam zu einem Kampf. Und schließlich war der Leutnant wieder über dem Mädchen. Er stieß und stieß. Und als er endlich von ihr abließ, lag sie still. Sie hatte die Augen geschlossen. Im Tanggewirr ihrer braunen Haare lag ihr schweiß-überströmtes Gesicht in den Kissen wie

eine abgeschnittene Trophäe. Ihren geschändeten Körper sah Ciogar jetzt, da er sich gesättigt hatte, nicht mehr. Er sah nur noch dieses süße Gesicht, das sich weigerte, ihn anzusehen. Unter den Schuldgefühlen, die er daraufhin verspürte, kochte unzählbare Wut in ihm auf.

Diese Schlampe spielt ein mieses Spiel mit mir, dachte er. Sie weiß genau, wozu sie hier ist! Also sollte sie sich gefälligst fügen und mitmachen! Es ist doch viel schöner, wenn eine Schlampe mitmacht und sich richtig bewegt!

Ciogar kam taumelnd auf die Beine. Er richtete seine Kleidung und warf mit einer verächtlichen Geste ein Geldstück auf das Mädchen. Dann torkelte er aus dem Zelt. Er ging in sein eigenes, fluchte vor sich hin und warf sich auf seine Pritsche.

Verfluchte Weiber, dachte er. Sie sind noch schlimmer als Wölfe. Sie bluten dich aus.

Henri wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Woher sollte er das Lösegeld nehmen? Er trug nicht viele Mittel bei sich, und der Teil des Tempelerschatzes, den er gerettet hatte und auf den er in heiklen Momenten wie diesem manchmal zurückgriff, lagerte gut versteckt in Frankreich. Die einzige Möglichkeit, die Henri jetzt einfiel, um an die verlangte Summe zu kommen, war, den mysteriösen Schatz zu finden, den Priester Wigtown vielleicht besessen hatte, weil seine Tempelbrüder ihn möglicherweise nach Schottland geschafft hatten. Aber dies schien aussichtslos, zumal gar nicht sicher war, ob es diesen Schatz überhaupt gab.

Doch was blieb ihm anderes übrig, als sich an diese Möglichkeit zu klammern? Henri musste nachdenken. Wenn Wigtown diesen Schatz besessen hatte, von dem die Leute hier sprachen und auf dessen Existenz in dem Briefwechsel mit Robert the Bruce angedeutet wurde, dann würde er ihn mit Sicherheit gut versteckt haben. Sicher nicht in seinem Haus.

Aber vielleicht im Moor? War dies nicht der ideale Ort, um einen Schatz zu verbergen? Niemand würde auf die Idee kommen, ausgerechnet dort nach Gold, Silber und Preziosen zu suchen. Für eine gezielte Suche in diesem Gebiet würde Henri aber Tage und Wochen brauchen, und das war Zeit, die er nicht besaß.

In seiner Verzweiflung besprach sich Henri mit dem einzigen Vertrauten, den er in der Burg besaß, mit dem Diener Andrew. Als er die Geschichte hörte, wurde der alte Mann noch ein klein wenig bleicher, als er ohnehin schon war.

»Ihr solltet Euch auf diese Bestechung nicht einlassen, Herr Henri!«, sagte er kopfschüttelnd. »Selbst wenn Ihr das Lösegeld auftreibt und abgeliefert, glaube ich nicht, dass man Euren Knappen freiließe. Es ist ein böses Spiel. Man will Euch, begreift das doch. Euch allein!«

»Ich weiß, Andrew«, entgegnete Henri. »Aber mein Knappe liegt mir sehr am Herzen. Ich will alles versuchen, um ihn zu retten!«

Andrew überlegte. »Lasst uns ins Dorf gehen und versuchen, eine kleine Truppe mit kampffähigen Männern zusammenzustellen, um den Jungen zu befreien.«

»Glaubst du, das könnte uns gelingen?«

»Ich weiß es nicht. Aber angesichts Eurer aussichtslosen Lage ist es einen Versuch wert!«

Die Männer setzten den Vorschlag sofort in die Tat um. Andrew nahm Graham mit in den Ort. Gemeinsam trommelten sie die Einwohner zusammen, Graham hatte eine laute, tiefe Stimme. Andrew übernahm es dann, den Leuten zu erklären, was sie wollten.

»Euer Lehnsherr bittet euch um Hilfe, liebe Leute!«, endete er. »Er könnte euch zwingen, denn ihr seid ihm Gehorsam schuldig! Aber das tut er nicht, er bittet euch! Und so bitte auch ich euch, ihm zu helfen!«

Unter den Leuten kam allgemeines Gemurmel auf. Henri blickte in abweisende, aber auch erregte Gesichter. Dann trat plötzlich ein Junge mit einem Knüppel vor.

»Ich bin dabei!«, sagte er.

»Nein, Scottie«, sagte Andrew, »du bist viel zu jung! Hier geht es um Leben und Tod! Wir brauchen erwachsene, kampferprobte Männer!«

»Sir Henri!«, rief ein Mann mit faltigem Gesicht aus der Menge. »Wir haben sehnsüchtig auf Euch gewartet! Wo wart Ihr während all dieser Jahre?«

»Das ist doch jetzt einerlei, Atkinson!«, erwiderte Andrew an Henris Stelle. »Begreift ihr nicht? Es geht um die Rettung eines jungen Mannes, der hier bei uns von französischen Soldaten gefangen gehalten wird!«

»Was machen diese Kerle in unserem Land?«, fragte Atkinson. »Hat der König sie geholt? Dann dürfen wir uns ihnen nicht widersetzen!«

»Die Franzosen sind unsere Feinde wie die Engländer«, sagte Andrew. »Wir können nicht dulden, dass sie in Schottland Gewalt gegen einen der unsrigen ausüben! Außerdem sind wir es Sir Henri schuldig, an seiner Seite zu stehen!«

»Aber wir haben nicht einmal Pferde!«, rief ein Bauer. »Wie sollen wir armen Leute in das Lager der Franzosen gelangen?«

Henri hob die Hand. »Es ist wahr, wir bräuchten Pferde«, sagte er. »Und es ist auch wahr, dass ich lange fort gewesen bin. Den Grund dafür kennt ihr alle. Ich wurde verbannt. König Robert jedoch hat den Templerorden niemals verboten. Ich bin also unter schottischen Gesetzen nicht vogelfrei.«

»Aber Ihr seid in den Augen aller Christenmenschen zum Ungläubigen geworden, Herr! Ihr müsst widerrufen! Erst dann können wir Euch folgen!«

Henri fühlte, wie die Mutlosigkeit in ihm aufkeimte. Hatten die Leute nicht recht, wenn sie ihm nicht fraglos folgen

wollten? Denn die Lage war viel zu verworren, um zu sehen, wo Recht und Unrecht lagen. Dennoch versuchte Henri es noch einmal.

»Liebe Leute von Roslin«, rief er. »Ich bin zurückgekehrt, weil jeder Mensch eine Heimat braucht. Ich genauso wie ihr alle. Ich möchte auf meiner Burg leben, hier in meinem Heimatdorf, in dem schon mehrere Generationen meiner Familie gelebt haben. Niemand hat das Recht, mich von hier zu vertreiben. Und niemand hat das Recht, euch von meiner Seite zu vertreiben. Wir gehören zusammen, auch wenn das in der Vergangenheit schwer zu erkennen war. Wir gehören zusammen!«

»Er hat recht!«, rief Atkinson. »Unser Lehnsherr hat Recht! Wir schulden ihm unsere Hilfe wie eh und je!«

»Dafür wird man uns alle bestrafen, denn ein Ketzer bleibt ein Ketzer! Fragt den Büttel!«

Alle suchten nach dem Genannten in der Menge, doch er war offenbar nicht anwesend. Stattdessen tauchte plötzlich Verwalter Dunoon auf. Er führte sein Pferd am Zügel hinter sich her und schritt durch die Menge.

»Ich komme gerade aus Edinburgh, meine Freunde. Dort hörte ich, dass Franzosen ins Land kommen sollen, mit der offiziellen Erlaubnis des Königs. Daher rate ich euch Folgendes: Wenn wir hier in Ruhe leben wollen, sollten wir nicht hinterfragen, was unser König tut! Er hat die Fremden ins Land geholt, weil er damit eine bestimmte Absicht verfolgt. Und wer sind wir, dass wir diese mit unserem Eingreifen in Frage stellen? Nein, ihr Leute von Roslin, wir dürfen nicht gegen französische Soldaten kämpfen, was immer sie auch vorhaben, denn damit durchkreuzen wir die Pläne von König Robert!«

Henri blickte den Verwalter an. Warum musste der Kerl gerade in diesem Moment auftauchen? Dass er so eindeutig

gegen ihn Stellung bezog, hatte wenigstens eine gute Seite: Es ließ seine Haltung ihm gegenüber klar erkennbar werden. Er war nicht auf seiner Seite.

Aber wer war es überhaupt?

Henri blickte sich um. Überall sah er rat- und mutlose Gesichter. Selbst in den Augen derer, die ihn freundlich ansahen, sah er Angst. Die Menschen hier in Roslin waren einfache Leute – gewohnt, Untertanen zu sein. Sie gehorchten der Obrigkeit mit jahrelang gepflegter Selbstverständlichkeit. Solange er selbst diese Obrigkeit nicht verkörperte, würden sie ihm daher auch nicht folgen.

»Ich verspreche euch«, sagte Henri, »dass euch nichts geschehen wird. Ich habe König Robert in Edinburgh um persönlichen Schutz ersucht, und ich werde ihn bekommen. Damit steht auch ihr unter dem Schutz des Königs. Ebenso wie Ihr, Verwalter Dunoon! Vertraut mir! Ich führe euch nicht ins Unglück!«

»Das sind Worte!«, sagte Dunoon. »Wo sind die Beweise?«

Henri war immer mehr davon überzeugt, dass er hier nur seine Zeit vergeudete. Er musste Sean befreien! Einmal würde er es noch versuchen, wenn das nicht half, musste er sich etwas anderes einfallen lassen. Er holte tief Luft und sagte mit entschlossener Stimme:

»Priester Wigtown besaß einen Schatz. Er gehörte einst zum Besitz des Templerordens. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich war Fiskal des französischen Tempels. Wigtowns Schatz wird dem Ort Roslin zugute kommen, euch allen! Ich werde alles Gold und Silber ohne Ausnahme unter euch verteilen. Das kann ich tun, denn dieser Schatz gehört niemandem mehr. Und ich halte ihn am besten bei den Menschen für aufgehoben, die hart arbeiten, zum Wohl Schottlands!«

»Helft unserem Herrn Henri!«, bat Andrew noch einmal.

»Wo habt Ihr diesen Schatz?«, fragte Dunoon listig. »Zeigt ihn uns doch einmal!«

»Ja, zeigt uns den Schatz!«, rief ein Bauer. »Dann folgen wir Euch zu den gottverdammten Franzosen!«

»Ich habe ihn natürlich nicht bei mir«, sagte Henri mit kräftiger Stimme. »Aber wenn mein Knappe befreit ist, verpflichte ich mich dazu...«

»Er redet sich doch heraus!«, rief ein Bauer. »Diesen Schatz gibt es überhaupt nicht. Auch Wigtown hat ihn nie besessen! Sonst hätte er nicht in einem so schäbigen Haus gewohnt, sondern in einem Palast!«

»Oder in der Burg von Roslin!«

»Die ja unserem Herrn Henri gehört!«

»Sie gehört niemandem! Sie ist herrenlos! Der Staat verwaltet sie! Stürmen wir doch die Burg, und bedienen wir uns dort!«

»Seid ihr verrückt!?« Andrew schrie, so laut er konnte. »Wir sind jahrelang gut umgegangen mit dem Besitz von Sir Henri! Das wird sich jetzt nicht ändern! Wir achten den Namen derer von Roslin und ihr Eigentum. Also zum letzten Mal: Wer ist bereit, Sir Henri zu folgen?«

Niemand hob die Hand. Viele senkten den Kopf. Einige scharrtten verlegen mit den Füßen und schlichen dann schweigend davon. Andrew blickte Henri betroffen an. Henri nickte ihm zu. Er hatte verstanden. Mit Hilfe von dieser Seite war nicht zu rechnen.

Die bitterste Erkenntnis für Henri war, dass er selbst in seiner Heimat auf sich allein gestellt war. Er hatte es befürchtet. Doch nun hatte er den Beweis.

Sean konnte weder stehen noch liegen, und knien gelang ihm schon lange nicht mehr. Es fühlte sich an, als sei sein ganzer

Körper durchgescheuert. Überall stieß er gegen die Stäbe des Käfigs. In den ersten Stunden hatte er an ihnen gerüttelt, hatte gehofft, sie aus ihrer Verankerung reißen zu können. Aber mittlerweile sah er ein, dass dies eine vergebliche Mühe war. Er war gefangen wie ein Tier.

Traurig dachte er an seinen Herrn Henri. Ob er ihm helfen konnte? Aber wie sollte er? Er wusste ja gar nicht, wo sein Knappe war.

Sean gab sich endgültig auf. Apathisch drückte er sich gegen die Käfigstäbe, um wenigstens in einer verkrümmten Haltung so viel Platz zu haben wie möglich. Er stöhnte leise. Sein ganzer Körper schmerzte.

Von draußen hörte Sean nur noch wenige Geräusche. Männerstimmen, einmal auch den Gesang einer jungen Frau, der jedoch rasch erstarb, Pferdegetrappel. Und einmal das heisere Gebell und Heulen von Hunden.

Sean verspürte Hunger und Durst. Vor allem der Durst quälte ihn. Sein Mund war ausgetrocknet, seine Zunge fühlte sich pelzig an und schien auf das Doppelte ihres Umfangs angeschwollen zu sein.

Plötzlich hörte Sean ein Geräusch am Zelteingang und öffnete die Augen, die er bislang geschlossen hatte.

Vorsichtig, ohne sich zu bewegen, schielte er zum Eingang hinüber. Im Gegenlicht des trüben Morgens erblickte er eine Gestalt. Kamen sie jetzt, um ihn zu töten?

Jemand kam näher. Sean blieb reglos. Er versuchte aus den Augenwinkeln zu erkennen, um wen es sich handelte. Dann nahm er den leichten Hauch eines frischen Geruches wahr. Es war ein Geruch – vielmehr ein Duft –, den er hier, in diesem elenden Lager, nie erwartet hätte. Überrascht blickte er auf die Gestalt, die jetzt direkt vor dem Käfig stand.

»Du armer Junge«, sagte eine sanfte Stimme. »Was machen sie nur mit dir?«

Sean überlegte fieberhaft, wer das wohl sein konnte. Er versuchte zu sprechen. Aber nur ein Krächzen kam aus seinem Mund.

»Warte!«, sagte die junge Frau. Sie ging weiter ins Zelt hinein und kam dann mit einer Holzkelle zurück, die mit klarem Wasser gefüllt war.

Aufgeregt versuchte Sean, etwas von dem köstlichen Nass zu schlucken, doch das war gar nicht so leicht. Er öffnete den Mund, näherte sich den Gitterstäben und ließ die Zunge heraushängen. Die junge Frau tröpfelte das Wasser in seinen Mund.

»Mehr davon! Mehr!«, bettelte Sean.

Die Frau verschwand erneut in den Hintergrund des Zelts und kam mit weiterem Wasser zurück. Jetzt hielt sie es in den eigenen hohlen Händen. Sie ließ es in Seans Mund laufen, der es gierig schlürfte und trank. Es schmeckte so gut, dass ihm die Tränen in die Augen schossen.

»Wer bist du?«, fragte das Mädchen auf Französisch.

Sean, der jetzt wieder etwas besser bei Kräften war, nannte seinen Namen. »Und wer bist du?«, fragte er.

»Ich heiße Jeanie. Ich bin die Freundin eines Leutnants.«

»Du hast blaue Flecken unter den Augen, Jeanie!«

»Ach das. Das ist nichts. Warum bist du hier? Was hat man mit dir vor, mein Kleiner?«

»Frag die Franzosen! Ich weiß es nicht. Ich hoffe, dass mein Herr kommt, um mich zu retten.«

»Dein Herr? Die Soldaten sind zahlreich. Hier kommt keiner gegen ihren Willen herein oder heraus.«

»Was macht ihr hier in Schottland?«

Jeanie zuckte die Schultern. »Sie stellen irgendjemandem nach. Bist du es, den sie haben wollen? Was kannst du bieten? Was bist du wert, Sean?«

»Ich bin nur die Ziege, die man anpflockt, um den Wolf anzulocken«, sagte Sean mit schleppender Stimme. »Sie wollen meinen Herrn.«

»So? Das tut mir leid für dich. Andererseits ist es mir egal. Ich schere mich nicht um die Politik der Männer. Aber du gefällst mir! Du siehst hübsch aus, mein Kleiner!«

»Befreie mich, Jeanie! Wir werden es dir mit viel Geld lohnen!«

»Wie viel?«, fragte das Mädchen schnell und listig.

Sean sah das Glitzern in ihren Augen. Er wurde vorsichtig. Aber er begriff, dies war eine Karte, auf die er setzen konnte. Vielleicht die einzige Karte.

»So viel du willst, Jeanie. Mein Herr ist reich. Er besitzt einen großen Schatz! Den Schatz der Templer!«

»Ist das wahr?«

»Wenn ich es dir doch sage! Wir belohnen dich mit allem, was du haben willst!«

»Nein, nein, das geht nicht! Mein Leutnant würde mich totprügeln. Er ist ohnehin gewalttätig genug. Kein Tag vergeht, ohne dass er mich schlägt. Aber er bezahlt mich auch gut.«

»Wir bezahlen dich besser! Komm mit uns!«

Die junge Frau zögerte einen Moment. Dann erhob sie sich. Sean sah jetzt, wie schön sie war, wie begehrenswert. Sie erinnerte ihn an Angélique, das Mädchen aus der Bretagne, das er einst mit allen Fasern seines Körpers geliebt und dann an den Schwarzen Tod verloren hatte.

»Unmöglich!«, sagte das Mädchen. »Ich gehöre den Franzosen. Und sie sind die Stärkeren, keine Frage! Gegen sie habt ihr keine Chance. Du nicht und dein Herr auch nicht. Was soll ich mit deinem Gold, wenn Ciogar mich erschlägt?«

»Er wird dir nichts tun! Er kann dir nichts tun, denn ich werde auf dich aufpassen.«

Von draußen ertönte eine herrische Stimme. Jemand rief Jeanies Namen. Die junge Frau ging zum Eingang des Zeltes, dort drehte sie sich noch einmal um.

»Oh, er kann mir sehr viel tun, der Herr Leutnant«, sagte sie traurig. »Und dass er dich umbringt, das ist eine ausgemachte Sache. Du tust mir Leid, mein Kleiner.«

Henri war betrübt. Er wusste nicht, wie er Sean befreien sollte. Seine einzige Möglichkeit schien von vorneherein zum Scheitern verurteilt: Er musste allein ins Lager der Franzosen reiten und den Jungen retten.

Für einen kurzen Moment dachte Henri daran, in der verbleibenden Zeit im Moor nach dem versteckten Schatz des Priesters zu suchen. Vielleicht war es nicht schwer, ihn zu finden, wenn man seinen Verstand gebrauchte. Hatte er im Haus des Priesters nicht eine Karte gesehen? Konnte sie auf das Versteck hinweisen?

Aber Henri war klar, dass er dazu keine Zeit mehr hatte. Er musste sich diesen Gedanken aus dem Kopf schlagen. Andrew hatte nur traurig den Kopf geschüttelt bei seiner Frage, ob es möglich sei, alles Inventar der Burg noch am gleichen Tag zu verkaufen, um das Lösegeld zusammenzubekommen. Es gab in Roslin keine zahlungsfähigen Interessenten dafür.

Henri warf sich vor, dass er nicht genügend Geldreserven bei sich trug. Der Reichtum des Templerordens, über den er verfügen konnte, lag an verschiedenen Stellen im Norden Frankreichs, vor allem in der Bretagne, begraben. Zusammen war es das Tausendfache dessen, was die Soldaten für Sean verlangten. Aber dieses Wissen nützte ihm jetzt gar nichts.

Henri ließ sich von Andrew in die Waffenkammer führen. Dort standen und hingen die Waffen der Roslins. Henri wählte ein zweites Schwert, und er steckte zwei Dolche in seinen

Gürtel. Ein Kettenhemd, ein Helm, ein breiter Gürtel und Beinschienen vervollständigten seine Ausrüstung.

»Leg meinem Pferd diese Decke um«, bat er Andrew. »Sie ist mit Metallfäden durchwirkt, und der Kopfschutz besteht aus dickem Leder. Das muss genügen.«

»Herr, es ist aussichtslos! Ihr könnt nicht im Ernst allein ins Lager der Franzosen reiten! Sie werden Euch töten. Wir müssen eine andere Lösung finden!«

»Welche, Andrew?«

Der alte Diener ließ den Kopf hängen. »Ich kenne keine, Herr Henri!«

»Ich auch nicht. Also werde ich reiten. Wir dürfen uns nicht in unser Schicksal ergeben, Andrew! Weder jetzt noch irgendwann sonst!«

*November 1320. Eis und Feuer*

Henri kämpfte gegen den einsetzenden Schnee. Ein Sturm hatte sich im Norden erhoben, er trieb die Schneeschauer vor sich her. Henri kam nur langsam voran. Er überlegte angestrengt, wie er vorgehen sollte. Er musste ins Lager der Franzosen eindringen, Sean befreien und danach unbeschadet den Rückzug antreten. Es war reiner Selbstmord!

Doch es nützte nichts, er musste es darauf ankommen lassen. Erst wenn er vor Ort war, konnte er sich entsprechend der dortigen Gegebenheiten einen Schlachtplan zurechtlegen. Der Schnee erleichterte sein Vorhaben nicht. Vor dem weißen Untergrund war jeder, der sich dem Lager näherte, schon von Weitem zu erkennen.

Plötzlich stieß Henri auf Spuren, die seinen Weg kreuzten. Er verhielt sein Pferd. Es waren eindeutig Wolfsspuren. Der Jagdaufseher würde sagen, es handele sich um ordentliche, richtige Wolfsspuren, denn das Tier hatte beim schnellen Laufen nur die Vorderballen aufgesetzt.

Henri überlegte einen Moment, ob er der Spur eine Weile folgen sollte, um sicherzugehen, wohin sie führte. Er traute den Wölfen dieser Gegend zu, dass sie Menschen in die Irre führten. Vielleicht schlug dieser Wolf einen Bogen und lauerte vor ihm im Unterholz.

Doch dann sah Henri von einer Verfolgung ab. Er ritt weiter. Er musste sich auf seine Aufgabe konzentrieren. Er musste einen klaren Kopf bewahren, um Sean zu retten. Die Waffen an seiner Seite verschafften ihm ein halbwegs beruhigendes

Gefühl. Er durchquerte eine Lichtung, dahinter begann ein weiteres Waldstück. Zur Rechten lagen die endlosen Flächen des Moores.

Henri ritt schneller. Er wollte weit vor Sonnenuntergang am Lager sein. Das war ein kleiner Vorteil, ein Überraschungsmoment, denn die Franzosen rechneten sicher erst später mit ihm. So konnte er sich zumindest einen genauen Überblick verschaffen, um dann in der Dunkelheit zuzuschlagen.

Plötzlich hörte Henri Geräusche. Von irgendwo weiter vorne vernahm er zunächst ein Rauschen, dann dumpfes Gepolter. Schnee stob auf. Und schließlich sah er auch etwas: Eine Wolke aus feuchtem, weißem Schneestaub hinter sich aufwirbelnd, tobten zwei Pferde mit gebückt darauf sitzenden Reitern durch den Wald. Sie kamen sehr schnell näher.

Henri lenkte sein eigenes Pferd ins Unterholz, das an dieser Stelle zum Glück sehr dicht war. Er tätschelte das Tier behutsam am Hals, damit es ruhig blieb.

Die beiden Reiter kamen näher. Noch immer stob der Schnee hinter ihnen auf, und von den dick verschneiten Bäumen, die sie streiften, fielen große Schneehaufen herunter, mit denen die Reiter bereits über und über bedeckt waren.

Als sie nahe genug waren, gab Henri seinem Pferd die Sporen. Mit vorgestrecktem Schwert preschte er aus seiner Deckung direkt zwischen die beiden scheuenden Pferde der Unbekannten.

»Halt!«, rief Henri gebieterisch. »Sofort anhalten! Wer seid ihr?«

Erschreckt rissen die beiden Reiter ihre Pferde am Zügel. Einer wollte sich seitwärts in die Büsche schlagen, der andere blieb wie erstarrt auf seinem zitternden Pferd sitzen.

»Hey, bleib hier«, hörte Henri eine Stimme rufen, die ihm äußerst bekannt vorkam.

»Sean?«, rief Henri verblüfft aus. »Bist du es?«

»Meister Henri!«

»Ich habe dich nicht erkannt! Du siehst aus wie ein Schneegeist!«

»Du auch, Meister Henri!«, entgegnete Sean. Dann blickte er zu seinem Begleiter hinüber und erklärte: »Das hier ist Jeanie. Sie hat mich aus meinem grauensvollen Gefängnis befreit!«

Henri blickte das Mädchen dankbar an. Sie war schlank und wirkte stolz. In ihrem edel geformten Gesicht blitzten zwei schöne, lebhafte Augen. Aber um ihre vollen, geschwungenen Lippen lag ein herber Zug.

Die Pferde umkreisten sich, heftig schnaubend. Wie ihre Reiter stießen sie sichtbare Atemwolken aus, die Luft war jetzt schlagartig kälter geworden. Und der Schneesturm nahm zu.

»Wie weit ist das Lager der Franzosen von hier entfernt?«, wollte Henri wissen.

»Keine Meile!«, entgegnete Sean.

»Dann lasst uns rasch nach Roslin zurückreiten!«, sagte Henri erleichtert. »Sie werden euch verfolgen. Und wir hinterlassen allzu deutliche Spuren! Wenn sie uns einholen, haben wir in einer offenen Schlacht nicht die geringste Chance.«

»Da!«, schrie Jeanie plötzlich auf und deutete erschreckt zur Seite.

Henri blickte in die angegebene Richtung. Fünf rot leuchtende Augenpaare blickten sie aus dem Unterholz an. Es waren Wölfe, sie hatten sich lautlos angeschlichen.

»Auch das noch!«, entfuhr es Henri. »Ganz ruhig bleiben! Sie greifen uns nur an, wenn wir Angst zeigen.«

»Ich habe Angst«, sagte das Mädchen.

»Wir reiten ins Moor«, entschied Henri rasch. »Dort können wir die Tiere besser im Auge behalten. Im Wald können sie uns jederzeit überfallen!«

»Aber der Weg durch das Moor ist lebensgefährlich!«, rief Sean.

»Ich kenne das Moor«, erwiderte Henri. »Erinnerst du dich nicht? Ich habe es dir schon einmal gezeigt.«

»Ach herrje«, entfuhr es Sean. »Wir geraten von einem Schlamassel in den nächsten.«

»Schnell!«, rief Henri. »Im Moor hinterlassen wir auch keine Spuren für unsere Verfolger, der feuchte Untergrund wird die Abdrücke der Pferdehufe schnell wieder überschwemmen! Sie werden uns dorthin ohnehin nicht zu folgen wagen, denn sie sind fremd in der Gegend und kennen sich nicht aus. Also bleibt uns nur dieser Weg! Nach links! Das Mädchen bleibt in der Mitte!«

Die Wölfe rührten sich nicht. Sie starrten die drei Reiter nur unentwegt an. In der Ferne waren jetzt barsche Rufe zu hören.

Henri, Sean und Jeanie lenkten ihre Pferde ins Moor. Sie sahen braune Hügel und ebene Flächen mit sonderbar zerklüfteten Felsen darin, die aus der Ferne wie eine unwirkliche Traumlandschaft wirkten. Es dämmerte bereits, und es schneite weiter. Doch die breite, düstere Oberfläche des Moores trug den Schnee nicht. Er versank in der schmatzenden Tiefe des Untergrunds.

Die Höhle war von außen kaum zu erkennen gewesen, der Eingang von Buschwerk und Felsgestein verdeckt. Schon hinter dem niedrigen Eingang stießen sie auf bleiche, abgenagte Knochen. Jeanie stieß einen rauen Fluch aus, was sehr männlich klang, und Sean wollte die Höhle gleich wieder verlassen. Aber Henri schob sie beide mitsamt ihren Pferden hinein.

»Wir müssen uns verstecken, sie sind uns auf den Fersen. Wir müssen in der Höhle abwarten, bis die Gefahr vorbei ist. Wir haben jetzt Zeit, da wir wieder zusammen sind.«

»Aber hier drin gibt es wilde Tiere! Siehst du nicht all die Knochen, die hier herumliegen, Herr Henri?«, fragte Sean schauernd.

»Ich sehe sie. Aber deshalb braucht ihr euch nicht zu sorgen. Ich erkunde die Höhle. Ihr bleibt inzwischen am Eingang. Die Franzosen werden sicher vorbeiziehen. Aber beobachtet die Wölfe, sie sind genauso unberechenbar. Nach Roslin können wir im Augenblick nicht zurück, wir würden unseren Feinden dort direkt in die Hände laufen.«

»Können wir ein Feuer machen, Meister?«

»Unter keinen Umständen! Flammen und Rauch sind in einer eisigen Nacht wie dieser meilenweit zu sehen.«

»Es ist verdammt kalt«, sagte Jeanie. »Der Schneefall nimmt immer mehr zu.«

»Hüllt euch in die Decken der Pferde«, riet Henri. »So wird es gehen. Wir richten uns für die Nacht ein, es muss sein.«

»Eine Winternacht im Moor! Na toll!«, seufzte Sean.

»Denk daran, dass es hier immer noch besser ist als in deinem Käfig!«, sagte Jeanie, um den Knappen aufzumuntern.

Sie räumten die Knochen aus dem Eingangsbereich zur Seite, während Henri ihre Pferde in den hinteren Bereich der Höhle führte, damit ihr Wiehern sie nicht verraten würde.

Henri kam noch einmal zurück, um die Lage zu überprüfen. Angestrengt spähte er nach draußen. Aber von dort schien im Moment keine Gefahr zu drohen. Das Moor lag völlig verlassen da. Von den Verfolgern war ebenso wenig zu sehen wie von den Wölfen. Als Henri einen Schritt ins Freie trat, hörte er in der Ferne, dort, wo der Wald begann, allerdings Geräusche. Menschliche Stimmen und Pferdegetrappel. Er

blieb reglos stehen und lauschte. Doch schon nach kurzer Zeit entfernten sich die Geräusche wieder.

»Sie scheinen abzuziehen. Ich weiß nicht, ob sie in Richtung Roslin unterwegs sind, wo sie mich zu schnappen hoffen, oder zurück in ihr Lager reiten«, erklärte Henri seinen beiden jungen Begleitern, als er in die Höhle zurückkehrte. »Wir müssen vorsichtig sein.«

Jeanie und Sean setzten sich auf den felsigen Boden dicht nebeneinander, um sich gegenseitig zu wärmen, und Henri machte sich auf, die Höhle zu erkunden.

Langsam tastete er sich nach hinten vor. Dabei versuchte er, eventuell anwesende Raubtiere mit der Nase aufzuspüren, denn sehen konnte er nicht viel. Es roch auch tatsächlich zunehmend streng, doch dieser Geruch konnte auch von Kotresten von Tieren herrühren, die schon lange nicht mehr hier waren.

Henri konnte sich in der Dunkelheit nur auf seinen Tast- und Geruchssinn verlassen sowie auf sein Gehör. Die Höhle wurde immer finsterer. Wenn er sich umwandte, sah er den helleren Eingangsbereich, vor dem sich Seans und Jeanies verummte Umrisse abzeichneten.

Plötzlich vernahm Henri ein Kratzen und ein Schaben. Seine Füße stießen gegen Skelett- und Knochenreste. Einen der Knochen hob er auf und hielt ihn hoch, um ihn im Gegenlicht des Eingangs näher zu betrachten. Es war ein Schädel. Ein menschlicher Schädel!

Henri erschrak, doch er ließ sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Er ging weiter und stellte fest, dass im hinteren Teil der Höhle noch weitaus mehr Knochen auf dem Boden lagen, Henri schritt hier über eine beinahe dichte Decke von Skelettresten. Mittlerweile war es so dunkel, dass er beschloss umzukehren. Es hatte keinen Zweck, weiterzugehen. Außer Knochen würde er hier hinten ohnehin nichts finden.

Doch als er gerade gehen wollte, bemerkte er einen dünnen Lichtstrahl. Henri blickte zur Decke. Über ihm hatte sich in einem kleinen Felskanal eine Öffnung aufgetan. Er ging noch ein paar Schritte vorwärts, um die Sache genauer zu betrachten. Von der Decke oben fiel tatsächlich Licht in die Höhle. Aber er konnte nicht genau erkennen, woher es kam. Den Himmel sah Henri durch die kleine Öffnung jedenfalls nicht.

Als er sich umblickte, erkannte Henri, dass an dieser Stelle ein neuer Höhlenabschnitt begann, von dem aus mehrere Nebenhöhlen abzweigten. Ob es sich um ein ganzes System miteinander verbundener Höhlengänge handelte? Und wohin führten sie?

Henri war einen Augenblick lang unschlüssig, ob er weitergehen sollte. Den Eingang konnte er von hier aus gar nicht mehr erkennen. Das Licht von oberhalb des Felskanals erhellte nur schwach den Bereich der Höhle, in dem er stand. Ringsum lagen zahlreiche bleiche Knochen. Diese Höhle schien ein gutes Versteck zu sein. Offenbar hatten hier bereits zahlreiche Menschen und Tiere Unterschlupf gefunden. Nur waren nicht alle wieder herausgekommen.

Henri schauderte. Über solche Dinge wollte er nicht weiter nachdenken. Lieber fragte er sich, was wohl die hinteren Regionen der Höhle bargen? Falls es dort hinten einen weiteren Eingang gab, konnten ihre Häscher oder wilde Tiere auch von dort eindringen und sie von hinten überraschen.

Henri seufzte auf. Er würde das nicht klären können. Die Höhle verlief nach Osten, weit ins Moorgebiet hinein. Es war durchaus möglich, dass es sogar Gänge gab, die sich unter dem Sumpf hindurchzogen.

Plötzlich stießen Henris Füße gegen etwas, das offenbar kein Knochen war. Dieses Etwas gab nicht diesen hellen, klirrenden Laut der Knochen von sich. Es verursachte einen eher dumpfen

Ton. Und es lag fest und unbeweglich auf dem Höhlenboden, Henri wäre angesichts seines Widerstands beinahe gestolpert. Er bückte sich und tastete mit den Händen nach dem Gegenstand.

Plötzlich spürte er etwas Kaltes unter seinen Fingern, etwas Metallisches. Und Stoff, der irgendwie gefüttert war. Als Nächstes bekam er wieder einen Knochen in die Hand, den er aber sofort in hohem Bogen fortschleuderte. Je länger er tastete, desto sicherer wurde er sich, dass er mehrere Kisten und Säcke vor sich hatte. Plötzlich ertastete er einen Deckel, der sich leicht öffnen ließ. Im Innern des Kastens, zu dem der Deckel gehörte, fühlte er etwas Rundes, mehrere kleine kalte, runde Gegenstände. Henri blieb beinahe das Herz stehen. Konnte das möglich sein?

Er griff eines der runden Dinge und hielt es sich so nah wie möglich vor das Auge. Kein Zweifel, es handelte sich um eine Goldmünze. Das edle Metall schimmerte sogar hier in diesem spärlichen Licht, wenn auch matt. Hier hatte jemand etwas vor den gierigen Blicken der anderen versteckt. Henri wollte keine voreiligen Schlüsse ziehen. Aber konnte es sein, dass es sich um den mysteriösen Schatz von Priester Wigtown handelte?

Plötzlich meinte Henri eine Bewegung hinter sich zu spüren. Blitzschnell drehte er sich um. Was war das? Henri's Gefühl nach war die Bewegung irgendwo in Richtung Boden ausgeführt worden. Er sah aber nichts.

Nach einer gründlichen Inspektion – so gründlich, wie es in dieser düsteren Umgebung möglich war – wandte er sich wieder dem Schatz zu. Wenn es stimmte, was er sich bei der Lektüre von Priester Wigtowns Briefen zusammengereimt hatte, und dieser Fund kein Zufall war, musste es sich bei den Münzen um Templergold handeln. Henri wusste, wie viele Menschen bisher vergeblich nach diesem Schatz gesucht hatten. Wigtown hatte sein Geheimnis mit ins Grab

genommen. Und Henri hatte es gelüftet. So ist es oft, dachte Henri, man findet etwas erst dann, wenn man gar nicht danach sucht.

In diese Überlegungen hinein hörte Henri Rufe. Sie kamen vom Höhleneingang. Rasch schloss Henri die Kiste mit den Goldmünzen lief zurück. Über den dichten Knochenteppich kam er allerdings zunächst nur schleppend voran.

Als er endlich das Licht des Höhleneingangs wieder erblickte, sah er als Erstes Sean, der ihm heftig zuwinkte. Und dann hörte er es schon. Es war das Heulen von Wölfen.

Henri begann zu rennen. Als er den Eingang erreichte, erblickte er die Tiere auch schon. Es waren zwölf, und sie umstanden den Höhleneingang im Halbkreis.

Sean vollführte heftige Armbewegungen. Jeanie drückte sich an die Felswand. Die Pferde scheuten und schnaubten erregt. Henri überlegte. Wenn sie jetzt kein Feuer machten, waren sie verloren. Würden all diese Bestien sie auf einen Schlag angreifen, hatten sie keine Chance.

»Wir sammeln Holz und Zweige, alles, was hier im Eingangsbereich herumliegt!«, rief Henri. »Wir zünden tiefer in der Höhle ein Feuer an, dann sieht man es draußen vielleicht nicht. Den Rauch kann in der Dunkelheit auch niemand erkennen. Schnell!«

Jeanie war schon losgesprungen. Es war nicht schwer, brennbares Material zu finden. Henri entzündete das Feuer mit einem Feuerstein. Er blies die ersten Funken an, die flogen. Schon fingen die kleinsten Zweige an zu brennen. Dann brannten auch dickere Zweige, schließlich das ganze Holz.

Für den Moment waren die Gefährten erleichtert. Das Feuer würde die Wölfe für eine Weile abhalten. Sean und Jeanie liefen herum und sammelten weiteres Holz. Sie brachten auch dünne Knochen mit, die ebenfalls brannten.

Henri behielt die Wölfe im Auge. Er hatte seine beiden Schwerter gezogen. Angestrengt versuchte er, in der abendlichen Dunkelheit weitere Verfolger zu sichten, die ihnen eventuell auf der Spur waren. Doch glücklicherweise sah und hörte er nichts von den Franzosen. Wenigstens rücken die uns jetzt nicht auch noch auf den Pelz, dachte er.

Das Feuer brannte weiter. Rauchschwaden erfüllten die Höhle, sie wurden vom Wind hereingeweht. Henri, Sean und Jeanie mussten sich die Hände vor Mund und Nase halten, um nicht ständig zu husten. Als Henri gerade überlegte, ob sie versuchen sollten, durch den hinteren Bereich der Höhle zu entkommen, sah er, dass die Wölfe näher kamen.

»Achtung!«, rief Henri. »Sie kommen!«

Henri warf Sean seine beiden Dolche zu. Aber damit hatte er gegen die Wölfe kaum eine Chance. Henri trat in das brennende Holz, um das Feuer zu verbreitern. Jeanie holte weiteren brennbaren Nachschub aus dem Höhleninnern.

»Das Feuer muss den gesamten Eingang versperren!«, rief Henri. »Nur so können wir diese Bestien fernhalten.«

Sean half Henri beim Verbreitern des Feuers, bald loderten die Flammen von Felswand zu Felswand. Jetzt war das Feuer so mächtig, dass man es in der Dunkelheit auch weit draußen sehen musste. Vielleicht sogar bis hinüber nach Roslin. Henri schickte ein Stoßgebet zum Himmel, mit der Bitte, dass die Franzosen tatsächlich abgezogen waren.

Im letzten Augenblick sah Henri die graue Gestalt in den Felsen. Ein Wolf hatte sich oberhalb des Feuers einen schmalen Felsenrist entlanggeschlichen. Henri sah seine glühenden Augen unmittelbar vor sich. Der Wolf sprang auf ihn zu. Im letzten Moment gelang es Henri, sein Schwert zu heben. Die scharfe Klinge drang dem Tier direkt in die Kehle und trat hinten am Hals wieder aus.

Das Tier war sofort tot.

»Jeanie!«, schrie Henri. »Ziehe einen brennenden Ast aus dem Feuer und stelle dich hierhin! Kein Wolf darf diesen Weg nehmen!«

Die junge Frau tat wie ihr geheiß. Schon ragte ein weiterer Wolf hinter den Flammen auf. Und dann noch einer. Die Tiere hielten die Köpfe gesenkt und hatten den Schwanz eingezogen. Sie kamen mit langsamen Schritten voran. Dann hoben sie ihre Köpfe, rissen die Mäuler auf und legten den Blick auf ihre furchtbaren Zahnreihen frei.

Der dritte Wolf, der aus dem Rudel hervortrat, war besonders groß und grauer als die anderen. Seine Augen leuchteten im Feuerschein. Henri blickte direkt auf die kräftigen Eckzähne seines mörderischen Gebisses.

Langsam rückten die drei Wölfe vor.

Dann kreuzten zwei weitere Tiere den Höhleneingang. Sie liefen direkt auf die Stelle zu, wo im Innern der Höhle die Pferde standen.

»Bring die Pferde weiter nach hinten, Sean!«, rief Henri.

Während Sean den Befehl ausführte, stieß Jeanie einen leisen Schrei aus.

»Ein ganzes Rudel«, flüsterte Henri. »Wenn es Ernst wird, schließen sie sich zusammen.«

»Tun Wölfe das nicht immer?«, fragte Jeanie ängstlich.

»Diese Wölfe sind anders als ihre Artgenossen«, erwiderte Henri. »Sie scheinen nach einem ganz bestimmten Plan zu handeln.«

Henri hob seine Schwerter. Jetzt könnt ihr kommen, dachte er grimmig.

Und dann sprangen die Tiere auf. Sie setzten über die hoch auflodernden Flammen, als sei es nichts. Henri roch angesengtes Fell, und schon war der erste Wolf bei ihm. Henri taumelte von dem Aufprall zurück.

Es gelang ihm nicht, den Wolf mit dem Schwert aufzuhalten. Von der Seite her hörte Henri Jeanie schreien. Dann vernahm er das Schnaufen der Pferde. Plötzlich tauchte Sean neben ihm auf. Henri gelang es, den Wolf mit seinem zweiten Schwert abzuwehren, das Tier fiel zu Boden, verbiss sich aber in Henris Beinkleidung. Es zerrte und riss mit aller Kraft daran und stieß dabei ein tiefes, grollendes Knurren aus.

Henri schlug zu. Einmal, zweimal. Und der Wolf fiel blutend in sich zusammen.

Sean hatte seine beiden Dolche in die Augen des zweiten Tieres gebohrt. Er kniete auf ihm, bohrte die Waffen wie von Sinnen in es hinein und stieß dabei schrille Töne aus.

»Genug, Sean! Pass auf Jeanie auf!«, schrie Henri.

Er musste unterdessen einen weiteren Angreifer abwehren, der jetzt über die Flammen geschossen kam. Dieser sprang auf ihn zu, startete ihn an und verschwand dann in der Höhle.

»Sean! Achtung!«, rief Henri.

Er hörte einen markerschütternden, hohen Schrei. Henri glaubte, das Blut würde ihm in den Adern gefrieren. Er blickte sich um, konnte aber nichts erkennen. Die Pferde wieherten, er sah, wie sie auf die Hinterbeine stiegen. Ihre hohen Schatten wurden von den flackernden Flammen gegen die Felswände geworfen.

Der alte Wolf kauerte auf Jeanie. Er hatte sich in ihren Hals verbissen. Er bewegte seinen Kopf hin und her, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Henri war entsetzt. Der Wolf schien das Blut des Mädchens regelrecht zu trinken.

Henri hob die Schwerter und rannte in Windeseile hinüber. Er brüllte sein Entsetzen und seine Wut laut heraus und ließ beide Schwerter fast gleichzeitig niedersausen. Er traf den Wolf zu beiden Seiten.

»Verschwinde, verschwinde, verschwinde!«, schrie Henri mit jedem Schlag.

Der Wolf ließ von Jeanie ab. Henri schlug noch einmal zu und traf das Tier hinter dem Schädel. Es brach tot zusammen.

Henri ließ die Schwerter fallen und beugte sich über das Mädchen. Aus ihrem aufgerissenen Hals lief das Blut in Strömen. Sie hatte die Augen weit geöffnet. Darin spiegelte sich ihr ganzes Grauen. Dann brach ihr Blick. Und fast gleichzeitig gerann ihr Blut.

Henri legte den Kopf der jungen Frau sachte auf die Felsen zurück. Er sah sich nach Sean um. Der Knappe stand mit ausgebreiteten Armen vor den Flammen. Die Wölfe schienen sich für den Moment zurückgezogen zu haben.

»Sean, komm zu mir! Wir versuchen, durch den hinteren Teil der Höhle zu entkommen.«

Sean blickte sich um und starrte auf den reglosen Körper der jungen Frau.

»Jeanie ist tot«, sagte Henri.

»Tot?« Sean schien nicht begreifen zu können, was Henri gerade gesagt hatte – oder es nicht begreifen zu wollen. Schritt für Schritt näherte er sich dem Körper der jungen Frau.

Henri hielt ihn zurück. »Wir können ihr nicht mehr helfen. Wir kehren später zurück und begraben sie.«

»Aber ich muss zu ihr! Lass mich...«

»Nein«, sagte Henri und hielt Sean am Arm fest. »Schau nicht hin. Behalte sie in Erinnerung, wie sie war.«

»Ach, Meister, das ist alles so furchtbar!«

»Wir nehmen starke, brennende Äste aus dem Feuer. Damit finden wir einen Weg. Ich vermute, die Höhle hat noch einen hinteren Zugang.«

»Und wenn nicht, dann sitzen wir in der Falle.«

»Wir schüren das Feuer noch einmal. Die Flammen werden die Wölfe einige Zeit davon abhalten, uns zu folgen.«

Sean war wie betäubt, tat aber alles, was Henri von ihm verlangte. Henri bedeckte Jeanies Leichnam mit einer Decke

und legte die schwersten Steine, die er finden konnte, darauf. Anschließend führten er und Sean die Pferde ins Höhleninnere. Brennende Äste erhellten ihnen den Weg.

Kurz bevor sie um eine Ecke bogen, blickte sich Henri noch einmal um. Das Feuer loderte immer noch hoch auf bis gegen die Höhlendecke. Für den Moment waren sie hier sicher.

Als sie die Stelle passierten, wo der Schatz lag, streifte Henri ihn nur mit einem kurzen Blick. Zahlreiche Truhen und Säcke ruhten hier inmitten bleicher Knochen. Der Anblick zog sich bis in eine der Nebenhöhlen hinein.

Unser Leben ist wichtiger als der Schatz, sagte sich Henri und stapfte ungerührt an all den Verheißungen vorbei. Angesichts der großen Zahl an Kisten und Säcken war ihm allerdings bewusst, dass es sich um einen Reichtum unerdenklichen Ausmaßes handeln musste.

*November 1320. Das Angebot*

Die Burg war groß und mächtig. Ihre Zinnen scheinen bis in die Wolken zu ragen, dachte Atkinson immer, wenn er sie sah. Dagegen war seine eigene Kate aus Lehm und Stroh ein Nichts, nicht einmal halb so groß wie der Stall im Innenhof der Burg.

Aber was hätte ich auch mit einem größeren Anwesen anfangen sollen, sagte sich Atkinson, er besaß doch nur einige wenige Schafe. Zur Burg hingegen gehörten ganze Herden, die sich in den warmen Monaten über die Wiesen bis fast nach Glasgow verteilten, wo es sattes, grünes Gras gab. Zu den anderen drei Himmelsrichtungen hin gab es nichts als ödes Moor.

Jetzt, wo der alte Herr zurückgekehrt ist, wird auch für mich eine bessere Zeit anbrechen, dachte Atkinson. Ich werde endlich eine Stellung finden, und auch mein Ältester, der nichts anderes gelernt hat, als Schafe zu hüten, und dem ein schlimmes Schicksal vor Jahren den Sohn genommen hat.

Verdammte Wölfe, dachte Atkinson.

Er lauschte auf die Geräusche, die seine Frau im Innern der halbdunklen Kate machte. Sie scheuerte und putzte, als wäre sie bei Hofe und bereite ein Fest vor. Vielleicht lag es daran, dass Lilli bessere Tage gesehen hatte. Sie kam aus Glasgow und war die Tochter des Pfarrers gewesen. Sie waren sehr jung gewesen, als sie heirateten. Atkinson hatte damals noch von einem großen Hof mit vielen Herden geträumt, in dem er und Lilli wohnen sollten, mit ganz, ganz vielen Kindern. Sie hatten

immer ein große Familie haben wollen. Ach, das wäre ein schönes Leben gewesen!

Aber vor elf Jahren war dieser Traum zunichte gemacht worden. Man hatte ihm die Herden genommen, und ein Erlass der Engländer hatte ihm verboten, jemals wieder neue anzuschaffen, denn er war ein Freund der Templer gewesen. Und ganz besonders ein Freund seines Lehnsherrn Henri de Roslin. Dessen Schicksal rührte ihn beinahe noch mehr als sein eigenes.

Es konnte einen verdammt hart treffen! Aus dem Nichts heraus schlug das Schicksal zu! Hatten die Tempelkrieger, wie er sie nannte, denn nicht ein gottesfürchtiges Leben geführt? Was hatten sie verbrochen, dass man ihnen derart übel mitspielte? Hatte der Herrgott sie verlassen?

Atkinson hatte oft am Fenster seiner kleinen Kate gestanden und sich diese Fragen gestellt. Was brachte den Menschen das Unglück, was das Glück? Mit Gerechtigkeit hatte das gar nichts zu tun. Das Schicksal streute seine Gunst scheinbar völlig wahllos aus. Mal hier etwas, mal dort etwas. Aber wenn es nahm, dann immer mit vollen Händen.

Ach, dachte Atkinson, das ist nichts für mich. Darüber sollen sich die Magister den Kopf zerbrechen. Er hatte ohnehin schon genug weiße Haare vom vielen Grübeln auf dem Schädel. Etwas anderes bereitete ihm zurzeit viel mehr Kopfschmerzen: Vorhin, auf dem Marktplatz, hätte er da nicht aufrichtiger zu seinem Lehnsherrn stehen müssen? Innerlich war er sich da ganz sicher. Wenn nur die Angst nicht wäre!

Die Stimme seiner Frau holte Atkinson aus seinen Gedanken. Sofort ging er zu ihr. Wenn seine Frau ihn rief, folgte er immer.

Lilli stand in ihrer kleinen Küche mit offenem Herdfeuer auf einem Schemel und versuchte, mit dem Besen in der

ausgestreckten Hand Spinnweben von der verräucherten Decke zu streifen.

»Ich komme nicht ganz heran!«, schimpfte die alte Frau mit der melodischen Stimme. »Hilf mir bitte.«

»Fall bloß nicht vom Schemel, dann brichst du dir sämtliche Rippen!«, meinte Atkinson. Nachdem Lilli heruntergeklettert war, stieg er selbst auf den Schemel, ließ sich den Besen reichen und beseitigte die Spinnweben. Stolz gab er seiner Frau den Besen zurück.

»Gut gemacht, mein Alter«, meinte seine Frau befriedigt. »Wenn ich dich nicht hätte!«

»Dann hättest du einen anderen«, winkte Atkinson ab. »Aber es stimmt schon, ich bin ein tüchtiger Mann, und du kannst trotz unserer Armut froh sein, mich gekriegt zu haben, nicht wahr?«

»Nun lass dir mein Lob für die paar Spinnweben, die du beseitigt hast, mal nicht gleich zu Kopf steigen«, spottete Lilli. »Du hast einfach nur längere Arme als ich.«

»Schon gut«, sagte Atkinson und schlurfte in den Nebenraum zurück, den einzigen weiteren Raum, den ihre Kate besaß. Sofort stellte er sich wieder ans Fenster. Und was er dort sah, ließ ihn vor Schreck erstarren. Er wollte es nicht wahrhaben und versuchte, das Bild mit einer Handbewegung wegzuwischen. Doch es ließ sich nicht wegzuwischen.

Dort, in dem kleinen Hof seiner Kate, direkt gegenüber dem Schafstall, stand ein großes, graues Etwas. Es trug ein Halsband, das sah Atkinson genau. Und das Entsetzliche war, dass eindeutig Blut aus seinem Maul troff.

Atkinson starrte die Erscheinung fassungslos an. Im trüben Dämmerlicht des frühen Abends sah das Wesen aus wie ein Wolf. Aber einen solch großen Wolf gab es gar nicht.

Hatte der Lehnsherr nicht erzählt, wie er einen ebensolchen Dämon erlegt hatte? Und hatte nicht auch er angeblich ein Halsband getragen?

Wer hatte es ihm angelegt? Der Teufel?

Ganz allmählich ging Atkinson auf, was da draußen geschehen war. Dieses Untier war gerade aus seinem Stall gekommen, die Stalltür stand noch immer halb offen. Atkinson hatte vier Schafe, ein Zicklein war gerade erst geboren worden. Aber wahrscheinlich besaß er jetzt gar keine Tiere mehr.

Du Bestie, dachte der alte Mann. Nimmst du mir jetzt auch noch das Wenige, das ich habe?

Er spürte, wie ihm Zornestränen in die Augen traten. Dann sammelte er all seine Kraft, stieß die halb geöffneten Läden nach außen auf und sprang hinaus. Als seine Füße wieder auf festem Boden standen, blickte er auf. Er war noch sehr agil für sein Alter, aber jetzt keuchte er doch.

Das Untier war allerdings verschwunden.

Atkinson lief so schnell er konnte in den Stall. Unterwegs griff er sich eine Mistgabel. Als er in der Türfassung stand, sah er sofort, dass die Bestie ein Schaf und das Zicklein gerissen hatte, sie lagen in einer Blutlache. Den Kopf des Zickleins hatte das Vieh einfach abgebissen.

Atkinson fluchte. Er weinte. Er stürmte aus dem Stall. Er versuchte, Spuren zu finden. Doch er fand nichts.

Er hatte das Untier doch ganz deutlich gesehen! Es musste doch irgendwelche Spuren geben! Doch es gab keine.

Wohin, zum Teufel, war die Bestie verschwunden? Atkinson drehte sich einmal um die eigene Achse. Hier gab es keine Fluchtmöglichkeit. Keine Tür stand offen. Das Tier musste sich also in einen der Schuppen geflüchtet haben. Oder ins Wohnhaus.

Atkinson rief nach seiner Frau. Sie antwortete nicht. Nein, dachte Atkinson, nein, das darf nicht sein! Lass nicht zu, Herrgott, dass dies geschieht!

Atkinson rannte in die Kate hinein. Lilli war nicht zu sehen. Er rannte weiter. Die Tür zur Straße hin stand offen. Und dort erblickte Atkinson seine Frau.

Sie kehrte die Straße vor dem Haus.

Der Alte taumelte gegen die Häusermauer. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen.

Danke, Herr, flüsterte er leise. Dann packte er die Mistgabel fester und rannte in das Haus zurück. Lilli blickte ihm mit einem Lächeln hinterher.

Er wird immer spleeniger, dachte sie. Aber rennen kann er noch wie ein junger Spunt.

Die weiße Fahne war vor der völlig verschneiten Landschaft zunächst kaum zu erkennen. Und auch der Mann, der sie trug, hob sich nur schlecht davon ab. Alles war weiß geworden, es schneite unaufhörlich, und in der Luft lag der Geruch von Rauch und eisiger Kälte. Kurz vor der Burg blieb der Reiter stehen. Sein eigener und der Atem seines Pferdes stiegen in der kalten Luft lautlos auf.

Henri stand an einem der Fenster der Burg und blickte hinaus. Er fragte sich, ob der Reiter wohl zu ihm wolle. Kurz zuvor war Andrew bei ihm gewesen. Henri hatte dem alten Mann von seinem und Seans nächtlichem Abenteuer mit den Wölfen erzählt. Die beiden hatten nach längerer Suche in einer der Nebenhöhlen schließlich einen Fluchtweg gefunden. Es war ein enger Schacht gewesen, den anscheinend viele Jahre zuvor jemand in die Felswand gehauen hatte. Die Pferde hatten sie zurücklassen müssen. Sie waren am nächsten Morgen glücklicherweise allein nach Roslin zurückgelaufen. Den Schatz hatte Henri mit keinem Wort erwähnt. Er lag sicher in der Höhle, und das sollte bis auf Weiteres auch so bleiben.

Jeanies Leichnam wurde gerade von zwei Totengräbern und einem Reisinger aus der Höhle geholt, sie sollte anschließend auf dem Friedhof bestattet werden.

Andrew war inzwischen von Dunoon in den Palas gerufen worden. Henri stand allein am Fenster und dachte nach. Derweil beobachtete er den fremden Reiter. Henri sah, wie das Burgtor geöffnet wurde und ein Bewaffneter hinaustrat. Er sprach eine Weile mit dem Ankömmling, dann führte er ihn in den Burghof.

Wenig später klopfte es an Henris Tür.

»Herein!«, rief Henri mit lauter Stimme.

Herein trat der fremde Reiter. Es war ein Soldat.

Seine Uniform ließ deutlich erkennen, dass es sich um einen Franzosen handelte. Er klopfte sich den Schnee vom Kopf und von seiner Kleidung und blickte Henri dann aus ernsten Augen an.

»Henri de Roslin?«, fragte er in schneidendem Französisch.

»Wer will das wissen?«

»Seid Ihr es, oder seid Ihr es nicht?«

»Ich bin es. Was willst du?«

»Ich habe Euch eine Botschaft von Hauptmann Raymond zu überbringen.«

»Ich bin an keiner Botschaft deines Hauptmanns interessiert«, entgegnete Henri ruhig.

»Hört mich trotzdem an. Es ist wichtig.«

»Für wen?«

»Für Euch!«

»Nun gut«, sagte Henri demonstrativ gelangweilt, »welche großartige Botschaft überbringst du mir also, Soldat?«

»Sie lautet: Henri de Roslin, wir erkennen deine Ritterlichkeit an. Es ist nicht die feine französische Art, Feinde aus dem Hinterhalt niederzustrecken oder durch Erpressung in die Knie zu zwingen.«

»Hört, hört«, sagte Henri. »Ihr habt uns aus dem Hinterhalt bedroht. Und meinen Knappen habt ihr aus dem Hinterhalt niedergeschlagen. Und ihr wolltet mich erpressen. Interessant, aber das wird wohl nicht die gesamte Botschaft sein, nicht wahr? Was hast du mir noch zu sagen, Soldat?«

»Mein Hauptmann schlägt vor, die Angelegenheit zwischen euch ritterlich aus dem Weg zu räumen mit einem Turnier! Dabei soll es ehrenvoll zugehen, wie es sich zwischen Ehrenleuten geziemt. Unsere ritterlichen Tugenden legen fest, dass zwei Männer unter gleichen Vorbedingungen gegeneinander antreten. So soll es zwischen meinem Hauptmann und dir geschehen. Dann wird unnötiges Blutvergießen vermieden.«

Aha, dachte Henri, das war wohl die Erklärung dafür, warum er bei seiner Rückkehr zur Burg nach dem haarsträubenden Abenteuer in der Höhle keine Franzosen vorgefunden hatte. Er hatte es befürchtet und war vorsichtig gewesen, aber die Burschen hatten ihre Taktik geändert.

»Warum sollte ich mich darauf einlassen?«, fragte Henri.

»Wenn du gewinnst, lässt man dich für dieses Mal deines Weges ziehen. Du kannst dann unbehelligt mit deinem Knappen gehen, wohin du willst.«

»Und wenn ich verliere?«

»Dann kommst du mit uns nach Paris. Du wirst dich unseren Gerichten stellen, die dir einen fairen Prozess machen werden.«

»Einen fairen Prozess? So einen wie bei meinen Tempelbrüdern, bei dem der Ausgang schon von vornherein feststand? Dass ich nicht lache. Der Teufel soll euch und eure Gerichte holen!«

»Aber nicht doch!«, beschwichtigte der Soldat den aufgebrachtten Henri mit einem süffisanten Lächeln. »Du musst ja nicht auf unseren Vorschlag eingehen. Allerdings wird es

leider zu einem großen Blutvergießen kommen, wenn du es nicht tust! Denn dann machen wir Roslin dem Erdboden gleich. Denke daran, wir sind in der Übermacht! Du hast nicht die geringste, klitzekleinste Chance gegen uns! Trittst du allerdings im Turnier an, kannst du dich im Kampf bewähren. Es ist die angemessenste Art für einen Ritter, um für sein Recht zu kämpfen, nicht wahr?«

Henri musste an Sean denken, der noch immer um Jeanie trauerte. Wenn die Ungerechtigkeit jemanden traf, dann sollte er, Henri, das Opfer sein. Und sonst niemand. War ein Turnier Mann gegen Mann dann nicht tatsächlich der beste Weg, die Sache aus der Welt zu schaffen? Die Frage war nur, ob sich die Franzosen auch an ihre Versprechungen halten würden.

Henri wusste, dass er siegen konnte. Er könnte sich damit für den Moment freikaufen. Danach musste er die Situation nur so lange überstehen, bis er Unterstützung von König Robert bekam.

Aber wenn Henri ehrlich war, musste er zugeben, dass er des Kämpfens müde war. Konnte er in dieser Verfassung den Kampf gegen einen jüngeren, ausgeruhten und bestens vorbereiteten Gegner gewinnen?

Henri musste sich eingestehen, dass die Chancen sehr schlecht standen. Dennoch gab er sich einen Ruck. Der Soldat wartete ungeduldig auf eine Antwort.

»Wer garantiert mir, dass ihr euch an die Abmachungen haltet?«

»Nun – niemand, fürchte ich!«

Henri hatte es nicht anders erwartet. »Egal«, sagte er leicht resigniert mit dem Kopf schüttelnd. »Sag dem Hauptmann, ich bin einverstanden.«

Die Bewohner von Roslin waren sich jetzt ganz sicher, dass es in ihrem Heimatort nicht mit rechten Dingen zuging. Ein Priester musste her. Er musste alles segnen, den Ort, die

Scheunen und Ställe, die Menschen, das Vieh. Nur so konnte man diesen unseligen Winter, der jetzt vor ihnen lag, überstehen, denn die Mächte des Bösen waren im Anmarsch.

»Und du hast es ganz genau gesehen?«, fragte Souter, der eine Schafweide vor dem Dorf besaß, auf der aber mehr Steine als Schafe zu sehen waren.

»Genau so, wie ich dich jetzt sehe«, sagte Atkinson. »Ich dachte gerade an unseren Lehnsherrn, Sir Henri, da tauchte das Untier auf. Es erschien aus dem Nichts, ein riesiger, kohlrabenschwarzer Unhold mit einem unförmigen Kopf, und aus seinem Rachen troff Blut. Kein Verrückter könnte sich in seinen Fieberträumen etwas Wilderes und Höllischeres vorstellen. Aber als ich dem Unhold mit der Mistgabel an den Hals gehen wollte, verschwand er wie ein Spuk. Das kann kein echter Wolf gewesen sein. Ich sage euch, es war ein Ungeheuer, ein Dämon!«

»Ein echter Werwolf!«

»Ja«, sagte Atkinson nickend. »Auch wenn meine Lilli davon nichts wissen will – ein Wolf war das nicht, was da bei uns gewütet hat. Ich bin beileibe nicht abergläubisch, aber dieses Untier, ihr Lieben, das trug ein Halsband, ich habe es genau gesehen!«

»Ein Halsband? Tragen Werwölfe Halsbänder?«

Atkinson wusste es nicht. Stattdessen meldete sich der dicke Tibbie zu Wort. »Nur Werwölfe tragen ein solches! Denn sie werden daran in der Hölle an Haken gehalten, das ist doch klar. Nur wenn sie hier auf Erden Unheil anrichten sollen, lässt man sie los. Danach bindet Satan sie wieder an ihren Haken an.«

»Das Untier, das bei mir einfiel, wird mit Sicherheit geradewegs aus der Hölle gekommen sein«, sagte Atkinson.

»Warum kam es übrigens gerade zu dir?«, wollte Tibbie wissen. »Mein Stall ist viel größer, voller und gänzlich ungesichert. Warum kommt der Dämon dann nicht zu mir?«

»Was ist das denn für eine Frage, Tibbie? Solle ich die Bestie beim nächsten Mal etwa zu dir schicken, damit sie deine Tiere reißt?«

»Um Gottes willen, nein! Aber ich frage mich, warum dieser Dämon genau in dem Moment auftaucht, wenn du an Sir Henri denkst. Das ist ja unheimlich!«

»Ich verstehe dich wieder nicht, Tibbie«, meinte Atkinson und schnäuzte sich in ein kariertes Taschentuch. »Einem Werwolf ist es doch ziemlich egal, woran man denkt, wenn er erscheint.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

»Natürlich nicht«, bekannte Atkinson jetzt ein wenig unwillig. »Ich habe mich bisher ja auch nicht sonderlich mit Werwölfen beschäftigt. Ich wäre dir aber sehr dankbar, wenn du mir erklären könntest, worauf du eigentlich hinauswillst.«

»Das will ich gerne tun. Ich behaupte, dass dieser Werwolf aus deinem Gedanken an Sir Henri heraus entstanden ist! Deine Gedanken haben ihn geboren. Somit ist es unser Lehnsherr, der hinter dem ganzen Spuk steht!«

»Was für ein Quatsch!«, rief die Wirtin des Gasthauses, in dem die Leute sich versammelt hatten. »Wie kann ein Gedanke zu einem Ding werden oder einem Werwolf? Glaubst du etwa an Hexerei?«

»Aber natürlich«, rief Tibbie triumphierend. »Fällt es euch denn nicht auf? Jahrelang herrschte hier Frieden. Aber in dem Moment, wo unser ehemaliger Lehnsherr auftaucht, ein weit und breit verfolgter Ketzler, gibt es Mord und Totschlag. Er erschlägt Butcher – zugegeben, kein besonders freundlicher Zeitgenosse –, es tauchen unheimliche Wölfe und mysteriöse

Stelen auf, der Schafhirte wird getötet, Untiere erscheinen, die wie Wölfe aussehen, aber keine Wölfe sind...«

»Das reicht für eine vorläufige Rede!«, unterbrach die Wirtin den immer enthusiastischer wirkenden Tibbie. »Spar dir deinen Atem! All dies mit der Rückkehr unseres Lehnsherrn in Zusammenhang zu bringen, ist Unfug!«

»Aber wieso denn?«, mischte sich Stevenson ein, der zwei Pferdeställe im Osten und Westen des Orts unterhielt. »Ich finde, Tibbie hat recht! Der Zusammenhang ist doch augenscheinlich. Den kann niemand übersehen! Wir müssen darüber nachdenken.«

»Moment mal!«, sagte Atkinson. »Vergesst nicht, dass ich es gewesen bin, der heute Morgen an Sir Henri gedacht hat. Wollt ihr etwa behaupten, ich stünde mit solchen Mächten im Bunde, die aus harmlosen Gedanken böse Untiere machen? Und warum sollte ich diese ausgerechnet auf meine eigenen Schafe richten? Könnt ihr mir das sagen?«

»Das hat was für sich«, brummte Tibbie.

»Trotzdem!«, sagte Bauer MacUll, dessen Gesicht vor Aufregung so sehr in Bewegung war, dass seine Sommersprossen zu tanzen schienen. »Irgendwas muss all diese unheimlichen Dinge ausgelöst haben. So was geschieht nicht von ungefähr. Es muss einen Grund dafür geben. Und die Rückkehr von Henri de Roslin könnte einer sein!«

»Ich kann es ihm nicht einmal übel nehmen«, sagte Souter. »Er hat uns um Hilfe gebeten, um seinen Knappen aus den Händen der Franzosen zu befreien – und wir haben sie ihm verweigert. Ist es nicht nahe liegend, dass er sich nun rächt?«

»Wieso rächen?« fragte die Wirtin. »Er macht doch gar nichts!«

»Er selbst nicht, aber die Mächte des Bösen, die er anruft und auf uns hetzt!«

»Um Gottes willen!«, rief die Wirtin aus und schlug mehrere Kreuze. »Redet doch nicht so, Leute! Trinkt und esst lieber, dann kommt ihr auf andere Gedanken!«

»Was wahr ist, muss wahr bleiben«, maulte Souter. »Ich denke einfach, wir sollten keine Möglichkeit ausschließen.«

»Ja, du denkst einfach, Souter!«, schimpfte Atkinson. »Dann denke auch daran, dass durch solches Gerede schon viel Unheil entstanden ist! Ein Gerücht wird in die Welt gesetzt, ein zweites kommt hinzu, und schon ist die Lüge geboren! Und schon schreit man nach Sühne und Vergeltung und greift zu den Waffen!«

»Schon gut!« Souter machte einen Rückzieher. »Mir ist eben unheimlich, und ich will was dagegen tun.«

»Uns allen ist unheimlich zumute«, sagte Atkinson. »Aber irgendjemanden als Sündenbock dafür abzustempeln, nur, weil einem gerade nichts anders einfällt, ist billig. Wir sollten vielmehr überlegen, wie wir uns in Zukunft gegen die Überfälle solcher Bestien schützen können!«

»Was schlägst du vor?«, fragte der Büttel, der bisher geschwiegen hatte. »Willst du Verstärkung für die Verwaltung hier anfordern? Einen zweiten Gehilfen könnte ich gut gebrauchen!«

»Warum nicht? Oder wir gründen eine Bürgerwehr!«, sagte Atkinson mit zunehmender Begeisterung. »Müssen wir uns nicht selbst verteidigen? Ich schlage vor, wir schließen uns zusammen und stellen Wachen auf. Wir bewaffnen uns und wechseln uns Tag und Nacht bei den Patrouillengängen ab.«

»Kein schlechter Gedanke!«, meinte der Büttel.

»Patrouillen gegen Werwölfe und Dämonen?«, fragte Tibbie. »Dass ich nicht lache!«

»Der Priester muss her!«, verlangte Souter. »Und die einzige Waffe, die er tragen muss, ist ein Kreuz!«

»Ich unterstütze Atkinsons Vorschlag!«, erklärte Bauer Pitt, dem schon zwei Schafe gerissen worden waren. »Wir nehmen die Sache selbst in die Hand! Die Waffen, die wir haben, sind gut genug, um jeden Angriff von Wölfen abzuwehren. Und den Rest kann der Priester erledigen!«

»Ja, so machen wir es!«, rief Bauer Duff. »So haben wir zumindest das Gefühl, in dieser schlimmen Zeit etwas zu tun.«

»Also ich stelle mir die Angelegenheit mit der Bürgerwehr so vor...«, sagte Atkinson, der immer mutiger wurde. Und jetzt hörten ihm alle aufmerksam zu.

»König Robert rührt sich nicht. Ist er überhaupt noch im Lande? Er erlässt keine Gesetze, es gibt keine neuen Bestimmungen, und niemand steht uns bei in unserem Ungemach. Die Leute im Ort haben jetzt beschlossen, sich selbst zu helfen! Aber wenn überhaupt, können wir nur etwas gegen die Wölfe unternehmen, nicht gegen Menschen, die uns an den Kragen wollen!«

Der alte Andrew hatte Besuch von Bauer Atkinson. Andrew hatte die Idee gehabt, Henri zu rufen, damit der Bauer ihm von seinen Plänen berichten konnte. Atkinson verehrte den Lehnsherrn noch immer. Als Henri dann schließlich tatsächlich in Andrews kleiner Kammer auftauchte, warf sich Atkinson vor ihm auf die Knie und küsste ihm die Hände.

Henri wirkte sichtlich verlegen wegen dieser untertänigen Geste. »Steh auf, Atkinson«, sagte er. »Du bist ein wirklich treuer Untertan! Ich weiß das zu schätzen, und ich weiß, dass ich auf dich zählen kann.«

»Aber König Bruce«, sagte Atkinson, und in seinem Blick lag Verzweiflung, »hilft er uns? Und hilft er Euch, Sir Henri? Ich hörte, er will Euch verhaften lassen!«

»Ich warte auf seine Entscheidung, Atkinson. König Robert spielt, mit Verlaub gesagt, ein undurchsichtiges Spiel. Aber wer will es ihm verübeln. Es steht ja auch viel auf dem Spiel, nichts Geringeres als Schottlands Unabhängigkeit ist es, um die er kämpft.«

»Ist es wahr, dass er die Franzosen ins Land geholt hat?«, fragte Atkinson.

»Es spräche einiges dafür«, entgegnete Henri. »Denn wie sonst, wenn nicht mit königlicher Erlaubnis, könnten sich die fremden Soldaten hier frei bewegen? Es gibt allerdings keinen Beweis dafür.«

»Sie wollen Euch, Sir Henri!«

»Das werden sie, in der Tat. Aber die Erfüllung ihres Wunsches gestaltet sich schwerer, als sie gedacht haben mögen. Einen ihrer Schachzüge habe ich bereits vereitelt. Nun haben sie mir ein Turnier vorgeschlagen. Ich werde dabei gegen den Hauptmann Raymond antreten. Vielleicht hat König Robert sie dazu bewogen, denn auch ein solches Turnier kann auf fremdem Boden nur mit der Zustimmung des Königs abgehalten werden. Sie werden wissen, dass sie die Einwilligung erhalten. Vielleicht haben sie sie auch schon.«

»Kämpft nicht, Sir Henri! Es ist ein abgekartetes Spiel! Sie werden Euch eine Falle stellen!«

»Ich werde antreten, Andrew! Ich muss. Außerdem werden so viele Menschen bei dem Turnier anwesend sein, dass sich die Franzosen keine faulen Tricks werden leisten können. Es wird einen fairen Kampf geben.«

»Könnt Ihr ihn gewinnen, Sir Henri?«

Henri zuckte die Schultern. »Ich bin zwar kein Turnierreiter, aber ich bin kampferprobt. Die letzten Jahre lag ich nicht auf der faulen Haut. Und das Wichtigste ist, dass ich gewillt bin zu kämpfen. Ich muss diese Bedrohung aus der Welt schaffen!«

»Dann lasst uns den Turnierplatz vor der Burg nutzen, Sir Henri! Hier haben wir alles im Blick. Wir werden dafür sorgen, dass die Franzosen keine Gelegenheit haben, eine List anzuwenden!«

»Wenn du dies in die Wege leiten könntest, Andrew, wäre ich dir sehr dankbar! Das könnte mir einen zusätzlichen Vorteil verschaffen.«

»Lasst einen Boten zu König Robert reiten, Sir Henri!«, schlug Andrew vor. »Er soll bei dem Turnier dabei sein. Auf diese Weise verpflichtest du ihn, die Franzosen im Zaum zu halten, und die Franzosen, sich an ihre eigenen Regeln zu halten.«

»Eine gute Idee, Andrew! Ich setze sogleich ein Schreiben auf. Bis zum Turniertag bin ich hier, denke ich, auf jeden Fall sicher. Bis dahin wird König Robert nichts gegen mich unternehmen. Das gibt mir ausreichend Zeit für meine Vorbereitungen.«

»Wenn König Robert ein richtiger Schotte ist«, sagte Atkinson grimmig, »dann ist er auf Eurer Seite, Sir Henri! Alles andere wäre Verrat!«

»Der König wird das anders sehen, Atkinson. Seine Motive sind politischer Natur. Ein einzelner Schotte, mag er Burgherr und Tempelritter sein, ist dabei nicht von Belang.«

»Ich habe in den letzten Jahren viel gehört«, meinte Atkinson. »War es nicht so, dass die Templer König Robert bei seinen Feldzügen halfen und dass er sie als Retter feierte?«

»Nicht offiziell, Atkinson, auch der schottische König kann sich nicht gegen die Dekrete des Papstes stellen. Ingeheim mag er natürlich durchaus auf unserer Seite gewesen sein.«

»Man munkelt auch, die vom Festland geflohenen Templer, hätten allesamt in Schottland Unterschlupf gefunden!«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Henri dunkel. »Einzelne vielleicht, aber der Großteil der Flüchtenden sicher nicht.«

Davon wüsste ich. Ich selbst war ja jahrelang auf der Flucht. Wenn es einfach gewesen wäre, nach Schottland zu kommen und von König Robert protektiert zu werden, hätte ich es getan.«

»Außerdem«, fügte Andrew hinzu, »sieht man jetzt an der Geschichte mit den Franzosen, wie weit es her ist mit der Sympathie des Königs für die Templer.«

»Das ist nicht gut«, sagte Atkinson kopfschüttelnd. »Ich werde versuchen, eine Bürgerwehr zu gründen. Und dann nehmen wir uns dieses Falls an, darauf könnt Ihr vertrauen, Herr Henri!«

»Ich wünschte, alle Legenden und Gerüchte um uns Templer wären wahr«, sagte Henri beinahe heiter. »Dann besäßen wir die tiefsten und letzten Erkenntnisse des Lebens, und unsere Helfer wären so mächtig, dass wir unseren Untergang jetzt noch vermeiden könnten.«

»Vielleicht muss der Tempel diese düstere Prüfung durchleben, um irgendwann wieder umso strahlender daraus hervorzugehen?« Atkinson blickte Henri mit verklärtem Blick an.

»Daran habe auch ich lange geglaubt, mein treuer Atkinson«, erwiderte Henri. »Aber man sollte den Tatsachen ins Auge sehen. Den Templerorden gibt es nicht mehr. Und ob ich in der Lage bin, seine versprengten Teile wieder zusammenzufügen, damit er irgendwann in neuem Glanz erstrahlt, daran zweifle ich immer mehr.«

»Gott gebe Euch die Kraft dazu, Herr!«

»Danke, Andrew. Aber sieh, wir haben kein Land, keine Ordenshäuser, keine Güter und kein Einkommen. Wir sind vogelfrei, jeder kann uns töten, wie es ihm beliebt. Im Untergrund mögen noch Brüder aktiv sein wie ich selbst. Aber wir haben keinen Zusammenhalt mehr.«

»Wenn König Robert zu dir steht, Meister, kannst du aus deiner Burg einen neuen Ordenssitz machen!«

»Ein schöner Gedanke, Andrew!«

»Und du könntest deine alten Rechte zurückerlangen«, fuhr Andrew fort. »Denn hier ist alles in treuen Händen, daran ändert auch Verwalter Dunoon nichts. Offiziell wird alles nur verwahrt, um es den ursprünglichen Besitzern zurückzugeben. Das gilt für alle Besitztümer von Templern in Schottland.«

»Das hört sich großartig an, Andrew«, musste Henri zugeben. »Aber die Wirklichkeit sieht anders aus. Nach wie vor sind wir von der Gunst einzelner Herrscher abhängig. Und wenn es nicht treue Anhänger wie dich, Graham und Atkinson hier gäbe, dann zweifelte ich daran, ob sich in Schottland überhaupt noch jemand an den Tempel erinnerte.«

»Täuscht Euch nicht«, sagte Andrew geheimnisvoll. »Wenn die Zeit reif ist, wird der Tempel in Schottland wieder auferstehen.«

Henri blickte Andrew überrascht an. »Was weißt du darüber?«

»Ich höre so manches«, entgegnete Andrew ausweichend. »Der Tempel ist nicht untergegangen, Herr! Das müsst Ihr mir glauben.«

»Wenn du nur recht hättest, Andrew!«

»Was würdet Ihr dazu sagen«, sagte der alte Diener, »wenn die alten Besitzungen sämtlich in der Hand von Familien wären, die zum Tempel halten? Oder zumindest im Besitz von Verwaltern, die mit dem Tempel sympathisieren?«

»Ist das möglich?«, sagte Henri überrascht. »Zumindest hier scheinen wir einen Verwalter zu haben, auf den das ganz und gar nicht zutrifft.«

»Dunoon ist nur zu feige! Er verhält sich vorsichtig, solange er nicht weiß, wie es weitergeht. Wenn die Zeit kommt, macht er mit!«

»Mein Gott!«, entfuhr es Henri. »Ich hätte mich in den letzten Jahren mehr darum kümmern müssen, herauszufinden, wie es um meine Heimat steht! Ich war beinahe überall auf der Welt, bis hin zu den Khasaren, aber wie es um Schottland steht, das weiß ich nicht. Haben denn nicht auch hier die Hospitaliter unsere Besitzungen übernommen wie überall sonst?«

»In Schottland hat seit dem Verbot des Ordens niemand Anspruch auf dessen Besitz erhoben«, erklärte Andrew. »Weder die anderen geistlichen Ritterorden noch die Krone, noch die weltlichen Herren. König Robert hat sich seit seiner Krönung in Scone sogar ein paar Mal geweigert, diese Frage überhaupt zu diskutieren. Es war sehr auffällig. Ist das nicht merkwürdig?«

»Vor dem Hintergrund, dass unser Besitz überall sonst auf der Welt in die Hände der Hospitaliter übergegangen ist, schon«, sagte Henri.

»Nun, in Schottland blieb insgeheim alles beim Alten«, sagte Andrew. »Zwar nennen sich die Hospitaliter hier *Orden der Ritter des heiligen Johannes und des Tempels*, sie haben sich also den Namen der Templer einverleibt, aber sie haben sich nicht ihres Besitzes bemächtigt, das weiß ich gewiss. Es scheint so, als verwalteten sie den Tempelbesitz nur, Sir Henri. Sie führen jedenfalls genauestens Buch über ihre Handlungen. Das kam bei öffentlichen Anhörungen heraus. Alles wartet nur darauf, dass eine neue Zeit beginnt. Und wenn es so wäre, dann steht Ihr an der Spitze dieser neuen Zeit!«

»Mein Andrew!«, sagte Henri herzlich. »Was du sagst, klingt wunderschön. Und ich danke dir für deine tröstenden Worte. Auch dir, Atkinson. Aber ich kann erst daran glauben, wenn ich es wirklich sehe.«

»Nach allem, was Ihr durchgemacht habt, verstehe ich das gut, Herr«, sagte Andrew leise. »Aber hört: In den alten

Ordenshäusern von Balantrodoch und Maryculter, sogar in Auldlisten, werden nach wie vor Tempelgerichte abgehalten. Ich hörte davon aus einer zuverlässigen Quelle. Reitet dorthin, Sir Henri, und verbündet Euch mit den dortigen Templern! Der Tempel ist nicht tot, Ihr werdet es sehen.«

»Das sind Nachrichten, die mein Herz erfreuen, Andrew! Zumindest nach Balantrodoch will ich reiten, wenn ich nach dem Turnier noch Gelegenheit dazu habe, denn es sind ja nur ein paar Meilen von hier bis zum Firth of Forth.«

»Und hört auch dies noch: Erst vor einem Jahr hat König Robert verkünden lassen, dass in Schottland keinerlei wertvoller Landbesitz, keine Gebäude, Kirchen oder andere Güter des Ordens mehr vorhanden seien. Alle Besitztümer seien während des viele Jahre währenden Krieges zerstört worden. Was haltet Ihr davon, Sir Henri?«

»Das hat König Robert so verlauten lassen?«

»Vor einem Jahr.«

»Aber hat nicht Rodulph Lindsay vom Orden der Hospitaliter vor kurzem die Templerländereien von Temple Liston verkauft?« Atkinson blickte Andrew zweifelnd an. »Er muss sie also vorher übernommen haben.«

»Davon weiß ich nichts«, erwiderte Andrew.

»Niemand aus dem Volk weiß Genaueres über diese Dinge«, sagte Atkinson. »Das machen die hohen Herren unter sich aus.«

»Ich glaube«, sagte Andrew, »König Robert verwaltet die Schätze des Tempelordens. Und er tut es nicht für sich. Er wird sie dem Orden eines Tages zurückgeben.«

»Dann wäre er ein guter König«, seufzte Henri. »Und ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen und wäre in Sicherheit. Ebenso wie mein Knappe Sean.«

»Hoffen wir, dass es so ist, wie Andrew annimmt«, sagte Atkinson.

»Ich denke, das Turnier wird letztlich zeigen, wo wir in diesem Land stehen«, sagte Henri. »Egal, wie der Kampf zwischen mir und Raymond ausgeht, König Robert muss anschließend zeigen, ob er noch zu seinen ehemaligen Waffenbrüdern steht oder ob ihm der politische Sieg wichtiger ist als seine Ehre.«

»So wird es sein«, sagte Atkinson. »Das Turnier wird alles entscheiden. Und die Bürgerwehr, die ich bis dahin aufgestellt haben werde, wird dafür sorgen, dass es nicht zu Gemeinheiten kommt.«

»Ich werde sofort einen Brief an König Robert entsenden«, sagte Henri. »Und darin werde ich auch ansprechen, welche Rolle die Templer für seinen jetzigen Status gespielt haben.«

»Gott stehe unserem Lehnsherrn bei!«, sagte Andrew und schlug ein Kreuz.

»Amen!«, murmelte Atkinson.

*Ende November 1320. Das Turnier*

An diesem Tag war alles anders als sonst. Der Platz vor der Burg war festlich hergerichtet worden, der Sandboden frisch gestampft, die Kampfbahn abgesteckt. Eine kleine hölzerne, mit den Fahnen des Königshauses geschmückte Tribüne für König Robert fehlte ebenso wenig wie eine Absperrung für die Zuschauer aus Roslin und den nahe liegenden Dörfern. Am Ende der Kampfbahn befand sich ein Platz für acht Zelte, die durch einen breiten Mittelgang voneinander getrennt waren. Dort warteten Gehilfen, Waffenträger und Ärzte. Es sollte der Tag der Entscheidung sein. Die Zukunft von Roslin stand auf dem Spiel, der Ort war endgültig aus dem Dämmer Schlaf erwacht.

König Robert hatte sich durch einen Boten angekündigt, aber niemand wusste genau, wann er kommen würde. Am späten Morgen warteten alle. Ohne den König konnte der Kampf nicht beginnen. Zwei Herolde und zwölf Fanfarenbläser standen bereit, um ihn gebührend zu begrüßen. Aber der König kam nicht.

Die Franzosen hatten mit aller Macht einen anderen Turnierplatz verlangt. Hier, im Schatten der Burg, wähnte man den Burgherrn im Vorteil. Aber Henri hatte sich durchgesetzt. Er war gefordert worden, er durfte entscheiden. Das entsprach vielleicht nicht dem üblichen Prozedere, aber normalerweise wurde zu einem Turnier auch eingeladen, es wurde niemandem aufgezwungen. Das einzig Übliche an diesem Turnier war sein Austragungstag: ein Montag. Denn nur dann, nach den

christlichen Messen des Sonntags, waren die Turnierreiter dafür gerüstet, ihre Gegner zu töten. Sie erhielten zu diesem Zweck zuvor den Segen der Kirche.

Henri wurde von Sean begleitet. Es war der letzte Knappendienst, den Henri von ihm forderte. Wenn er den Kampf überlebte, stand für Sean der Weg in die Ritterschaft offen, Henri würde ihm den Gürtel umlegen. Wenn Henri starb, war Sean frei und konnte sich einen neuen Herrn suchen, der ihn sicher ebenfalls bald zum Ritter schlug.

Auch Atkinson, Andrew und Graham waren anwesend. Sie hatten in den vergangenen drei Tagen in Roslin für die Bürgerwehr geworben, bislang allerdings nur mit bescheidenem Erfolg. Die Einwohner wollten das Turnier abwarten.

Hauptmann Raymond kam mit großem Gefolge. Geschmückte Pferde, Wappen und Wimpel zierten den Tross. Leutnant Ciogar und dreißig weitere Soldaten begleiteten ihn.

Sean beobachtete Ciogar, diesen üblen Menschen, der Jeanie so viel Schmerz bereitet hatte. Sean wusste, wenn Henri den Kampf nicht überleben sollte, würde er Ciogar töten. Und anschließend auch Hauptmann Raymond. Selbst wenn es sein letzter Kampf sein sollte.

Bei schottischen Turnieren war es üblich, einen Preis für den Sieger auszusetzen. Die Franzosen hielten sich an die Regeln. Als Herausforderer boten sie zwölf als Kampftiere abgerichtete Wölfe an, die zum Töten ausgebildet worden waren. Henri wollte diese Ablenkung vom wahren Grund für den Kampf nicht unterstützen, er wusste, es ging nicht um Etikette. Er setzte nichts als sein Leben dagegen, und der Herold verkündete es so.

Sobald die Franzosen eingetroffen waren, ergingen sie sich in kleinen Schaugefechten. War es sonst üblich, vor dem Turnier in einer Vesperie einen Vorkampf ohne feste Regeln zu liefern,

so diene ihr Säbelrasseln jetzt dazu, Respekt einzuflößen und beim Gegner Eindruck zu schinden.

Bevor der Kampf begann, trafen sich Henri und Hauptmann Raymond, um die Regeln festzulegen. Da Henri nur von Sean begleitet wurde, verlangte er, dass Raymond nur Leutnant Ciogar zur Seite stand; alle anderen Begleiter hatten sich nicht einzumischen. Dies wurde gewährt. Des Weiteren kam man darin überein, dass, falls Henri getötet werden sollte, Sean den Kampf gegen Ciogar weiterführte.

Henri und Raymond standen sich zwischen den Zelten Auge in Auge gegenüber. Henri fühlte sich müde und seltsam mutlos, aber er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Der Franzose strotzte vor Selbstgefälligkeit und Kampfeslust. Raymond blickte Henri fest in die Augen. Sein Gesicht verzerrte ein arrogantes Lächeln. Henri wusste, dass er sich schon jetzt für den ausgemachten Sieger hielt. Und wenn Henri seine Blicke über dessen gestählte Figur, die Frische seines Auftretens und die gefährlichen Waffen gleiten ließ, wusste er auch, warum.

Der Büttel des Landvogts nahm die Bekundungen beider Parteien entgegen und las die Regeln vor. Er vermochte allerdings nicht anzugeben, wer für ihre Einhaltung sorgen würde.

Er las: »Ihr Herren werdet in der Bahn aufeinander zusprennen, wie es die Ritterlichkeit verlangt. Stecht gut und sauber, ohne Hinterlist, wie Ehrenmänner. Dann wird Gott den verdienten Sieger bestimmen. Wenn der Kampf unentschieden ausgeht, wird von mir die zweite Runde eingeläutet. Nur wenn der König gekommen ist, übernimmt natürlich er das Kommando.«

»Der König?« Leutnant Ciogar lachte laut. »Warum sollte er sich einmischen? Was geht es ihn an?«

»Nun, wir werden sehen«, sagte der Büttel unsicher. »Es könnte sein, er nimmt Partei.«

»Für wen denn?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich blicke dem König nicht ins Herz.«

Die Franzosen bestanden darauf, dass die Lanzen nicht abgestumpft wurden. Der Hauptmann wollte töten, das war jedem klar. Henri widersprach nicht.

Alle Anwesenden hatten das Gefühl, die Franzosen diktierten, was in den nächsten Stunden geschehen würde. War ganz Roslin nicht eine Geisel in ihrer Hand?

Und König Robert, der diesen Zustand als Einziger beenden konnte, er kam nicht.

Schließlich wurde der Sicherheitsbezirk abgesteckt, wo Verletzte gepflegt werden konnten und wo weder gekämpft noch angegriffen werden durfte. In diesem von einer Schnur umzäunten, befriedeten Gehege inmitten des kleinen Zeltlagers befanden sich jetzt Henri und seine Gehilfen. Die Franzosen lagerten außerhalb des Kampfplatzes, in Richtung ihres Lagers. Henri hatte das Gefühl, die französischen Soldaten riegelten das Gelände gegen jede Flucht ab.

»Willst du wirklich kämpfen, Herr Henri?«, fragte Sean eindringlich, während er seinem Herrn das Kettenhemd anlegte.

»So ist es beschlossen worden, Sean.«

»Fühlst du dich ausgeruht genug? Die Franzosen machen einen übermütigen Eindruck auf mich.«

»Wir haben schon gegen weit übermütigere Gegner gekämpft und gesiegt, mein Knappe. Vor dem Kampf haben sie sich alle überschätzt.«

»Der Hauptmann sieht stark aus. Mit dem Schwert scheint er ein wahrer Teufel zu sein.«

»Auch ich weiß mein Schwert gut zu führen.«

»Aber zuvor wird mit Lanzen gekämpft, Herr. Darin seid Ihr nicht geübt.«

»Auch das werde ich überstehen. Man nennt es übrigens tjust, Sean, und ich habe einen solchen Lanzenkampf Mann gegen Mann schon siegreich geführt – auch wenn es einige Zeit her ist.«

»Davon wusste ich ja noch gar nichts. Erzähl mir, was geschah, Herr Henri!«

»Es war ein Tafelrundenturnier, wie es in Schottland üblich ist«, erklärte Henri, während er sich rüstete. »Einige Ritter wollten damals in einer militärischen Übung ihre Stärke erproben und beschlossen einhellig, nicht in einem üblichen Turnier gegeneinander anzutreten, sondern ihre Kräfte in jeder Art von Kampf zu messen. Ich nahm daran teil, weil es zu meiner Ausbildung zum geistlichen Ritter gehörte.«

»Wie ging es dabei zu?«

»Nun, es war eine Art Hoffest. Auch Damen waren anwesend. Man hatte außerhalb von Lancashire einen künstlichen Wald errichtet, es standen dort sogar Bäume, die mit Gold und Geschmeide geschmückt waren. Wer einen Kampf gewann, bekam zuerst ein mit Goldstaub veredeltes Blatt und zeigte es als Zeichen seiner Mannhaftigkeit der Königin des Kampfes. Ein Dutzend Kampfrichter überwachte alles im Gegensatz zu diesem Turnierplatz, wo es nur einen überforderten Büttel gibt. In der Mitte stand das Zelt der Königin der Tafelrunde, es war eine junge Frau, die als Preis dem Turniersieger versprochen war. Bei der Königin hingen auch die Schilde von hundert Rittern, wer einen Schild berührte, forderte damit einen Besitzer zum Einzelkampf heraus. Der Kampf ging über mehrere Tage.«

Sean zurrte einen Riemen an. »Warum hieß es Tafelrundenfest?«

»Weil die Ausrichter an die alte Tradition am Hof von König Artus erinnern und sich in dieser Tradition sehen wollten. Die Kämpfe wurden nur mit stumpfen Waffen geführt. Einzelkämpfer traten gegeneinander an. Ich kämpfte gegen einen Ritter von Lancashire.«

»Und hast du gesiegt?«

Henri nickte. »Ich hob den Kerl aus dem Sattel.«

»Hast du ihn auch getötet, Herr?«

»Nein. Ich hätte es tun können, die Regeln ließen es zu. Aber für mich war es ein Spiel, es war, wie gesagt, Teil meiner Ausbildung. Damals hatte ich noch nie einen Menschen getötet. Und auch die anderen Kämpfer töteten einander in der Regel nicht. Tafelrundenturniere waren ein großes, übermütiges Spiel – bei dem allerdings auch Blut floss. Hier und heute sieht das anders aus. Einer von uns wird auf jeden Fall sterben.«

»Ich verspüre keine Lust, auf solchen Turnieren zu kämpfen, Herr! Muss ich das als Ritter tun?«

»Es besteht keine Pflicht zu solchen Mutproben, ein Ritter kann durch andere Tugenden auf sich aufmerksam machen.«

»Es ist so unerwachsen. Warum tun es alle?«

»Du weißt es selbst, mein Knappe. Turniere erhöhen den Wert eines Mannes. Und wegen dieses Wertes wird er von den Frauen gepriesen. Turniere gelten deshalb als ritterlich. Aber du hast ganz recht. Wer wirklich zu kämpfen hat, der kann solche Spiele nicht ernst nehmen.«

»Was sagt eigentlich die Kirche zu solchem Gebaren?«

»Es gab einmal ein Verbot durch Papst Innozenz. Er erwirkte einen Konzilsbeschluss gegen, so hieß es in der Bulle, »verwerfliche Spiele, wo die Ritter zur Demonstration ihrer Kraft und ihrer Unbesonnenheit zusammenkommen.« Andere Kirchenmänner haben immer wieder den Hochmut der Turnierkämpfer angeklagt, der ja, wie du weißt, zu den sieben

Todsünden zählt. Und sind nicht wirklich viele Ritter eitle Prahlhänse und Gottlose? Man könnte den Rittern übrigens noch andere Todsünden vorwerfen: Neid, Hass und Habgier zum Beispiel. Sogar Unzucht, denn oft sind Frauen der Lohn für den Sieger. Aber ich glaube, heutzutage hält die Kirche Abstand von einer solchen Bewertung.«

»Turniere sind ein tumber Zeitvertreib«, stellte Sean für sich fest. »Ich glaube, ich will gar kein Ritter mehr werden. Vielleicht werde ich doch lieber Gelehrter wie Joshua?«

»Nun mach nicht gleich eine solche Kehrtwendung, Sean! Man darf Turniere nicht mit wirklichen Kämpfen um Leben und Tod vergleichen oder gar verwechseln. Aber irgendwie müssen sich Kämpfer ja auch im Waffengang schulen, dazu müssen sie gegeneinander antreten. Und dafür ist ein Turnier nicht die schlechteste Gelegenheit.«

»Wenn nur der König käme und diesen unsinnigen Kampf beendete!«, seufzte Sean. »Die Franzosen hegen doch nur üble Absichten. Warum ergreift der König nicht Partei für dich?«

»Ich hoffte, er käme und schaffte Klarheit. Er wird seine Gründe haben, es nicht zu tun.« In Henris Miene trat ein trauriger Zug.

Henri sah, dass sich die Begleiter des französischen Hauptmanns an ihrem Lagerplatz sammelten. Sie hielten Knüppel in den Händen. Nur Leutnant Ciogar trug ein Schwert. Henri hoffte, die Soldaten würden sich an die Abmachung halten und nicht wie gewöhnliche Turnierknechte mit dem Prügeln beginnen, um Unruhe zu schüren. Henri hatte solche so genannten Kipper schon erlebt, die auch auf Zuschauer einprügelten. In ihren Panzerhemden, Eisenhüten und mit Dornen beschlagenen Keulen machten die Franzosen keinen besonders friedlichen Eindruck.

Der Büttel verkündete inzwischen auf dem Turnierplatz, dass man weiter auf die Ankunft des Königs warten werde. Sollte er

beim Höchststand der Sonne noch nicht zugegen sein, wolle man allerdings beginnen.

Henri kümmerte sich um sein Pferd. Er überprüfte den Sitz der Gurte, denn der Halt im Sattel war lebenswichtig. Er saß fest. Die Lederdecke über Hals und Rücken des Tieres ebenso. Danach ließ sich Henri Schild und Lanze zeigen. Es war Seans Aufgabe gewesen, die Waffen zu überprüfen, auch das war sehr wichtig, denn es war auf Turnieren schon vorgekommen, dass der Gegner sie manipuliert hatte.

Plötzlich kam Bewegung in die Schar der Franzosen. Sie begannen, mit ihren Knüppeln und Schwertern auf Schilde zu klopfen. Henri wusste, dieser Lärm sollte ihn einschüchtern. Und die Gegner wollten mit dem Kampf beginnen – die Ankündigung des Büttels schien sie nicht zu kümmern. Es war für Henri der letzte Beweis dafür, dass sich die Franzosen nicht an die Regeln des ritterlichen *tjost* halten würden.

Henri blickte zur Burg hinüber. In den Fenstern des Palas sah er mehrere Gestalten, die das Geschehen verfolgten, darunter auch Verwalter Dunoon. Welchen Sieger wünschst du dir, Dunoon?, fragte sich Henri. Und die Erkenntnis, dass er die Antwort darauf nicht kannte, stimmte ihn traurig.

Umso glücklicher war er darüber, Sean und die drei wackeren Männer Atkinson, Andrew und Graham auf seiner Seite zu wissen. Sie bildeten wahrlich keine kampfkraftige Armee. Aber manchmal zählte auch reine Treue.

In diesem Moment betrat Leutnant Ciogar den Turnierplatz. Er schwenkte die Fahne des Hauptmanns und rief: »Das Turnier beginnt! König hin oder her! Wir werden nur von einem beherrscht, und das ist die Erwartung des Siegs unserer Farben!«

Hinter ihm ertönte zustimmendes Geschrei.

»Der tugendhafte König von Schottland scheint ein wahrlich schlauer Herrscher zu sein!«, rief Ciogar weiter. »Er lässt die

Herzen seiner Untertanen höher schlagen, indem er ihnen seinen Beistand verspricht, und dann kommt er einfach nicht.«

Die anwesenden Franzosen lachten roh.

»Allerdings war das vielleicht kein schlechter Schachzug, denn so muss er nicht mit ansehen, wie die sterblichen Überreste seines Landsmanns vom Platz gesammelt werden! Er ist nämlich ein empfindsamer König, dieser Robert the Bruce!«

»Haltet ein!«, rief der Büttel. »Was erlaubt Ihr Euch, so über unseren Herrscher zu sprechen! Ihr seid zu Gast in unserem Land! Verärgert also Eure Gastgeber nicht.«

»Ach was!«, schrie Ciogar. »Fangen wir endlich an, damit wir es hinter uns bringen! Zu Mittag will ich in unserem Lager den Leichenschmaus halten!«

Der Büttel wollte etwas entgegnen, aber Henri gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt. Er trat vor und sagte: »Ich bin zum Kampf bereit! Lasst uns beginnen! Denn auch ich habe an diesem schönen, sonnigen Herbsttag noch Besseres vor.«

»Oho! Du nimmst deinen Mund aber sehr voll!«, schrie Ciogar. »Nun gut, tu es, solange noch kein Sand darin ist!«

»Die Kämpfer besteigen also ihre Pferde!«, verkündete der Büttel.

Auf diesen Aufruf hin setzten sich auch die französischen Kipper in Bewegung. Einer zog sogar ein Lastpferd hinter sich her. Denn wenn einer der Kämpfer fiel, konnte sich der Erste, der den Gestürzten erreichte, seinen Besitz sichern. So war es ritterliches Gesetz. So mancher Ritter suchte daher nur dann Turniere auf, wenn die Habgier ihn dazu zwang, lediglich die hohen Herren strebten nach Ruhm und Ehre. Weil aber die armen Ritter überwogen, war es auf gewöhnlichen Turnieren im ganzen Abendland üblich, dass die Getöteten bei Kampfbende nackt und ausgeblutet dalagen, ihres letzten Kleidungsstückes beraubt.

Henri gingen diese Gedanken durch den Kopf, während er, wie auch Hauptmann Raymond, auf seinem Pferd zum Startplatz trabte. Mit unterschiedlicher Geschwindigkeit bewegten sich die beiden Gegner auf das jeweils entgegengesetzte Ende der Kampfbahn zu. Henris Pferd trabte, geführt von Sean, mit gesenktem Kopf dahin, während Raymonds Schimmel galoppierte. Die Tiere waren mit einem von drei Riemen gehaltenen Sitz mit hohen Wülsten vorn und hinten gesattelt, er garantierte den Kämpfern einen festen Halt, was zum Zeitpunkt des Lanzenstoßes sehr wichtig war. Die Pferde trugen eiserne Decken, Bugdecken und Kopfpanzer. Raymonds Pferd trug zusätzlich einen auffälligen Kopfschmuck, der wie ein kleiner Baum mit Blättern aussah und golden glänzte.

Henri fasste Schild und Lanze fester. Dann wandte er sich seinem Gegner zu. Er sah, dass der Hauptmann schon bereit stand und lospreschen wollte. Henri konnte dessen Blick unter dem verschlossenen Helm nicht sehen, aber er wusste, dass es ein siegessicherer war.

»Viel Glück, Meister!«, flüsterte Sean. »Gott steh dir bei.«

»Er stehe uns allen bei«, sagte Henri.

Dann wurden die Pferde freigegeben. Der Büttel in der Mitte der Kampfbahn gab das Zeichen. Die Kämpfer stießen einen Schrei aus und sprengten aufeinander zu.

Andrew und Atkinson hatten in der Nacht zuvor eine Versammlung einberufen. Man traf sich im einzigen Gasthof des Ortes. Die beiden Männer wollten nicht aufgeben. Am Tag des Turniers mochte noch alles beim Alten bleiben, doch danach sollte sich einiges ändern.

Atkinson war die treibende Kraft. Er lebte zusehends auf. Seit der ehemalige und hoffentlich auch zukünftige Lehnherr

wieder im Ort war, fühlte Atkinson, dass es auch für ihn eine Zukunft gab. Seine Resignation war einer neuen Hoffnung gewichen. Alles würde anders werden.

»Männer!«, sagte Atkinson. »Männer, ihr müsst euch entscheiden. Wir brauchen eine Wehr, ganz gleich, wie der Turnierkampf ausgehen wird. Das Volk muss sich gegen die Mächte des Bösen wehren, die versuchen, unser kleines Dorf zu überrennen. Nehmen wir unser Schicksal selbst in die Hand.«

»Das klingt gut, Atkinson«, erwiderte der Ortsschreiber, »aber eventuell zieht man uns hinterher die Ohren recht lang. Auf Widerstand und Aufruhr steht das Rad, man kann auch gevierteilt werden, und wenn du Glück hast, wirst du nur gehenkt.«

Atkinson schüttelte energisch den Kopf. »Wir sind nicht die Horden Satans. Wir verlangen nicht, dass der König den Klerus umbringt und uns von allen Abgaben befreit. Wir verlangen auch nicht, dass man uns als Heilige anerkennt. Wir wollen nur zusammenstehen, wenn sich die Wölfe wieder nähern – auch die in menschlicher Gestalt.«

»Wir müssen uns aber einen starken Anführer suchen«, warf der Schmied ein. »Ich meine nicht unbedingt einen wie mich, der starke Arme besitzt. Sondern einen, der sich durchsetzen kann. Unser Lehnsherr ist so einer. Wird er mitmachen?«

»Er muss erst einmal das Turnier überleben«, meinte der Wirt.

»Wir können ihn bei seinem Kampf unterstützen!«, sagte Atkinson. »Natürlich nicht beim Kämpfen selbst, aber wenn die Franzosen zu üblen Tricks greifen sollten, dann können wir eingreifen. Alles andere müssen wir dem Herrn überlassen.«

»Warum marschieren wir nicht gleich nach Jerusalem?«, schlug der alt gewordene Knappe eines geflüchteten Raubritters vor. »Wir rekrutieren arme Leute, bewaffnen sie

und ziehen über Deutschland, Ungarn und Kleinasien ins Königreich. Wir ziehen in die Hauptstadt der Ungläubigen ein, in den Pfuhl der Dämonen und Antichristen. Und dort wählen wir dann unseren Kaiser der Endzeit.«

»Du redest wirr, John Jake! Die Zeit der Kreuzzüge ist vorbei. Das ganze Ansinnen ist elend fehlgeschlagen. Außerdem geht es uns um viel einfachere Dinge. Wir wollen unser Heimatdorf schützen, weil der Büttel dazu nicht in der Lage ist. Vielleicht sollten wir den Jagdaufseher zum Anführer erheben, er kennt sich mit Wölfen aus und weiß, wie man sie zu bekämpfen hat.«

»Ganz unrecht hat John Jake nicht!«, meinte der Ortsschreiber. »Denn wie soll ein solcher Plan gelingen, wenn um uns herum überall unchristlich gehandelt wird. Es nützt nichts, wenn wir in Roslin aufräumen, und um uns herum huren und morden die Antichristen.«

Einer der Anwesenden sang: *»Der Kaiser hat erobert Saragossa, von tausend Franken lässt er es durchsuchen, die Mahomstempel und die Synagogen, mit Eisenkeulen in der Hand und Äxten zerschmettern sie die Bilder und Idole...«*

»Halt's Maul, Johnson!«, rief der Bäcker. »Solche Gesänge können wir nicht gebrauchen, wir brauchen Verstand und Mut. Und unsere Wut muss sich gegen die Richtigen wenden, nicht gegen Sündenböcke.«

»Und wir müssen endlich den Priester holen!«, sagte der Ortsschreiber. »Er muss uns segnen. Uns, die Waffen und das ganze Unternehmen. Denn ohne den Segen des Priesters ist alles zum Scheitern verurteilt.«

»Da hat er recht!«, pflichtete die Bäckerin bei.

»Also, holt den Priester! Gleich bei Morgengrauen muss er aus Bonnyrigg kommen! Er muss uns seinen Segen erteilen. Und unseren Herrn Henri soll er gleich mit segnen, dann müsste doch eigentlich alles glücken.«

Der Anritt mit der Stoßlanze begann. Beide Gegner ritten mit verhängten Zügeln aufeinander zu. Die Pferde wurden nur vom Schenkeldruck ihrer Reiter angetrieben, entlang der Mittelplanke, die die beiden Kampfbahnen trennte. Die Lanze in der Rechten, den Schild in der Linken, stürmten die Gegner aufeinander zu. Henri sah, dass Raymond jetzt wild mit den Hacken gegen den Pferdeleib trat, um das Tier anzuspornen. Henri ritt langsamer, er versuchte, die vier Nägel auf dem Schild des Gegners auszumachen, wo das Handgestell vernietet war, dort musste seine Lanze auftreffen. Er hoffte, so den Gegner kampfunfähig zu machen, ohne ihn lebensgefährlich zu verletzen oder gar zu töten. Dann war der Kampf schnell beendet.

Die Lanze seines Gegners hob sich und richtete sich auf die Stelle, wo Henris Helm angebunden war. Wenn sie ihr Ziel traf, würde sich die spitze Waffe in den Halsschutz bohren oder sogar tiefer eindringen, in Henris Hals. Auch dann war die Schlacht schnell zu Ende.

Staub wirbelte auf, der Galopp ging in den gestreckten Galopp über, das dumpfe Dröhnen der Pferdehufe war der einzige Laut, der jetzt zu hören war. Es war, als hielten nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur den Atem an.

Die bunt bemalten Lanzen krachten auf ihr Ziel. Eine rutschte vom Schild des Gegners ab und zersplitterte. Die andere traf.

Die Zuschauer, die sich bis Mittag auf der Tribüne eingefunden hatten, schrien auf. Auch die Königin des Turniers, eine gewisse Sophie aus Caen, die derzeitige Mätresse des Hauptmanns, sprang auf. Man reckte die Hälse, um zu sehen, wer vom Pferd gestürzt war und sich jetzt im Sand der Turnierbahn aufrappelte.

Es war Hauptmann Raymond.

Atkinson, Andrew und Graham atmeten erleichtert auf. Sie waren in ihrer Freude kaum zu bändigen. Sean, der als Henris Scharführer zwei weitere Lanzen im Bündel trug, wäre am liebsten sofort auf die Turnierbahn gestürzt. Aber das hätte nur zur Folge gehabt, dass die Gehilfen des Franzosen mit ihren Knüppeln angerückt wären.

Als hätten alle Vögel rund um die Burg auf den Ausgang des ersten Duells gewartet, stoben sie jetzt in Scharen auf und flogen in Richtung der noch wärmenden Novembersonne davon.

Raymond rappelte sich auf. Henri war bis ans Ende seiner Bahn geritten. Er hatte kein Interesse daran, auf den am Boden Liegenden einzuschlagen. Er wendete sein Pferd und begriff, dass der Durchgang mit der Lanze beendet war. Raymond stand wieder fest auf den Beinen, winkte aber seinen Helfern ab, die ihm eine neue Lanze und das Pferd übergeben wollten. Er schien unverletzt und brüllte eine wüste Drohung in Henris Richtung. Dann warf er den Schild fort und riss sich den Helm vom Kopf.

Henri saß unbeweglich auf seinem Pferd. Die Mittagssonne hüllte ihn in einen glänzenden Lichtkranz. Er hatte die Lanze aufgerichtet, alles an ihm war gewappnet für den weiteren Kampf. Aber als er den Gegner herumtorkeln und wild gestikulieren sah, senkte er die Waffe.

Er tat es dem Hauptmann nach und riss sich den Helm vom Kopf. Anschließend ließ er die Lanze fallen, stieg vom Pferd und ging langsam auf den Kampfplatz unterhalb der Tribüne zu. Ein Seitenblick sagte ihm, dass König Robert immer noch nicht eingetroffen war. Und er war sicher, dass er auch nicht mehr kommen würde. Aber er überlegte in diesem Moment nicht, was das zu bedeuten hatte.

Die beiden herrenlosen Pferde trotteten ins Zeltlager, wo sie von Knechten in Empfang genommen wurden. Die Kämpfer

gingen langsam aufeinander zu. Nach dem Stechen schloss sich der Kampf mit dem Schwert an.

Hauptmann Raymonds Gesicht war gerötet, er schwitzte stark. Sein Mund war aufgerissen, als schnappe er nach Luft. Henri erblickte die Mordlust in seinen Augen. Der Franzose lief auf ihn zu, hob das Schwert und ließ es niedersausen. Henri parierte den Schlag mit seiner Waffe. Er ging seinerseits zum Angriff über. Sein Schlag wurde abgefangen, das Schwert rutschte ab und traf das Panzerhemd des Franzosen, ohne es jedoch zu durchdringen. Der Getroffene schrie voller Wut auf und stürmte vorwärts.

Feuerfunken flogen jedes Mal, wenn die Waffen aufeinander trafen. Wieder und wieder hieben die Kämpfer aufeinander ein. Zunächst trieb Hauptmann Raymond Henri zurück. Doch der parierte alle Schläge. Der Franzose focht jetzt mit noch wutverzerrter Miene. Als seine Kraft langsam nachließ, marschierte Henri vorwärts.

Nach einigen Schlägen gelang es ihm, dem Gegner die Waffe aus der Hand zu schlagen. In hohem Bogen flog sie in den Sand. Henri setzte nach. Er hielt dem Franzosen die Schwertspitze an die Kehle. Er hätte ihn töten können. Aber Henri de Roslin hatte noch nie einen unbewaffneten Gegner getötet.

Raymond baute darauf. Langsam zog er einen Dolch aus dem Gürtel. Als Henri das sah, warf er sein eigenes Schwert in den Sand und zog ebenfalls den Dolch. Henri nahm den Triumph im Gesicht des Hauptmanns wahr. Er bemerkte, dass der Franzose einen seltsamen Dolch führte, er war lang und schmal und dreikantig geschliffen, mit drei scharfen Schneiden von der Spitze bis zum Griff. Eine verflucht gefährliche Waffe!

Jetzt umkreisten sich die Kämpfer wie Raubtiere. Henri fintierte, startete Scheinangriffe, der Hauptmann wurde

zusehends unsicher. Aber niemand wagte den entscheidenden Stoß.

Das Blatt wendete sich, als es dem Hauptmann gelang, neben Henri zu gelangen. Henri war kurz gestrauchelt und musste Halt finden. Diesen Augenblick nutzte Raymond. Schnell sprang er an Henris Seite. Er führte einen Schlag, als wollte er Henris Hals durchschneiden. Doch diesem gelang es im letzten Moment, sich unter dem sägenden Hieb wegzuducken. Dann hieb er dem Angreifer die geballte Faust gegen das Kinn. Röchelnd ging der Hauptmann in die Knie. Er verlor seinen Dolch. Henri stieß die Waffe mit dem Stiefel weg. Dann kniete er sich auf seinen Gegner. Er setzte ihm die Waffe an die Kehle. Der Hauptmann schnappte nach Luft.

»Sag, dass du verloren hast und aufgibst!«, verlangte Henri.  
»Sag es so laut, dass alle es hören können!«

Raymond stöhnte. Er warf den Kopf hin und her. Henri wartete und wiederholte seine Aufforderung. Der Hauptmann öffnete den Mund, aber nur ein Krächzen kam heraus.

Henri rief nach dem Büttel. Aber als er sich zur Tribüne wandte, sah er, dass die bewaffneten Franzosen auf die Bahn stürmten. Von der anderen Seite kam Sean herangelaufen. Er schwang ein Schwert und versuchte, sich zwischen Henri und die Angreifer zu stellen. Als die Franzosen Sean erreicht hatten, hieben sie sofort auf ihn ein. Ein Knüppel traf ihn an der Schulter. Ein zweiter am Hals. Der dritte am Kopf. Sean ließ sein Schwert fallen und sank zu Boden.

Henri stöhnte auf. Er begriff, dass seine Hoffnung auf einen ritterlichen Ausgang des Turniers ein Trugschluss gewesen war. Er hatte es gehant, aber gehofft, dass er sich irrte. Doch es war wahr: Der ritterliche Kodex spielte für diese Gegner keine Rolle. Henri rappelte sich vom Boden auf, um sich den Anstürmenden zu stellen. Aber nur mit dem Dolch bewaffnet, konnte er ihnen keinen ernsthaften Widerstand leisten. Sie

waren im Nu über ihm. Dann prasselten Knüppelhiebe auf ihn ein.

Der Priester war gleich nach Sonnenaufgang erschienen. Er ritt auf einem Pferd unter einer dicken Decke in Roslin ein. Dann trat er in den Gasthof, wo die Leute auf ihn warteten. Er schüttelte Kälte und Raureif ab, und die Wirtin drückte ihm einen Becher mit dampfendem Wasser in die Hand, in das sie einen Schuss Roggenwhisky gekippt hatte. Der Priester trank und trat an den Tisch. Ein Bauer beklagte sich gerade darüber, dass die armen Leute am Überfluss der Speisen auf Erden nicht teilhätten, und nur die Herren edlen Fisch und Wildbret speisen könnten.

»Manch einer von uns wird alt und grau, ohne jemals Mandelpudding oder Feigen, feinen Fisch und leckere Kerne gegessen zu haben. Rüben und Kraut, die sind für uns. Wir essen Haferbrot, die Ritter weiße Semmeln, wir trinken Wasser, sie Wein, wir essen Grütze, sie gesottene Kapaune.«

»Sie kotzen, und uns läuft das Wasser im Mund zusammen«, sagte der Ortsschreiber.

»Wollt ihr euch über euch selbst erheben?«, fragte der Priester laut, nachdem er dem Gespräch kurz gelauscht hatte und Platz nahm. »Dann kann ich nichts für euch tun. Arme Leute sind nun mal arme Leute. Der Herrgott hat die Reichen nicht umsonst reich gemacht.«

»Sie sind nicht reich!«, rief ein Bauer zornig. »Sie machen sich reich auf unsere Kosten!«

»Hört auf!«, rief Atkinson. »Das hat keinen Zweck, deshalb sind wir nicht hier. Priester, du musst uns alle segnen. Denn wir haben Großes vor. Wir wollen eine Bürgerwehr gründen, aber wir möchten, dass Gott uns zuvor seinen Segen dazu gibt.«

»Seid ihr Anhänger des freien Geistes? Dann lehne ich es ab, euch zu segnen. Euer früherer Priester, Wigtown, war auch so einer, bis ihn der Teufel geholt hat.«

»Wir sind allesamt gläubige Christen, Priester! Segne uns! Wir bitten dich darum. Du musst es tun!«

»Ah«, sagte der Priester, »höre ich da nicht schon den Geist des Widerstands aus deinen Worten? Auch Wigtown trug ihn in sich! Gott sei fürwahr in jedem Stein und in jedem Glied des Leibes, ebenso wie in der Abendmahlhostie, verkündete er laut! Jedes erschaffene Ding sei gleich göttlich, sagte er! Ein Ketzer, wie er im Buche stand, deshalb musste er sterben.«

»Habt Ihr ihn umgebracht, Priester?«

»Da sei Gott vor!« Der Priester schlug ein Kreuz. »Es war ein wölfischer Dämon, das wisst ihr doch!«

»Unsinn, Butcher tat es! Mit zwei langen Stiletten, die wie Wolfszähne aussahen!«

»Segne uns, Priester! Denn wir müssen unserem Herrn, Henri de Roslin, beistehen! Sonst werden ihn die Franzosen töten!«

»Lasst ihn sein angemessenes Schicksal erleiden, Leute«, sagte der Priester. »Denn auch er ist ein Ketzer, innerlich ebenso schwarz, verdorben und faulig wie Wigtown.«

»Wir haben den falschen Priester geholt«, sagte Andrew entsetzt. »Er segnet noch eher die Franzosen als uns und unseren Lehnsherrn!«

»Nein, so wartet doch! Wir sind ja erst bei der Einleitung. So etwas muss ich einfach sagen, bevor ich zu den Pflichten übergehe! Denn heute Morgen, nach diesem Ritt durch die Einsamkeit des Moores und die Eiseskälte, ist mir recht geistlich zumute. Ich hörte es heulen im Moor, ihr Lieben. Jawohl. Es war ein fürchterlicher Ton. Er klang wie ein lang gezogener Hilfeschrei und endete in einem Röcheln. Grauenhaft! Ich war froh, als die Häuser von Roslin in Sicht kamen!«

»Roslin bietet eben Schutz für jeden – aber es verlangt auch Gegenleistungen!«, sagte der Wirt listig.

»Schon gut! Ich verstehe! Ihr wollt also gesegnet werden – was habt ihr denn vor, ihr Unseligen?«

Atkinson erklärte es ihm. »Wir sind übrigens nicht unselig«, sagte er dann. »Jedes vernunftbegabte Geschöpf ist seinem Wesen nach selig, bis ihm das Gegenteil bewiesen wird, nicht wahr? Wir wollen aus Gründen der Vernunft geistlichen Beistand, auch für den Fall, dass es rau zugeht.«

»Auf dem Turnierplatz, meinst du? Ich soll meinen Segen geben dafür, um zu verhindern, dass es dort blutig zugehen wird?«

»Na ja, nicht ganz. Wir wollen uns wehren, wenn sich die Franzosen nicht an die Abmachungen halten. Wenn es dann blutige Nasen gibt, wollen wir dafür nicht verdammt werden.«

»Für Gewalt, ihr Lieben, kann ich meinen Segen nicht geben, das sollte euch klar sein! Euer Lehnsherr muss in diesem Kampf schon allein zurechtkommen! Er hätte sich nicht darauf einlassen sollen, wenn er das nicht kann!«

»Das sagst du nur, weil er in deinen Augen ein Ketzer ist, Priester. Aber das ist er nicht. Du verweigerst einem Christenmenschen deinen Beistand!«

»Mag sein, aber ob Ketzer oder nicht, kann jetzt nur noch der König entscheiden. Wenn er hinter eurem Lehnsherrn steht, dann kommt noch einmal zu mir, ihr Lieben! Aber nicht vorher!«

»Du bist hartherzig, Priester!«

»Ich bin gerecht! Nicht jeder kann einen Segen bekommen, man muss ihn sich verdienen.«

»Man könnte meinen, du hast jene Stelen anfertigen lassen, die unserem Wigtown so viel zu schaffen gemacht und uns alle hier in Roslin maßlos erschreckt haben. Sie stehen noch immer am Friedhof, niemand traut sich, sie anzufassen.«

»So etwas habe ich natürlich nicht getan, Atkinson! Pass auf, was du sagst!«

»Segnest du uns nun oder nicht?«

»Ich kann nicht! Aber weil wir gerade die letzten Sonntage im Jahreskreis feiern, kann ich etwas anderes für euch tun. Ich kann euch in meine Gebete über das endzeitliche Kommen Christi und die Auferweckung der Toten einschließen. Denn das unerwartete Ende kommt in dunklen Wintertagen wie diesen zu uns wie ein Dieb in der Nacht, das wisst ihr. Und so etwas soll euch nicht widerfahren! Mein Gnadengebet zu Allerseelen schließt das Gedenken an euer Tun mit ein! Und nun geht hin und tut, was ihr glaubt, tun zu müssen!«

»Du redest dich heraus, Priester!«, sagte Atkinson leise. »Du verweigerst uns deinen Beistand, das ist unchristlich.«

Der Priester erwiderte darauf nichts. Zum Wirt gewandt sagte er: »Schenke mir noch ein Glas ein, bevor ich gleich durch Dunkelheit und Eis nach Bonnyrigg zurückreiten muss, vorbei an Wolfsspuren im Schnee und so manchem unheimlichen Geist.«

»Wolfsspuren? Habt Ihr etwa welche gesehen?«, fragte der Wirt.

»Ja, viele. Ich habe sie nicht gezählt.«

»Könnten sie von etwa zwölf Tieren stammen?«

Der Priester überlegte. »Das ist durchaus möglich«, sagte er dann.

»Schenk ihm ein doppeltes Glas ein«, sagte Atkinson und erhob sich enttäuscht.

Der Priester trank, dann murmelte er: »Du hast deinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn Jesus, mit dem Öl der Freude gesalbt zum ewigen Priester und König der Schöpfung. Wenn einst die ganze Schöpfung seiner Herrschaft unterworfen ist, wird er dir, seinem Vater, das ewige, alles umfassende Reich übergeben.«

»Dann ist es zu spät!«, sagte Atkinson beim Hinausgehen. Seine Gefährten folgten ihm.

Die Fesseln schnitten ins Fleisch. Henri und Sean knieten im Sand des Turnierplatzes. Beide bluteten aus mehreren Wunden. Die französischen Soldaten umstanden die beiden Gefangenen mit drohend erhobenen Knüppeln. Leutnant Ciogar hatte Seans Kopf am Schopf nach hinten gerissen, sich über ihn gebeugt und starrte ihn nun mordlüstern an. Henri dankte dem Herrgott dafür, dass sie die Attacke der Kipper überlebt hatten. Sean schwieg in verbissener Wut.

Dass sie es tatsächlich gewagt haben, dachte Henri. Ich hätte ihnen nicht trauen dürfen. Er blickte zu der kleinen Tribüne hinüber, wo er undeutlich einige Zuschauer erkennen konnte, die aber keine Anstalten machten, in das Geschehen einzugreifen. Auch vom Zeltplatz her, wo sich Atkinson mit seinen Leuten aufhalten musste, kam keine Hilfe.

Wir sind zu wenige, dachte Henri mutlos.

Hauptmann Raymond hatte sich verarzten lassen. Er kam jetzt mit schwerem Stiefelschritt heran. Als Erstes trat er Henri in den Magen, dann schlug er ihm die Faust gegen die Schläfe. Mit einem dumpfen Laut fiel Henri mit dem Gesicht nach unten in den Sand. Raymond ließ ihn von seinen Schergen aufheben und auf die Füße stellen.

»Beweg dich, du Bastard!«, schrie Raymond. »Nicht, dass du mir hier schlapp machst. Wir treten nämlich jetzt eine lange Reise an. Darauf kannst du dich jetzt schon freuen.«

»Geht zur Hölle!«, sagte Sean mit fester Stimme.

Leutnant Ciogar schlug ihm ins Gesicht. Bevor er allerdings weitere Grausamkeiten begehen konnte, hielt Raymond ihn zurück.

»Holt die Pferde! Wir reiten ab!«, befahl er. »Ich möchte nicht, dass der Pöbel da drüben es sich doch noch einmal überlegt.«

Sie blickten zum Zeltplatz hinüber. Dort redete der Büttel heftig auf Atkinson und seine Leute ein. Er beschwor sie, nichts zu unternehmen. Es sei selbstmörderisch.

»Lasst die Franzosen abziehen. Sollen sie die beiden doch mitnehmen. Was geht es uns an? Danach kehrt hier zumindest endlich wieder Ruhe ein.«

»Ja, Grabesruhe!«, sagte Andrew. »Und Roslin kann sein Unheil allein ausbrüten.«

»Wir haben keine Chance gegen die Soldaten!«, sagte der Büttel verzweifelt. »Seht das doch ein! Eure Bürgerwehr ist viel zu gering besetzt! Wie viele seid ihr inzwischen? Zwölf Mann? Und allesamt unerfahren im Kampf! Sie machen euch nieder!«

»Er hat recht«, meldete sich Graham zu Wort. »Im Augenblick können wir nichts tun. Wir müssen sie ziehen lassen.«

»Diese verfluchten Hunde!«, sagte Atkinson.

Im gleichen Moment war Pferdegetrappel zu hören. Die Geräusche kamen aus Richtung des nördlichen Kampfplatzes. Jeder auf dem Turnierplatz wandte den Kopf und blickte gespannt dorthin. Und dann sahen alle das königliche Wappen, zahlreiche bunte Fahnen und geschmückte Pferde. Eine Schar bewaffneter und behelmter Männer näherte sich, angeführt von einem Mann in goldenem Umhang, der auf einem Schimmel saß: König Robert der Erste, genannt the Bruce.

Ein Raunen war unter den Anwesenden zu hören. Bei jedem löste der Anblick andere Gefühle aus. Henri und Sean verspürten nichts als Erleichterung. Ihre Freunde am Zeltplatz fielen auf die Knie und dankten dem Erlöser. Die Soldaten indes verfielen in Betriebsamkeit.

Sie packten ihre Gefangenen und schleiften sie vom Platz. Noch bevor der König mit seinem Gefolge dort erschien, waren die Franzosen bei ihren Pferden. Schon banden sie Henri und Sean auf zwei Lastgäulen fest und wollten sich in die Sättel schwingen, da traten Atkinson, Andrew, Graham und ihre kleine Schar heran.

»Halt!«, rief Atkinson. »Der König kommt! Wollt ihr ihn nicht begrüßen, wie es sich geziemt?«

Atkinson hatte so laut gesprochen, dass Raymond und die Seinen nicht anders konnten, als innezuhalten. Schon war die königliche Schar auf Sichtweite herangeritten. König Robert schickte zwei Marschälle voraus. Sie wirbelten viel Staub auf, als sie vor den Franzosen anhielten.

Leutnant Ciogar flüsterte seinem Hauptmann zu: »Machen wir gute Miene zum bösen Spiel! Ihr König kann nicht plötzlich gegen uns sein, wir werden ihn ganz offiziell um die Erlaubnis bitten, die Gefangenen mitzunehmen.«

»Ihr habt recht, Leutnant«, sagte Raymond. »Wir handeln in seinem Auftrag, so gibt es später keine Legenden.«

»Was geht hier vor?«, fragte einer der Marschälle knapp.

»Wir haben diese beiden Ketzer hier gefangen, wie Euer König uns befohlen hat. Er holte uns nach Schottland, damit wir hier reinen Tisch machen. Jetzt reiten wir nach Hause und nehmen das Lumpenpack mit.«

»Das hört sich gut an«, erwiderte der andere Marschall. »Aber entspricht es auch den Tatsachen?«

»Gewiss doch! Ihr zweifelt am Wort eines französischen Hauptmannes?«

» Klären wir die Angelegenheit im Angesicht des Königs! Steigt ab und kniet nieder, wie es sich geziemt!«

Die Soldaten taten widerstrebend wie ihnen geheißen. Sie zerrten auch die beiden Gefangenen in den Staub. So erwarteten alle den König und sein Gefolge.

König Robert wirkte imposant. Nur wer ihn genauer anzusehen gewagt hätte, hätte gesehen, dass Unsicherheit in seiner Miene lag. Er versuchte, die Lage einzuschätzen. Ehrwürdig hob er die Hand und sagte: »Sind das die Männer, auf die Ihr es abgesehen hattet, Hauptmann Raymond?«

»Ja, König Robert! Zwei gefährliche Ketzer!«

»Es ist Henri de Roslin, der ehemalige Besitzer dieser Burg. Ich erkenne ihn. Und der andere ist sein Knappe. Ein Templer und sein Gehilfe, nicht wahr? Kannst du sprechen, Henri?«

Henri hob den Kopf. Er blutete. König Robert sah es ungen. Er befahl einem seiner Reisigen, die Gesichter der Gefangenen zu säubern. Nachdem das geschehen war, wiederholte er seine Frage.

Henri schluckte und sagte mit klarer Stimme: »Ich danke Euch, dass Ihr zum Kampfplatz gekommen seid, mein König. Nun hoffe ich auf Gerechtigkeit.«

»Ich habe nichts gegen dich unternommen, Henri de Roslin, weil ich sehen wollte, wie der Kampf ausgeht. Jetzt sehe ich die Resultate. Und ich verstehe, dass sich die eine Seite nicht korrekt verhält, denn auf schottischen Turnierplätzen werden keine Gefangenen genommen. Aber freue dich nicht zu früh, Henri de Roslin! Denn du und deine Absichten, ihr seid nicht freigesprochen! In meinem Land geht es darum, die Freiheit zu pflegen und zu bewahren. Wir haben lange dafür gekämpft. Und wir wollen künftig vermeiden, in Intrigen hineingezogen zu werden, die uns schaden. Wie verhalten wir uns also in dieser Angelegenheit?«

»König Robert!«, sagte Hauptmann Raymond. »Ihr habt uns ins Land geholt, damit wir Euch vor Euren Feinden schützen. Das tun wir hiermit, denn dieser Mann ist ein Ketzer, und alle Ketzer sind Eure Feinde. Sobald wir mit ihm fertig sind, kümmern wir uns um den Rest.«

»Vielleicht war es ein Fehler, Franzosen ins Land zu holen«, sagte der König. »Ihr solltet euch um unsere gemeinsamen Feinde, die Engländer, kümmern. Aber nun höre ich, dass Frankreich eine neue Waffe entwickelt hat, die auch uns Schotten gefährlich werden kann, und ich kann keine Fremden mehr im Land dulden.«

»Mit Verlaub, was ist das für eine Waffe?«, fragte der Hauptmann listig.

»Ihr seid Franzose, Ihr kennt sie«, sagte König Robert ruhig. »Ihr nennt sie *Pot defer*, ein kleines Eisenrohr, das aussieht wie eine Flasche und aus dem mit Hilfe von Schwarzpulver ein Eisenbolzen abgefeuert wird, der mit einer dreieckigen Spitze versehen ist. In Southampton sind Franzosen, die diese verheerende Waffe eingesetzt haben, mit einem Stoßtrupp eingefallen, sie haben die Stadt geplündert und niedergebrannt. Seitdem ist nichts mehr wie zuvor. Auch schottischen Städten droht diese neue Gefahr. Und wir können im Moment nicht erkennen, welche gute Koalition sich daraus ergeben sollte.«

»Aber König Robert!«, sagte der Hauptmann. »Eine solche Waffe kenne ich nicht. Durchsucht uns! Wir besitzen nichts dergleichen!«

»Das mag sein, aber ihr seid auf der Seite der Leute, die diese furchtbare Waffe entwickelt haben. Und gerade hier in Roslin möchten wir keinen historischen Fehler begehen. Denn Roslin ist ein besonderer Ort, doch davon wisst ihr Franzosen nichts. Dieser unscheinbare Ort ist eines der Zentren meiner Herrschaft – würde ich mir sonst die Mühe machen, auf diesem Turnierplatz zu erscheinen?«

Henri hatte erstaunt den Kopf gehoben. Gab es doch noch Aussicht auf Gerechtigkeit? Aber wovon sprach der König? Gab es Dinge in diesem Ort, von denen selbst er nichts wusste?

»Davon hatten wir keine Ahnung«, beeilte sich der Hauptmann zu versichern. »Wir wollten Euch und Euer Volk nicht verletzen.«

»Wir ziehen uns ins Zeltlager zurück«, befahl der König. »Dort halten wir eine Sitzung ab, an deren Ende unser Entschluss stehen wird. Entweder ihr könnt dann mit euren Gefangenen abziehen, Franzosen. Oder aber wir nehmen euch in Haft. Lasst die Pferde zurück, und begeben euch unverzüglich zu den Zelten.«

Murrend machten die Franzosen Anstalten, dem Befehl nachzukommen. Den Gefangenen wurden die Fesseln abgenommen. Man stieß sie vor sich her. Atkinson nahm sie in Empfang und schirmte sie gegen die Franzosen ab.

Am Zeltplatz angekommen, saßen König Robert und seine Reisigen ab. Der König ließ sich einen einfachen Armsessel bringen.

Als alle auf Schemeln im Kreis saßen, sagte der König: »Bevor wir mit der Beratung beginnen und unser Urteil fällen, hört, was es mit Roslin auf sich hat. Und versteht, dass wir uns auf einem besonderen Boden befinden. Dieser Ort birgt tiefe Geheimnisse, von denen nur wenige Eingeweihte wissen.«

*Ende November 1320. Das Geheimnis von Roslin*

In ihrer schattigen Tiefe durchzog die steile, bewaldete Schlucht der Fluss Esk. Dort, wo das Tempelordenshaus Balantrodoch lag, vereinigte sich der Fluss mit einem Seitenarm. Wasserfälle stürzten von Felsen herab, hinter denen sich allerlei Höhlen und geheime Gänge verbargen. Dort gab es Verstecke, die von den wenigen Menschen, die sie kannten, seit Jahrhunderten genutzt wurden. Einige von ihnen enthielten große Geheimnisse. Durch die Felsen zu beiden Seiten des Wassers zogen sich labyrinthartige Gänge, die bis tief in die Erde hinabreichten. Und ebendiese nutzten Robert the Bruce und seine Männer als Hinterhalt im Kampf gegen die übermächtigen Engländer. Oft findet man dort heute noch Dinge, die sie zurückgelassen haben – Pfeilspitzen etwa oder andere soldatische Gerätschaften –, die die Leute dazu anregen, an langen Winterabenden vor flackernden Feuern lebhaft Geschichten zu erzählen.

Am Ende dieser Schlucht liegt Roslin, ein kleines friedliches Dorf mit einem für seine christlichen Bewohner großen Makel: Es gibt dort keine Kirche. Immer wieder wurde der Bau einer solchen vom Schicksal vereitelt. Lange munkelte man, dass dies durchaus seinen Grund habe. Roslin sei für etwas ganz Besonderes vorgesehen, man müsse nur Geduld haben und abwarten. Eines Tages, wenn die Zeit reif sei, käme jemand, der eine Bauhütte errichten und eine Kathedrale bauen würde, die einen ganz besonderen Schatz enthalte.

Es war Robert the Bruce, der junge Rebell, welcher gegen die englische Krone kämpfte und der über den Plan verfügte, nach dem die Kirche gebaut werden sollte. Doch das wussten die Bewohner von Roslin natürlich nicht.

In der Umgebung von Roslin gab es Ansiedlungen des Tempelordens und viele Geistliche, die mit ihnen sympathisierten. Darüber hinaus unterstützten diese Geistlichen die Sache von Robert the Bruce. Vor allem William de Saint-Clair, der Bischof von Dunkeid, stand auf der Seite der schottischen Rebellen. Er und andere Kirchenmänner unterstützten den aufstrebenden Machthaber und dessen Männer, die sich in den labyrinthartigen Höhlengängen bei Roslin versteckt hielten. Sie unterstützten sie mit Wort und Tat, und die Tat bestand hauptsächlich im Ansammeln von Reichtümern, großen Reichtümern.

Die von Robert the Bruce geplante Kirche konnte damit vorerst allerdings nicht gebaut werden, denn der Bürgerkrieg war in vollem Gange, das Land stürzte von einer Krise in die nächste, der Blutzoll dünnte das Land aus. Der junge schottische König hatte Mühe, die Anzahl seiner Streiter auf einem Niveau zu halten, das Widerstand gegen die truppenstarken Engländer ermöglichte. In die schottische Armee traten zu jener Zeit sogar Handwerker ein. Steinmetze und Maurer, Schmiede und Schneider, Holzarbeiter und Gerber, Schlachter und Goldschmiede. Man drückte ihnen Waffen in die Hände und setzte sie auf Pferde. Schottland brauchte jeden Mann.

In der Zwischenzeit erlangte König Robert durch die Vermittlung eines Getreuen, des Priesters James Wigtown, Handhabe über die im Besitz der englischen Templer befindlichen Schätze. Es waren enorme Reichtümer, die die englischen Templer allein niemals angehäuft haben konnten. Woher sie kamen, wusste jedoch niemand. Aus dem Heiligen

Land? Aus einer Gralsburg in der fränkischen Provence? Aus dem Tempelbezirk von London? Aus einer schottischen Komturei?

Man lagerte den unvorstellbaren Reichtum zunächst in den Höhlenlabyrinthen in der Schlucht der Esk. Später verbrachte man ihn dann in eine Höhle im Moor von Roslin. Um ihn vor Plünderungen zu schützen, schüttete man den Höhlenausgang zu. Einen zweiten Ausgang, den man als Wasserstelle oder Brunnen tarnte, ließ man allerdings offen. Nur Wigtown und seine Helfer kannten die Stelle. Und natürlich König Robert.

Der sagenhafte Tempelerschatz sollte der Verteidigung der schottischen Unabhängigkeit dienen. Und sobald diese errungen war, sollte von den Resten König Roberts Plan verwirklicht und in Roslin eine Kirche erbaut werden. Eine Kirche, die sowohl an die keltischen Ursprünge Schottlands erinnerte als auch an den inzwischen verfemten Templerorden.

Ein Plan für diese Kirche existierte, wie gesagt, bereits. Robert the Bruce hatte ihn gemeinsam mit Priester Wigtown entworfen, auf der Grundlage der Baupläne des alten Tempels des Königs Salomo in Jerusalem, die sie von einem Graf aus der Champagne erhalten hatten. Am Bauplatz der Kirche, die aus einem einzigen großen Hauptschiff mit einer Krypta bestehen sollte, lagerte man einen Teil des Tempelerschatzes. Er sollte das reiche und gottgefällige Fundament für das neue Heiligtum bilden. Aber noch konnte es nicht begonnen werden. Und es kam noch schlimmer.

Wigtown starb, und der Krieg zwischen Schotten, Engländern und Franzosen ebte nie ganz ab, sondern schwoll zwischenzeitlich sogar noch einmal an. So war niemand mehr da, eine Kirche zu bauen oder den Schatz zu heben, mit dem ihre Erbauung finanziert werden sollte.

Ein unvorhersehbarer Zufall spielte irgendwann einem Mann namens Butcher, der ein böses Schicksal erlitten hatte, elf

hervorragend gearbeitete Steinstelen in die Hand. Wer diese Stelen einst gefertigt hatte, blieb ungewiss. Anhand der Abbildungen ist allerdings zu vermuten, dass es sich um einen Steinmetz aus dem inneren Bereich des Tempels gehandelt haben muss, denn eine der Stelen zeigte einen Tempeler, der einen Kandidaten in den inneren Kreis einführt. Eine andere zeigte William de Saint-Clair, den Urahn der Familie Saint-Clair, der auch ein Vorfahr Henri de Roslins ist.

Einem niederträchtigen Einfall folgend, ließ Butcher nun von einem Steinmetz aus Bonnyrigg eine weitere, zwölfte Stele anfertigen. Sie zeigte einen Mann, der von einem Wolf zu Tode gebissen wurde. Das Opfer trug ohne Zweifel das Gesicht von James Wigtown. Das war – wohlgemerkt – zu einem Zeitpunkt, als Wigtown noch lebte. Butcher fügte diese Stele den anderen hinzu und ließ sie Wigtown zukommen. In dem Wissen, dass als Schmuck für die neue Kirche ebenfalls zwölf Steinstelen angefertigt werden sollten, nahm Wigtown sie an. Jeder mag sich selbst vorstellen, was in dem armen Mann vorgegangen ist, als er die zwölfte Stele sah, die offenbar seinen eigenen Tod verkündete. Ein übler Trick. Aber er funktionierte. Wigtown glaubte fortan, mit einem Fluch belegt worden zu sein, und wurde zusehends verrückter. Da der Schreck allein den Priester allerdings nicht tötete, musste Butcher nachhelfen. Er ermordete ihn schließlich eines Nachts auf der Burg Roslin und stellte es so dar, als habe ein unsichtbarer Wolf ihn getötet.

Kurz bevor Henri de Roslin in seine Heimat zurückkehrte, geschah außerdem Folgendes: Als im Jahr des Herrn 1314 die Schlacht von Bannockburn geschlagen wurde, rückten Schottland und Frankreich zusammen. Ihr gemeinsamer Feind hieß England. Die Armee von König Robert war kurz zuvor durch ehemalige Tempelritter verstärkt worden, die auf der Flucht vor ihren Häschern nach Schottland gekommen waren.

In Argyll schlugen sie eine Entscheidungsschlacht. Dann zogen sie weiter nach Bannockburn. Und siegten. Seitdem ist die Geschichte des Tempelordens fest verbunden mit den Geschicken des schottischen Königsthrons.

Es waren vor allem französische Templer, die den Schotten beistanden. Sie kämpften am leidenschaftlichsten. Das mochte allerdings auch daran liegen, dass die Schotten einige Jahrzehnte zuvor bereits einmal den Franzosen zu Hilfe geeilt waren, nämlich als sie Johanna von Orleans und Orleans selbst aus der Umklammerung durch englische Königstruppen befreit hatten. Als sich der neugewählte König Robert später dann erneut gegen die Engländer zu wehren hatte, lag es nahe, die Franzosen an ihre Bündnistreue zu erinnern. So kamen mehrere französische Stoßtrupps ins Land, die den Engländern empfindliche Niederlagen beibrachten. Aber sie maßten sich durch diese Erfolge auch eine Macht an, die Robert Bruce nicht gestatten konnte. Er brauchte sie – und er musste sie im Zaum halten.

Als die Franzosen schließlich erneut nach Schottland kamen, um versprengte Templer zu fassen und auf das Pariser Schafott zu führen, musste sich der König entscheiden. Welche Treue war mehr wert, die der Franzosen oder die der Tempelritter, die seinen Kampf so tatkräftig unterstützt hatten?

Und König Robert der Erste, genannt the Bruce, entschied sich.

*Ende November 1320. Die Erkenntnis*

Henri war sprachlos. Er blickte von einem zum anderen. Die Sonne begann allmählich zu sinken. Es wurde wieder kälter, aber Schneewolken waren nicht zu sehen. König Robert hatte seine Erzählung beendet und winkte einen Bediensteten zu sich. Der Mundschenk brachte ihm einen Becher Wein, den er vorher gekostet hatte. Und der König trank.

Henri schüttelte den Griff eines Franzosen ab. Als der Soldat nachfasste, stieß ihn Henri zurück. Sean tat es ihm gleich. Sie waren freie Bürger in ihrem eigenen Land. Und der König musste nun zeigen, zu welcher Partei er hielt.

Henri hatte von all den Dingen, die der König erzählte, nichts gewusst, wenngleich er in mancher Beziehung einen leisen Verdacht gehegt hatte. Und auch Hauptmann Raymond schien völlig überrascht zu sein.

»König!«, rief er mit lauter Stimme, die sowohl seine Entschlossenheit als auch seine Unsicherheit in Bezug auf die Entscheidung König Roberts zum Ausdruck brachte. »Ihr wisst, wir hatten eine Abmachung. Haltet Euch daran! Ganz gleich, wie Ihr Euch zukünftig entscheiden werdet: Wir werden jetzt mit unseren Gefangenen abziehen. Aber keine Angst, danach kehren wir nie wieder. Wir haben euch Schotten ohnehin schon viel zu oft geholfen.«

König Roberts Stirn umwölkte sich. Er beugte sich in seinem Stuhl vor, schwieg aber. Er wies seinen Seneschall an zu sprechen. Henri wusste, in den nächsten Momenten entschied sich sein Schicksal.

Der Seneschall machte ein finsternes Gesicht. Er zog ein engbeschriebenes Pergament aus seinem Mantel, hielt es hoch, damit es alle sehen konnten, und öffnete die Lippen. Aber bevor er etwas sagen konnte, geschah etwas, das alle Anwesenden überraschte: Von allen Seiten näherten sich Gestalten, sie kamen aus den umliegenden Wäldern und traten neben dem Zeltplatz und der Tribüne in Erscheinung. Die hochgestellten Herren beachteten sie zunächst nicht. Doch sie waren so zahlreich und kamen immer näher, dass ihre Anwesenheit bald nicht mehr zu übersehen war. Es waren graue, teilweise ärmliche Gestalten, an deren Gesichtern und Körpern man die Spuren harter Arbeit und schwerer Krankheiten ablesen konnte. Obwohl einige von ihnen noch recht jung waren, besaßen sie nicht die kräftigen Körper von Soldaten, aber sie trugen schwere Knüppel in den Händen. Und ihre Mienen ließen erkennen, dass sie diese gebrauchen wollten.

Atkinson und Andrew führten je eine Gruppe, der Jagdaufseher eine weitere. Die Männer ließen sich nicht beirren. Selbst als der König die Hände hob, um ihnen Einhalt zu gebieten, gingen sie weiter. Sie kreisten die französischen Soldaten ein. Und was zunächst niemand für möglich gehalten hatte, geschah: Die Männer um Atkinson, einfache, ungebildete Bauern, die im Gebrauch von Waffen gänzlich ungeübt waren, begannen auf die Soldaten einzuschlagen.

Die Schläge prasselten in kurzen Abständen auf die überraschten Franzosen nieder. Erst, als ihr Hauptmann sein Schwert aus der Scheide zog, erwachten die Soldaten aus ihrer Lähmung.

Gerade, als man glaubte, Atkinsons Bürgerwehr fehle die Kraft, den Kampf zu beenden, brach eine zweite Welle heran. Männer, jetzt meistens junge, stürmten auf die Soldaten zu. König Robert gab seinem Gefolge ein Zeichen und zog sich

zurück. Seine Soldaten griffen nicht ein. Sein Seneschall raunte Henri zu, er werde am nächsten Tag in Edinburgh erwartet. Dann setzte sich der königliche Tross in Bewegung.

Die Bürgerwehr aus Roslin drängte die französischen Soldaten zurück, Schritt für Schritt. Ihre Wut auf die Söldner und ehrlosen Eindringlinge beflügelte sie. Und als Henri de Roslin, begleitet von seinem Knappen, mit einem ihm zugeworfenen Knüppel in den Kampf eingriff, wendete sich das Blatt endgültig zugunsten der Schotten. Die Franzosen begriffen, dass es ein gefährlicher Moment war. Sie wichen zurück. Doch sie kamen nicht weit. Eine zusätzliche Schar von Ortsbewohnern war aufmarschiert und versperrte ihnen den Rückzug. Die Franzosen saßen in der Falle.

Es drohte ein Blutbad zu werden. Der Zorn der Leute von Roslin auf die Eindringlinge war übermächtig. Jeder war bereit, einen Franzosen totzuschlagen. Raymond und Ciogar standen mit bleichen Gesichtern in der Mitte ihrer Truppe, sie hatten mit ihrem Leben bereits abgeschlossen.

Doch Henri gebot den Leuten Einhalt.

»Lasst uns nicht so grausam sein, wie die Franzosen es mit Sicherheit wären!«, rief er über die Köpfe der Hundertschaft hinweg. »Uns Schotten ist die Bedeutung des Wortes Ehre besser bekannt als ihnen, die es täglich im Munde führen. Lasst sie also ziehen!«

»Aber sie werden zurückkehren, mit weitaus mehr Soldaten als jetzt!«

»Das glaube ich nicht«, rief Henri mit seiner sonoren, lauten Stimme, die weit über den Turnierplatz schallte. »Unser König hat gezeigt, dass er zu uns steht. Ihr alle habt seine Geschichte gehört. Er wird den Franzosen in Schottland keine Befugnisse mehr gewähren.«

»Wenn es nur so wäre!«, rief ein Bauer.

»Lasst sie ziehen, Männer! Verfolgt sie bis in ihr Lager, achtet darauf, dass sie ihre Sachen zusammenpacken und verschwinden. Aber vergeht euch nicht an ihnen, sie sind es nicht wert!«

»Spielt nicht den Edelmann, Henri de Roslin!«, schrie Hauptmann Raymond voller Hass. »Diesmal habt Ihr gewonnen, aber das nächste Mal kommt bestimmt!«

»Da hast du es gehört, Henri!«, rief Sean. »Sie werden niemals aufgeben! Eines Tages kommen sie zurück, um sich zu rächen!«

»Schlagt sie tot!«, rief ein junger Bauer.

»Nein!«, sagte Henri ruhig. »Ich danke euch allen, Männer und Frauen von Roslin! Ihr habt mir und meinem Knappen das Leben gerettet, das werde ich euch nie vergessen! Aber nun hört auf mich! Geleitet die Franzosen in ihr Lager. Sie sollen ihre Waffen hier lassen und wie ihr zu Fuß gehen, ihre Pferde behalten wir. Bewacht sie in ihrem Lager, bis sie abziehen. Dann kehrt nach Roslin zurück und erstattet mir Bericht.«

»In Ordnung«, rief Atkinson. »So soll es sein. Unser Lehnsherr will es so!«

Die Pferde der Franzosen wurden eingesammelt. Die Soldaten mussten ihre Waffen abgeben. Man schichtete die Knüppel, Messer und Schwerter auf einen Haufen und legte ein Feuer daran. Als die Flammen hoch aufloderten, brach ein Freudengeheul los. Einige Frauen rafften ihre Röcke und tanzten um die Flammen. Ihre Männer trieben die Franzosen zum Aufbruch an.

Hauptmann Raymond und Leutnant Ciogar standen reglos da, mit bleichen Gesichtern und herabhängenden Armen, die Hände zu Fäusten geballt, sahen sie dem Treiben zu. Bevor sie abmarschierten, spuckte der Hauptmann Henri vor die Füße. Henri ließ sich davon nicht provozieren, sagte aber: »Wenn du

mir noch einmal über den Weg läufst, Raymond, werde ich dich töten, so wahr mir Gott helfe.«

Henri, Sean und einige andere Helfer, die in Roslin zurückblieben, blickten den abziehenden Franzosen so lange hinterher, bis sie im Waldstück hinter Roslin verschwunden waren. Dann taten sie, was getan werden musste.

Wolken zogen auf, es begann zu schneien. Im Wald von Roslin fielen die Flocken so dicht, dass die Leute der Bürgerwehr einen engeren Kreis um die Gefangenen schlossen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Hundert Männer geleiteten die wilde Schar von dreißig Franzosen in ihr Lager zurück. Der alte Atkinson führte sie. Er umkreiste die Gefangenen immer wieder wie ein Hütehund, denn er ahnte, dass sie nicht widerstandslos abziehen wollten. In diesen Männern steckten zu viel Hass und Grausamkeit.

Mitten im Wald geschah es dann. Ohne Vorwarnung sprang ein Soldat einem Bauern an die Kehle. Er würgte ihn, griff einen Stein und erschlug den Mann. Wie auf Kommando fielen nun auch seine Kameraden über die Bewacher her.

Atkinson war darauf vorbereitet. Er hatte den Franzosen von Anfang an misstraut. Er schrie seinen Männern zu, rücksichtslos vorzugehen. Bevor ein weiterer von ihnen starb, sollten die Bastarde aus Frankreich draufgehen.

Die Franzosen kämpften um ihr nacktes Überleben. Einem gelang es, im verschneiten Unterholz zu entkommen. Die Männer der Bürgerwehr setzten ihre Waffen, Knüppel, Mistgabeln und Dreschflegel, ein. Nachdem es zunächst so ausgesehen hatte, als könnten die Franzosen sich den Weg freikämpfen, schlossen Atkinsons Leute den Kreis um sie wieder enger. Sie kämpften wie die Wölfe, bis sie die Gefangenen erneut in ihrer Gewalt hatten.

Den Franzosen war klar, dass sie nach diesem Vorfall keine Gnade mehr zu erwarten hatten. Hauptmann Raymond befahl ihnen, zum Lager zu flüchten. Seine Männer taten, was sie konnten. Sie sprangen ihre Bewacher an, traten sie in den Schnee und setzten über sie hinweg. Aber die Hälfte der Ausreißer wurde von den zorngefüllten Einwohnern Roslins niedergemacht.

Der Schnee färbte sich rot wie ein königlicher Purpurmantel. Tote und Verletzte blieben darin liegen. Atkinson gab Anweisung, dass einige Männer zurückbleiben und bei den Verletzten Wache halten sollten. Der Rest verfolgte die Flüchtigen.

Es ging über Stock und Stein durch das verschneite Unterholz. Weiter vorne sprangen die Franzosen wie die Hasen durch den Wald. Wenn sie einmal außer Sichtweite gerieten, blieben ihre Spuren deutlich im Schnee zurück.

Als das Lager in Sicht kam, schrien die Franzosen ihren dort zurückgebliebenen Kumpanen zu, ihnen zu Hilfe zu eilen und die verbliebenen Pferde zu satteln. Gleich darauf stürmten mehrere Männer und Frauen aus den Zelten. Es waren zusammengenommen nicht mehr als ein Dutzend. Als die Lagerinsassen mit den Flüchtenden zusammentrafen, gab es eine große Verwirrung. Und Atkinsons Männer nahten, ihre Vorhut erreichte schon den Lagerrand. Sie sammelten sich in einer Reihe. Mit ihren primitiven Waffen marschierten sie langsam ein.

Plötzlich war ein markerschütterndes Geheul zu hören. Die Männer von der Bürgerwehr wussten nicht sogleich, woher es kam, sahen dann aber die großen Gatter hinter den Zelten, zur Nordseite des Lagers hin.

»Wölfe!«, schrie der Jagdaufseher.

Die Männer blieben erschrocken stehen. Waren die Franzosen mit jenen furchtbaren Bestien im Bunde, die in Roslin Unheil gestiftet hatten?

»Die Werwölfe!«, schrie ein Bauer. »Da sind sie!«

Der Anblick traf sie unverhofft. In den Gehegen, die von mehr als mannshohen, nach innen abgeschrägten und verzahnten Weidenstangen umzäunt waren, sprang ein gutes Dutzend weißgrauer Wölfe herum. Sie hatten ihre Lippen zurück- und die Schwänze eingezogen. Es waren keine Werwölfe, es waren ausgehungerte, von den Franzosen abgerichtete Tiere, Kampfwölfe, wie der Jagdaufseher erkannte.

Atkinson rief seine Männer zur Vernunft. »Es sind Wölfe, keine Ungeheuer! Treibt die Franzosen in die Gehege. Sie und ihre verdammten Kreaturen sollen sich gegenseitig zerfleischen!«

»Atkinson hat recht!«, rief ein Bauer. »Wir dürfen kein Mitleid mit diesen Männern haben, sie haben es auch nicht gehabt. Sie sollen an ihren eigenen Grausamkeiten verrecken!«

Und so trieben Atkinsons Männer die Soldaten in Richtung der Gehege. Einige Franzosen schnappten sich eine der Frauen, die noch im Lager waren, um sie als Geiseln zu nehmen. Als sie dann vor dem Gehege standen, flehten sie um ihr Leben und hielten die Frauen vor sich. Atkinson befahl ihnen, die Frauen loszulassen. Doch die Franzosen dachten gar nicht daran. Man musste mit Waffengewalt nachhelfen, bis die Frauen schließlich weglaufen konnten. Atkinson selbst öffnete eine kleine Tür im größten Gehege. Dann trieb man die Franzosen hinein.

Viele Gefangene heulten jetzt wie Kinder. Einige stießen wilde Flüche aus. Als alle Franzosen im Gehege waren, wurde die Tür geschlossen. Die Männer von der Bürgerwehr reiheten sich außen um die Zäune auf. Sie sahen zu, wie sich Soldaten

und Wölfe umkreisten. Schon nach kurzer Zeit sprang ein Tier einem Soldaten an die Gurgel und biss sich daran fest. In seine Todesschreie hinein befahl Hauptmann Raymond einem seiner Leute, offenbar dem Wolfsführer, endlich etwas zu tun. Der Mann griff nach einer Peitsche, die innerhalb des Geheges lag, und hielt die Wölfe in Schach. Nach und nach wurden die Tiere ruhiger. Sie kniffen die Schwänze zwischen die Hinterläufe und zogen sich an den Rand des Geheges zurück. Dann legten sie sich in den Schnee, die Schnauze auf den Vorderläufen. Der Wolfsführer hielt sie mit der Peitsche in Schach.

Atkinson zählte. Es waren insgesamt siebzehn dressierte Kampfwölfe. Allein ihretwegen hasste er die Franzosen nun noch mehr. Wer so in die Natur eingriff, um Unheil zu stiften, der war in seinen Augen wahrhaft gottlos.

»Sind es die Wölfe, die Wigtown gehörten?«, flüsterte Andrew ihm von der Seite zu.

»Wigtown besaß keine Wölfe. Diese Tiere hat man im Moor und in den umliegenden Wäldern gefangen, es gibt ja genug davon«, vermutete Atkinson.

»Und die beiden riesigen, dunkelgrauen Bestien, die mehrere Menschen auf dem Kerbholz hatten? Woher kamen die? Das sind wahre Ungeheuer gewesen!« Andrew schüttelte sich bei der Erinnerung an die beiden Tiere, die er in Roslin gesehen hatte, eines hatte den Schafhirten getötet, das andere hatte Henri de Roslin niedergemacht.

»Das könnten tatsächlich Wigtowns Tiere gewesen sein«, überlegte Atkinson, während er gebannt das Treiben im Gatter verfolgte. »Er besaß drei Hunde, wie wir wissen. Alle drei verschwanden kurz nach seinem Tod. Man munkelte, sie hätten sich mit Wölfen gepaart. Und wir Bauern wissen doch, was aus Hunden wird, die sich mit wilden Bestien paaren – schlimmere Untiere, als es Wölfe jemals sein können.«

»Dann gäbe es da draußen also mindestens noch eine dritte Bestie, die frei herumläuft, denn eine andere fanden Moorbauern ja auch im Moor verendet«, meinte Andrew mit sorgenvoller Stimme. »Wenn das stimmt, müssen wir nach Roslin zurück. Alle wehrhaften Männer sind jetzt hier, das Dorf ist wehrlos. Die Bestie kann jederzeit in unsere Häuser einfallen.«

»Die wahren Wölfe sind hier«, meinte Atkinson und deutete mit dem Kinn auf das Gehege. »Die Tiere tun, was ihnen befohlen wird. Die Franzosen haben sie darauf abgerichtet zu töten, das ist eindeutig, und dafür sollte man sie töten.«

»Wir sollten sie töten!«, sagte Andrew leise.

»Diese Entscheidung sollten wir dem Lehnsherrn überlassen!«, sagte Atkinson. »Wir ziehen uns zurück. Einige bleiben im Lager und bewachen es. Wenn sich Wölfe und Soldaten gegenseitig angreifen, sollen sie nicht einschreiten. Ich denke, das ist ihre gerechte Strafe.«

Andrew nickte, und dann schüttelte er den Kopf. »Dass es so kommen musste!« Er konnte es immer noch nicht fassen.

»Bereiten wir alles für den Rückzug vor«, meinte Atkinson. »Je schneller wir nach Roslin zurückkehren, desto besser.«

Im Gehege erhob sich neues Geheul. Ein großer, grauer Wolf war aufgestanden. Er stand mit zitternden Flanken da und beobachtete die Soldaten. Unter den Männern entstand Panik.

»Lasst uns wenigstens unsere Waffen, damit wir um unser Leben kämpfen können!«, schrie einer.

Aber Atkinson sagte nur: »Asche zu Asche! Staub zu Staub!«

In der Burg lag ein Brief. Als Henri und Sean dort eintrafen, überreichte der Verwalter das an Henri de Roslin gerichtete Schreiben. Es kam von Joshua. Henri riss das Pergament auf.

Er freute sich beim Anblick der vertrauten, schwungvollen, aber genau gesetzten Handschrift.

Joshua bat ihn, nach London zu kommen. Der Freund sollte für eine jüdische Untergrundgemeinde eine geheime Synagoge einweihen, wozu er nach York reisen musste. Er bat Henri, ihm dabei zur Seite zu stehen.

Henri war erleichtert, Joshua ging es offensichtlich gut. Er gab Sean das Schreiben, damit er es auch lesen konnte. Sean freute sich besonders über die Stelle, an der Joshua schrieb, er habe eine neue Brille bekommen, die einen Bügel aus Kupfer besaß und deshalb nicht mehr schief sitzen konnte.

»Was wirst du tun, Herr Henri?«, fragte Sean.

»Ich will abwarten, was die Vorladung bei König Robert ergibt«, erwiderte Henri. »Erst danach werde ich entscheiden, wohin mich meine Wege führen. Joshuas Wunsch hat natürlich Vorrang, aber vielleicht hat das Schicksal – oder der König – anderes mit mir vor.«

»Ich werde mich bis dahin um unsere Pferde und Waffen kümmern«, bot Sean an.

»Sehr gut, mein Knappe! Am Abend bin ich wieder zurück.«

»Von wo zurück? Wohin willst du, Herr Henri?«

»Einen Schatz bergen. Denn wenn ich morgen zu meinem König reite, will ich ihm deutlich vor Augen halten, weshalb er nicht nur auf der Seite der Templer, sondern auch auf der seines Volkes sein sollte.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Sean.

»Du wirst es schon verstehen, mein Knappe!«, sagte Henri lächelnd. »Jetzt saddle mir mein Pferd, damit ich aufbrechen kann. Denn ich muss dort sein, bevor es dunkel wird.«

»Willst du dem König alles überreichen?«

»Nein, gewiss nicht. Nur einen Teil – den nämlich, den ich tragen kann. Und das ist schon mehr als genug. Der Rest bleibt

dort, wo er liegt. Und eines Tages wird man damit die armen Bauern unterstützen und in Roslin endlich eine Kirche bauen.«

»Du denkst immer an andere, nie an dich«, sagte Sean vorwurfsvoll.

»Wie meinst du das?«

»Du reitest bei Eiseskälte ins Moor, weil du es dem König recht machen willst. Stattdessen könnten wir uns gemütlich vor den Kamin setzen und etwas Warmes essen!«

»Wie alt bist du, mein Knappe?«

»Neunzehn, Herr Henri, wieso fragst du?«

»Du sprichst wie ein alter Mann, der es sich bequem machen will. Sattle mein Pferd!«

Der Tag wurde zunehmend rauer und nebliger, der November machte seinem Ruf alle Ehre. Vor Henri erstreckte sich das Moor, und hindurch führten die schmalen Wege und Flecken festen Bodens, die er seit seiner Jugend in Roslin kannte. Früher hatte er mit anderen Burschen auf diesen Moorinseln, wie man sie nannte, gespielt. Und einmal war es dabei auch zu einem tödlichen Unfall gekommen. Er hatte ihn nicht verhindern können.

Seit dieser Zeit kannte Henri das Moor genau. In den letzten Wochen schienen die Schlammpflanzen üppig gewuchert zu sein. Jedenfalls hatte er sie zuvor nicht bemerkt, an manchen Stellen hatte sich auch graugrünes Schilf gebildet wie an einem Seeufer.

Als Henris Pferd bis zu den Knien einsank, hatte Henri Sorge, vom Weg abgekommen zu sein. Aber der Hengst schüttelte sich nur und trabte weiter.

Das Moor schien durch die Feuchtigkeit des Novembermonats mehr Wasser gezogen zu haben als üblich. Es wogte und bebte ständig, als sei es eine lebendige Masse,

und es schmatzte unter Henris Stiefeln. Jetzt, wo Henri ein Stück des Weges neben seinem Pferd zu Fuß ging, spürte er, wie scheinbar unsichtbare Hände bei jedem Schritt versuchten, sich an seinen Stiefeln festzukrallen und ihn in die Tiefe zu ziehen. Das Moor griff nach ihm.

Henri schüttelte das unguete Gefühl ab. Er saß wieder auf und achtete genau auf seinen Weg. Da hörte er wieder diesen schrecklichen Laut, den er schon einmal gehört hatte, als er die Spuren des großen, dunkelgrauen Wolfes verfolgt hatte. Es klang wie ein durchdringender, heiserer Hilferuf, der in eine Art Schluchzen mündete und in einem Murmeln endete.

Henri verhielt sein Pferd. Es war sehr unruhig, und Henri flüsterte ihm beruhigend zu. Er lauschte. Doch alles blieb still. Henri sagte sich, dass ihm seine Nerven einen Streich gespielt hatten, und setzte seinen Weg zur Höhle fort.

Nach einer Weile erreichte er sein Ziel. Henri band das Pferd kurz neben dem Eingang fest. Dabei fiel sein Blick auf ein Büschel schwarzbrauner Haare, die sich in einem Busch verheddert hatten. Henri trat näher und besah sie sich. Sie gehörten mit Sicherheit einem Tier, vielleicht einem Wolf.

Nun gut, dachte Henri, das Moor ist nicht tot, Tiere gibt es hier überall. Er schulterte seine Ledertasche und entzündete die Fackel, die er mitgenommen hatte. Mit gespannter Erwartung betrat er die Höhle. Hier sah er noch die Überreste des Feuers, das er mit Sean und Jeanie gemacht hatte, ebenso die Stelle, an der Jeanie gestorben war. Blut war in den Untergrund eingesickert und bildete dort bräunliche Flecken.

Henri tastete sich langsam vorwärts. Er bewegte die Fackel hin und her, um eventuelle Hindernisse am Boden rechtzeitig zu erkennen, der Lichtschein der Fackel tanzte über die Felswände, wobei sich gespenstische Formen bildeten.

Von Zeit zu Zeit blieb Henri stehen und lauschte. Vor sich, in der Dunkelheit, hörte er ein Rascheln. Vielleicht auch ein

Knurren, das tiefe, heisere Röcheln aus einem Tierschlund? Henri konnte es nicht genau erkennen. Und dann war wieder alles ruhig. Nur Stille und Dunkelheit lagen vor ihm.

Henri ging langsam weiter. Bilder der Erinnerung stiegen in ihm auf. Er sah Sean und Jeanie am Höhleneingang gegen die eindringenden Wölfe kämpfen. Der Lichtschein der Flammen hinter ihnen hatte sie wie schwarze Löcher im Feuer erscheinen lassen, die irrwitzig umhertanzten. Die arme Jeanie!

Henri tastete sich voran. Jetzt hatte er die Stelle erreicht, wo die auf dem Boden liegenden Knochen eine lückenlose Schicht bildeten. Henri blickte nach vorn. Dort hinten musste der versteckte Schatz liegen. Wenn seine Erinnerung ihn nicht täuschte, würde er nach einer leichten Rechtskrümmung gleich auf der linken Seite sichtbar werden.

Und genauso war es. Als er um den Felsen herumgegangen war, kamen die Kästen und Säckchen sofort in Sicht. Henri atmete erleichtert auf.

Henri nahm seine Ledertasche von der Schulter, um sie mit Münzen, Gold und Schmuck zu füllen. Die Fackel störte ihn dabei nur, daher stellte er sie schräg gegen den Felsen, von wo aus sie ihm noch ausreichend Licht spendete.

Im gleichen Moment schlich ein kohlrabenschwarzes Etwas an ihm vorbei. Henri sah es nur flüchtig aus den Augenwinkeln, es war mehr ein Schatten als etwas Körperliches. Er ließ sofort die Ledertasche fallen, griff nach der Fackel und nach seinem Schwert. Dann wandte er sich um und starrte entgeistert dorthin, wo das unheimliche Etwas aufgetaucht war. Henri hatte keine Angst, aber er war nicht sicher, ob seine Kräfte wirklich ausreichten, um sich gegen unbekannte Gefahren und Feinde zu behaupten. Und das hier vor ihm war in der Tat etwas ihm völlig Unbekanntes.

Dort, an der gegenüberliegenden Felswand, erblickte er eine schauerliche Erscheinung. Es war ein Wolf, aber so groß, wie

er noch nie einen gesehen hatte. Der Wolf von Roslin, schoss es Henri durch den Kopf. Das ist der richtige. Die Bestie, nach der alle gesucht haben. Alle anderen Tiere, die er bisher gesehen hatte, waren dagegen harmlos. Henri wusste, dass es nun einen Kampf auf Leben und Tod geben würde.

Das Tier war groß wie ein Kalb. Es hatte einen grauenvollen Kopf, einen mächtigen, formlosen Schädel mit einer wulstigen Stirn. Das Maul war spitz und breit zugleich, und darin blitzte ein tödliches Gebiss, dessen einzelne Zähne schärfer schienen als das schärfste Messer, das Henri je gesehen hatte. Er traute seinen Augen nicht. Etwas Wilderes und Grauenhafteres konnte er sich nicht vorstellen. Aber dann machte ihn etwas stutzig.

Das Tier stand völlig unbeweglich da. Und als Henri die Fackel hob, sah er, dass über seinen Kopf eine Art Kapuze gezogen war. Der Anblick des mächtigen Schädels täuschte, darunter mochte sich ein deutlich weniger grauenerregender Kopf befinden. Wer, zum Teufel, hatte dem Wolf diese Kapuze übergezogen?

Das Tier warf den Kopf unruhig hin und her, so als wollte es den Anblick des Menschen vor sich vertreiben. Zorn und Schmerz des Tieres mussten unendlich sein, denn die Maske hatte sein Gesicht bereits wundgescheuert. Henri sah verkrustetes Blut am Rand der Maske, eine helle Flüssigkeit, bei der es sich um Eiter handeln konnte, und kleine weiße Maden. Woher kam dieses Tier?

Henri würde nie eine Antwort auf diese Frage bekommen, denn in diesem Moment sprang der Wolf ihn an.

Henri reagierte nur langsam, denn er war noch ganz von dem Anblick des Tieres gebannt. Doch dann gelang es ihm, der Kreatur die Fackel ins Gesicht zu stoßen, einmal und noch einmal und immer wieder. Das Tier stellte seinen Angriff jedoch nicht ein. Die aus Leder und Stoff gefertigte Maske

begann bald zu rauchen, dann zu brennen. Das riesige Tier brüllte auf, es warf den Kopf hin und her und versuchte, die Maske mit den Vorderpfoten herunterzureißen oder die schmerzenden Flammen auszulöschen. Es wälzte seinen Kopf im Sand. Aber das Feuer ließ sich nicht löschen.

Dann lief der mysteriöse Wolfshund davon.

Henri beschloss, das Tier zu verfolgen, und ließ die Ledertasche zurück. Die Bestie rannte in den hinteren Bereich der Höhle, wobei sie ein grauenerregendes Geheul ausstieß. Dann war sie plötzlich verschwunden.

Henri blieb stehen. Er versuchte, sich zu orientieren. Da sah er, dass sich zu seiner Rechten eine Nebenhöhle auftat. Er ging hinein und stieß auf ein Nest. Darin kauerten vier junge Welpen. Und dahinter lauerte der Wolf. War das Tier, das Henri zuvor im Moor erlegt hatte, die Mutter gewesen?

Henri beschloss, dem Schrecken ein Ende zu machen. Er stürmte vorwärts. Die Bestie ließ ein tiefes Grollen hören. Dann sprang sie mit einem gewaltigen Satz über ihre Welpen hinweg und Henri direkt an die Kehle.

Henri war jedoch gewappnet. Er hielt sein Schwert wie eine Lanze vor sich hin, sodass die Waffe sich in das rechte Auge des Wolfes bohrte und am Nacken wieder austrat. Wild zappelnd und unter markerschütterndem Schreien versuchte das tödlich getroffene Tier den lästigen Gegenstand abzuwehren. Aber schließlich verlöschte sein Kampfeswille, und es sackte in sich zusammen.

Henri bückte sich und hielt seinen Dolch an den grausigen Kopf des Tieres. Aber das war nicht nötig. Der Wolf von Roslin war tot.

Henri verharrte einen Moment schwer atmend. Dann raffte er sich auf, ging zu den vier Welpen und tötete auch sie. Niemals mehr sollten Wölfe in Roslin Menschen bedrohen.

Endlich kehrte Henri zum Schatz zurück, füllte seine Ledertasche und begab sich zu seinem Pferd.

Er saß auf und trabte in die einsetzende Dunkelheit hinein. Es war jetzt völlig windstill. Weißer Nebel lag dicht über dem dunklen Moorboden. Und ganz allmählich verzauberten lautlos fallende Schneeflocken die Landschaft in der Novemberkälte.

König Roberts mageres Gesicht zeugte von eiserner Entschlossenheit. Er war durch tiefe Täler gegangen, und die Höhen, die er erklommen hatte, umwehte ein eisiger Wind. Der König der Schotten war ein einsamer Mann.

So traf ihn Henri de Roslin an diesem Morgen an. Erneut empfing ihn König Robert in dem kleinen Audienzzimmer seines Palastes. Diesmal jedoch standen keine Bewaffneten an den Wänden. Der König war allein.

»Mein treuer Vasall«, eröffnete er das Gespräch sofort bei Henris Eintreten. »Du siehst mich gerührt. Denn du hast darauf vertraut, dass ich gerecht handeln würde, obwohl ich dich im Unklaren ließ. Ist es nicht so?«

Henri neigte ehrerbietig den Kopf. »Majestät, ich habe erst jetzt erfahren, dass Ihr in all den Jahren der Verfolgung zum Tempel gehalten und ihn hier in Schottland nicht verboten habt. In der Vergangenheit ist so manches geschehen, das ich mir nicht erklären konnte. Aber nun sehe ich klarer.«

»Was trägst du in dieser gut gefüllten Tasche mit dir?«, fragte der König, der jetzt ganz locker vor Henri stand, die Hände in die Seiten gestützt. In dieser Stellung hatte er überhaupt nichts von dem Bild, das man sich gemeinhin von einem König macht.

Henri öffnete seine Ledertasche. »Einen Teil des Schatzes, den Priester Wigtown Euch brachte.«

»Oho! Du weißt also, wo er sich befindet!«

»Ja, mein König.«

»Dann sag mir, wo ich ihn finden kann. Der arme Wigtown nahm dieses Wissen leider mit in seinen frühen Tod.«

»Verzeiht, wenn mein Misstrauen, das ich nach vielen ungunen Erfahrungen gegen jedermann hege, sich auch auf Eure hohe Person erstreckt, Majestät. Es ist ungebührlich, ich weiß, doch das Versteck des Schatzes kann ich niemandem preisgeben. Diesen Teil hier allerdings übergebe ich Euch. Denn die Auseinandersetzungen mit den Engländern sind noch nicht vorüber.«

König Robert wandte sich ab. Mit dem Rücken zu Henri deutete er auf einen kleinen Tisch. »Lege die Tasche dort ab. Eines Tages wirst du mir das Versteck schon verraten. Ich werde dich immer wieder fragen.«

»Dann werdet Ihr allerdings weite Wege auf Euch nehmen müssen, Majestät, denn ich glaube kaum, dass ich in Roslin bleiben werde.«

»So?« König Robert drehte sich überrascht um. »Aber du bist doch der Herr der dortigen Burg. Ich dachte, du seist zurückgekehrt, um hier dein Leben in Frieden ausklingen zu lassen. Und das kannst du. Du kannst bleiben. Ich gewähre dir meinen Schutz.«

»Nur weil ich weiß, wo der Tempelerschatz begraben liegt?«

»Sei nicht respektlos, Henri de Roslin! Meine Gründe gehen dich nichts an. Ich setze dich hiermit wieder in deine alten Rechte ein! Ich dachte, du würdest mir dafür dankbar sein.«

»Das bin ich, allerdings wüsste ich dennoch gern den wahren Grund, Majestät!«

»Nun, wenn du darauf bestehst. Die Templer und das schottische Königshaus haben vieles gemeinsam. Ich muss es nicht lange ausführen, unsere Geschicke haben sich vielfach gekreuzt. Dein Orden hat mich im entscheidenden Augenblick tatkräftig unterstützt, das kann ich nicht leugnen. Aber siehst

du – Politik ist ein eigenes Geschäft. Schon morgen kann es opportun sein, die letzten Tempelritter aus dem Land zu jagen. Neue Koalitionen, neue Verträge, neue Bündnisse.«

»Ich verstehe.«

»Wir bereiten gerade ein wichtiges Vertragswerk vor. Wenn es zum Krieg gegen England kommt, und alle Zeichen stehen auf Sturm, brauche ich dringend solche Verbündeten. Templer, die mir helfen könnten, gibt es nicht mehr. Und du allein kannst mir auch nicht helfen, obwohl man dich als großen Helden preist. Die Franzosen bieten mir zehn *compagnies d'ordonnances* von jeweils dreihundert Soldaten, insgesamt also dreitausend Bewaffnete. Es ist eine Elitetruppe, ähnlich der schottischen Garde. Und mit dieser Macht werde ich England schlagen.«

»Ihr habt die Franzosen verärgert, Majestät, indem Ihr mich aus ihren Händen gerissen habt.«

»Wenn ich mich recht erinnere«, sagte der König mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, »war es die Bürgerwehr von Roslin, die das tat. Es war ein gewaltsamer Akt, und ich bin nicht sicher, ob das nicht noch ein Nachspiel haben wird.«

»Dann werde ich auch in der Burg Roslin nicht sicher sein, bis der Tempelritterorden rehabilitiert ist.«

»Das befürchte ich.«

»Dann lebt wohl, mein König!«

»Du bleibst also nicht?«

»Warum sollte ich, nach allem, was Ihr mir gerade gesagt habt? Was aus der Burg wird, das entscheide ich später. Ich möchte zurückkehren, wenn ich willkommen bin, und dann werde ich, wenn es irgend möglich ist, eine Kirche in Roslin bauen. Bis dahin werden jedoch noch ein paar Jahre vergehen. Dunoon kann inzwischen Verwalter bleiben. Ich bitte allerdings darum, dass Andrew und Graham seine Stellvertreter werden und ein Vetorecht bei allen

Entscheidungen erhalten. Und ich bitte Euch, sie in Ruhe zu lassen! Sie wissen nichts von dem Schatz.«

König Robert sah Henri nachdenklich an. »James Wigtown war schon ein streitsüchtiger, tapferer und respektloser Mann. Aber du übertriffst ihn, Henri de Roslin.«

»Ich hoffe, dass mir sein Schicksal erspart bleibt«, sagte Henri. »Und nun adieu, Majestät. Mich zieht es nach London. Die Sicherheit eines Freundes, der nach mir ruft, ist mir mehr wert als alle Schätze und Besitztümer der Welt.«

König Robert starrte ihn wortlos an. Auf seiner Stirn hatte sich eine Zornesfalte gebildet. Er schien noch etwas erwidern zu wollen, doch dann überlegte er es sich anders und winkte Henri wortlos hinaus.

Henri verließ den Audienzraum und den angrenzenden Saal und trat in den langen, kalten Gang des Schlosses. Durch die Fenster sah er den grauen, nebelverhangenen Firth of Forth. Schiffe segelten darüber hin, und Henri dachte daran, dass er erst Anfang November, vor wenigen Wochen also, hier angekommen war. Und wie damals lag auch jetzt dichter Nebel über der Stadt, feine weiße Schleier, die aus nichts als Kälte bestanden – ein lautloser Angriff. Henri schreckten sie jedoch nicht. Erhobenen Hauptes trat er durch die mächtigen Portale der königlichen Burg auf die Straße hinaus. Er ließ sich sein Pferd bringen, dann trabte er gemächlich über die weiße Schneedecke des schottischen Winters in Richtung Süden.

## *Historische Nachbemerkung*

### *Schottlands Unabhängigkeitskampf*

Henri de Roslin kehrt in unserem Roman zu einer Zeit in seine Heimat zurück, als sich zwar die Wogen des Krieges geglättet hatten, aber dauerhafter Friede zwischen Schottland und England nicht in Sicht war. König Robert I. regierte das Land, um dessen Herrschaft er sehr lange hatte kämpfen müssen – nicht nur gegen England, sondern auch gegen feindliche innere Fraktionen. Gerade das Jahrzehnt, in dem der Templerorden untergegangen war, war auch für Schottland eine schicksalhafte Zeit gewesen.

## *Ein Thronstreit mit Folgen*

Am Anfang der Geschichte des schottischen Königreichs stand die Unterwerfung der Pikten durch den Skotenkönig Kenneth MacAlpin im Jahr 843, woraufhin das Königreich Alban begründet wurde. Während es sich bei den Pikten um die ursprüngliche Bevölkerung Schottlands handelte, waren die Skoten um das Jahr 500 von Irland her eingewandert. Etwa einhundert Jahre nach der Begründung der Königsherrschaft wurde der britische Süden des Landes mit Alban vereinigt, woraus das Königreich Schottland hervorging, das allerdings in einem Lehnsverhältnis zu England stand. In den folgenden Jahrhunderten wurde Schottland von inneren Kämpfen erschüttert. Der blutige Kampf um die Krone kostete mehrere Könige und Thronanwärter das Leben, nahezu jeder Thronwechsel zog einen Bürgerkrieg nach sich. Wilhelm der Eroberer (Kg. 1066-1087) machte 1072 mit dem Vertrag von Abernathy den schottischen König Malcolm III. (Kg. 1058-1093) zu seinem Lehnsmann, was diesen jedoch von weiteren Einfällen nach England nicht abhielt. Diese Grenzkriege dauerten das ganze 12. Jahrhundert über an. Erst nach dem Tod des englischen Königs Heinrich II. (Kg. 1154-1189) endeten diese Kriege, und im Lauf des 13. Jahrhunderts erreichte das schottische Königtum dann auch eine gewisse Stabilität. Das Land blühte unter der Herrschaft der Könige Alexander II. (Kg. 1214-1249) und Alexander III. (Kg. 1249-1286) auf. Diese Epoche gilt als das Goldene Zeitalter Schottlands.

Mit dem Tod Alexanders III. erlosch die Dynastie Canmore. Als Thronfolgerin hatten die schottischen Adligen schon im Jahr 1284 seine kurz zuvor geborene Enkelin Margret, »The maid of Norway« (Kg. 1286-1290) anerkannt, die nun als Dreijährige das Erbe antreten sollte. Durch diese Situation war

das Interesse des englischen Königs an Schottland erneut geweckt worden.

Eduard I. (Kg. 1272-1307) betrachtete eine Heirat seines 1284 geborenen Sohnes Edward of Caernarfon mit der schottischen Kindskönigin als Möglichkeit, nach der Eroberung von Wales seine Macht nun auch auf Schottland auszudehnen. Im Vertrag von Brigham, der über diesen Heiratsplan geschlossen wurde, blieb die Unabhängigkeit Schottlands weitgehend gewahrt, denn es hieß darin, Schottland solle »unabhängig, frei in sich selbst, ohne Unterwerfung unter den König von England« bleiben [zit. n. MacNamee, 1997, S. 21]. Die Thronfolge sollte aber auf die englische Linie übergehen, wenn Margret keine Erben hinterlassen würde. Mit dem plötzlichen Tod der minderjährigen Königin im September 1290 auf den Orkney-Inseln waren diese Pläne jedoch zunichte gemacht worden.

Wegen der nun offenen Frage der Thronnachfolge drohte wieder ein Bürgerkrieg unter den schottischen Baronen. Viele waren mit dem Königshaus verwandt und erhoben mit mehr oder weniger guten Gründen Anspruch auf den Thron. Um die Streitigkeiten zu schlichten, einigte man sich darauf, König Eduard I. als Vermittler zu berufen. Er willigte ein, denn er selbst hatte größtes Interesse daran, dass die Lage in Schottland ruhig blieb, vor allem wegen seiner Auseinandersetzungen mit König Philipp IV. die seine militärischen Kräfte banden. Zunächst ließ er sich als Oberherr über die schottischen Barone anerkennen. Schon sein Vater hatte 1251 diese Stellung beansprucht, und er selbst hatte sie bereits 1278 eingefordert. Nun konnte er seinen Anspruch durchsetzen.

Die Entscheidung über die Thronnachfolge fiel dem englischen König nicht leicht. Insgesamt 14 Anwärter meldeten Ansprüche auf den schottischen Thron an. Von

diesen hatten Robert the Bruce und John Balliol die besten Chancen als Abkömmlinge des Earls of Huntington, des Enkels König Davids I. (Kg. 1124-1153).

Erst nach einigem Zögern sprach Eduard I. die Krone Schottlands schließlich John Balliol (Kg. 1292-1296) zu. Am Andreastag des Jahres 1292 wurde er gekrönt, doch schon mit Antritt seiner Regierung wurde deutlich, dass er über keinen Rückhalt in seinem eigenen Volk verfügte. Die Schotten nahmen es nicht hin, dass er dem englischen König Lehnstreue für ganz Schottland geschworen und ihm gehuldigt hatte. Hinzu kam der unmittelbar nach der Krönung ausbrechende Konflikt mit England, da Eduard I. aufgrund seiner Stellung als Oberherr die Gerichtshoheit über den schottischen König als ihm gebührendes Recht geltend machte. Zudem forderte er von den schottischen Rittern, ihn im Konflikt mit Frankreich zu unterstützen, weil Philipp IV. ihm die Gascogne streitig gemacht hatte. Diese Forderung wurde von den Schotten nicht nur abgelehnt, sondern führte in der Folge sogar zu einer Annäherung an Frankreich. Der schottische Adel zwang John Balliol die Zustimmung zur Einrichtung eines Rates ab, der sich sogleich um ein Bündnis mit Frankreich bemühte.

Am 1. März 1296 überschritt ein englisches Heeresaufgebot die Grenze nach Schottland, um den Herrschaftsanspruch des englischen Königs zu unterstreichen. Nun brach auch der Konflikt unter den Schotten selbst aus. Zahlreiche Schotten, die John Balliol misstrauten, und die Familie Comyn mit ihren Anhängern lief zum englischen König über. Zunächst eroberten die Engländer Berwick und plünderten die Stadt, woraufhin John Balliol seinen Lehnseid widerrief und sich offen gegen Eduard I. stellte.

Doch er war militärisch nicht stark genug. In der Schlacht bei Dunbar wurde das schottische Heer geschlagen. Schließlich verzichtete John Balliol auf die Krone und ergab sich König

Eduard I. Teile des schottischen Adels huldigten dem englischen König. Die Engländer stießen nun bis Elgin vor. Auf dem Rückweg raubten sie den in Scone Abbey aufbewahrten berühmten Stein von Scone – bis dahin hatten alle schottischen Könige während der Krönungszeremonie auf diesem Stein gegessen. Überdies ließ Eduard I. die königlichen Archive nach England bringen. Der legendäre Stein wurde bis zum Jahr 1996 in der Westminster Abbey aufbewahrt, seither befindet er sich im *Crown Room* des Edinburgh Castle.

Von nun an betrachtete sich Eduard I. genannt *Hammer of the Scots*, als König der Schotten. Das Land ließ er von englischen Statthaltern verwalten. Erster Gouverneur Schottlands wurde John de Warenne, der Earl of Surrey.

Gegen die englische Herrschaft erhob sich schon bald Widerstand wegen des brutalen Vorgehens der Engländer gegen die schottische Bevölkerung. Im Norden des Landes setzte sich Andrew de Moray an die Spitze der Revolte, im Süden der legendäre William Wallace. Auch die Barone versuchten, Widerstand zu organisieren. Doch das im Sommer 1297 von Robert the Bruce, Stewart und Sir William Douglas gebildete Bündnis scheiterte schon im Juli mit der Kapitulation bei Irvine. Wallace und Moray hatten ihre Truppen ebenfalls vereinigt und erwarteten die herannahende englische Armee bei Stirling. Hier kam es am 11. September 1297 zur Schlacht, und die Schotten errangen den Sieg. Noch im Oktober meldeten Wallace und Moray ihren Sieg per Brief nach Hamburg und Lübeck, mit denen sie wieder eigenständige Handelsbeziehungen aufnehmen wollten. Kurz darauf starb Andrew de Moray, William Wallace war nun alleiniger *Guardian of the Kingdom of Scotland* (Wächter Schottlands), im Namen John Balliols. Die Freude über den Erfolg hielt aber nicht lange an.

Mit dem Sieg der Engländer in der Schlacht bei Falkirk am 22. Juli 1298 endete der Aufstand. In dieser Schlacht konnten die schottischen *schiltroms*, vier speerstarrende Abwehrringe, zunächst der englischen Kavallerie erhebliche Verluste zufügen. Als aber die englischen Bogenschützen zum Einsatz kamen, wurden die Schotten schnell niedergeworfen. Auf Seiten der Engländer kämpfte zumindest ein Tempelritter: Es war der Meister der Tempel in Schottland, Brian of Jay, der schon 1291 entgegen den Vorschriften der Ordensregel dem englischen König Lehnstreue geschworen hatte. Er befehligte in der Schlacht eine Einheit walisischer Bogenschützen und fiel schließlich im Kampf. William Wallace gelang es, nach Frankreich zu fliehen.

Die gewonnene Schlacht bei Falkirk bedeutete für Eduard I. allerdings nicht den völligen Sieg über Schottland. Er konnte zwar den Süden bis zum Forth besetzen, aber das restliche Land blieb weiterhin frei und wurde nach wie vor von regionalen Clanchefs beherrscht. Zwei von diesen waren Robert the Bruce und John Comyn, die sich als Anführer der Schotten behaupteten, aber untereinander uneins waren. Bei einem Treffen in Selkirk gerieten sie in einen so heftigen Streit, dass Bruce beinahe von Comyns getötet worden wäre. Daraufhin gab Bruce sein Amt auf und wurde durch Ingram of Umfraville ersetzt.

Nun ging Bruce auf Eduard I. zu. Vielleicht kam es zu dieser Annäherung, weil John Balliol von Frankreich unterstützt wurde. Dieser hatte nach seiner Kapitulation nach Frankreich gehen dürfen, wo er 1299 zunächst der päpstlichen Aufsicht unterstellt wurde, um schließlich an Philipp IV. übergeben zu werden. Papst Bonifatius VIII. (PM 1294-1303) und König Philipp IV. von Frankreich bemühten sich um eine friedliche Lösung der schottischen Frage. So vermittelte der französische König die Waffenruhen vom Oktober 1300 bis Mai 1301 und

von Januar bis November 1302. Diese Unterstützung ließ aber bald nach, denn noch im Jahr 1302 erlitt Philipp IV. mit der Vernichtung des französischen Ritterheeres in der Schlacht bei Courtrai eine schwere Niederlage gegen die flämischen Städte. Durch diese Schwächung seiner eigenen Position sah er sich genötigt, sich mit dem englischen König zu einigen. Dies setzte natürlich zunächst das Ende der französischen Unterstützung für die Schotten voraus. Bonifatius VIII. der schon lange im Streit mit dem französischen König gelegen hatte, starb 1303, womit die Schotten auch ihn als Fürsprecher verloren hatten. Zwar konnte die Partei der Comyns in diesem Jahr einen Sieg bei Roslin erringen, doch vermochten sie danach keine Kräfte mehr zu mobilisieren.

John Comyn ergab sich im Februar 1304, und im Juli fiel Stirling Castle in die Hände der Engländer. Ein weiterer Rückschlag folgte im August 1305, als der aus Frankreich zurückgekehrte William Wallace bei Glasgow gefangen genommen wurde. Eduard I. brachte ihn in Westminster Hall vor Gericht und klagte ihn als Verräter an. Das Todesurteil wurde auf grausame Weise vollstreckt. Der abgeschlagene Kopf von William Wallace wurde auf der London Bridge auf eine Lanze gespießt zur Schau gestellt, während seine anderen Körperteile in verschiedene Teile des Landes geschickt wurden. Noch im gleichen Jahr ließ Eduard I. eine von ihm geleitete Kommission von 10 Schotten und 20 Engländern die *Ordinances for the Establishment of the Land of Scotland* verabschieden, eine Verordnung zur Eingliederung Schottlands in den englischen Staat.

Der Streit um den Führungsanspruch in Schottland eskalierte schließlich. Im Streit erschlug Robert the Bruce seinen Rivalen John Comyn: »Robert stieß vor dem Hochaltar im Chor der Mönche von Dumfries auf John. Nach einer lebhaften Begrüßung und einem Austausch von Bemerkungen über

geringere Gegenstände wurden die Sendschreiben Johns vorgelegt, und er wurde wegen seines Betrugs und des Vertrauensbruchs angegriffen. Schon bald gab es die Antwort: ›Du lügst!‹ Ein tödlicher Hieb wurde ausgeteilt in derselben Kirche wegen dieser Verleumdung [...]« [Scotichronicon, Lib. XII, cap. 7 (Bd. 6, S. 311)]. Für diese Tat wurde Robert the Bruce von Papst Clemens V. zwar exkommuniziert, doch war nun der Weg zum Thron frei. Schon am 25. März 1306 ließ er sich in Scone nach dem alten schottischen Brauch als Robert I. (Kg. 1306-1329) krönen. Das Volk stand allerdings nicht geschlossen hinter ihm, und auch militärisch begann seine Herrschaft nicht vielversprechend. Im Juni schlug der Earl of Pembroke die schottische Armee bei Methven Park, und Robert I. war gezwungen, sich in die Highlands zurückzuziehen. Der von ihm im folgenden Jahr von Arran aus vorgetragene Gegenangriff scheiterte zunächst, doch dann konnte er Pembroke am 10. Mai 1307 bei Loudoun Hill schlagen. Als noch im gleichen Jahr Eduard I. am 7. Juli starb und sein nicht gerade sehr durchsetzungsfähiger Sohn Eduard II. (Kg. 1307-1327) die Herrschaft antrat, konnte Robert I. mit der aussichtsreichen Rückeroberung der von den Engländern kontrollierten schottischen Gebiete beginnen.

## *Die Templer in Schottland*

Das für Schottland bedeutende Wendejahr 1307 war zugleich auch das Schicksalsjahr für die Templer, da mit den Verhaftungen am 13. Oktober in Frankreich die Vernichtung des Ordens eingeleitet wurde.

Die Templer waren schon früh nach Schottland gekommen. Auf seiner Werbereise für seinen im Jahr 1128 auf dem Konzil von Troyes offiziell bestätigten Orden hatte Großmeister Hugo de Payens auch Schottland besucht, wie Wilhelm von Tyros berichtet. Auch bei Hofe verkehrten die Mönchsritter, denn König David I. (Kg. 1124-1153) hatte sich »mit sehr guten Brüdern der berühmten Ritterschaft vom Tempel in Jerusalem umgeben, die er zu den Wächtern seiner Selbstzucht bei Tag und Nacht machte«, berichtet die Chronik des John Fordun [zit. n. MacQuarrie, 1985, S. 14]. In dieser Zeit bekam der Orden Land in Midlothian geschenkt, wo die Präzeptur Balantrodoch gegründet wurde. Bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts gab es schon eine ganze Reihe von Templerbesitzungen in Schottland.

Nach dem Tod von David I. bestätigte Malcolm IV. (Kg. 1153-1165) den Templerbesitz und verlieh dem Orden weitere Privilegien. Über den tatsächlichen Umfang der Besitzungen der Templer in Schottland ist allerdings nur wenig bekannt. In keinem Verzeichnis ist Templerland vermerkt, und auch aus der Zeit der Verhaftungen sind aus Schottland keine Aufzeichnungen bekannt.

Insgesamt gab es wohl neun Templer-Präzeptorien in Schottland. Das wichtigste war Balantrodoch, für das seit 1160 Präzeptoren nachweisbar sind. Die Templer errichteten hier eine Mühle und eine einfache Kapelle. Am unteren Lauf des Flusses Dee lag Maryculter, eine Schenkung des schottischen

Königs William I. (Kg. 1165-1214), deren Gebiet durch weitere Landübertragungen auf 2000 Hektar anwuchs. Noch heute zeugen von diesem Präzeptorium die Ruine der Kapelle und der Friedhof.

Die Landschenkungen hatten die Templer hier fast ausschließlich von normannischen Familien erhalten. Der Orden beschränkte sich in Schottland nicht nur auf die ländlichen Gebiete. König Alexander II. hatte ihm das Recht eingeräumt, in den befestigten Städten Häuser zu besitzen, deren Mieter von Steuern und Abgaben befreit waren. Gekennzeichnet waren diese Häuser durch ein Kreuz an der

Fassade. Allerdings scheinen nur wenige Schotten dem Orden beigetreten zu sein. Unter den namentlich bekannten Templern finden sich keine mit schottischen Familiennamen, und es gibt nur einige wenige, die einen Beinamen wie »de Scotia« trugen.

Die Verfolgung der Templer in England setzte im Oktober 1307 mit einem Brief des französischen Königs Philipp IV. an Eduard II. ein. Zunächst verwahrte sich der englische König gegen die erhobenen Vorwürfe. In diesem Sinne schrieb er auch an die Könige Portugals, Kastiliens, Aragons und Neapels, die er bat, die von Philipp IV. geäußerten Vorwürfe gegen die Templer nicht ernst zu nehmen. Als er seine Haltung auch Papst Clemens V. darlegte und dessen Schutz für den Orden forderte, sandte dieser die am 22. November 1307 erlassene Bulle »*Pastoralis praeeminentiae*« zusammen mit Anweisungen zur Verhaftung der Templer nach England. Jetzt lenkte Eduard II. ein, wahrscheinlich aus Furcht vor der ihm angedrohten Exkommunikation im Fall der Weigerung.

Nun nahmen die Dinge auch auf den britischen Inseln ihren Lauf. Zunächst wurden die Sheriffs angewiesen, je 24 vertrauenswürdigen Männern die ihnen versiegelt zugewandenen Verhaftungsinstruktionen mitzuteilen. Vor dem

Öffnen der Briefe mussten die Empfänger vor den königlichen Beamten, die sie überbrachten, schwören, die enthaltenen Anweisungen nicht zu enthüllen, bevor sie nicht ausgeführt worden wären. Der Befehl richtete sich auch an den Justiziar von Irland, John Breton, seine Kollegen von Nord- und West-Wales und Chester sowie den Earl of Richmond in Schottland. In dem Schreiben hieß es: »[Es wird die] Verhaftung befohlen der Brüder des Templerordens am Morgen des Mittwoch nach dem Fest Epiphanie

und die Aufstellung eines Inventars ihres Besitzes und ihrer Urkunden in Anwesenheit des Verwalters, das heißt eines Bruders. Der Sheriff hat dann dafür zu sorgen, dass [die Festgenommenen] sicher woanders hingebracht werden [...], und für ihren Unterhalt zu sorgen. Dem Schatzbeamten und den Baronen der Staatskasse hat der Sheriff nachzuweisen, dass er dies getan hat, und die Namen der festgenommenen Brüder und ihrer Ländereien zu senden« [zit. n. Lord, 2002, S. 192]. Wie befohlen, führten die Sheriffs die Verhaftungen am 10. Januar 1308 in ganz England durch.

Doch es dauerte noch bis zum Ende des Jahres, bis der Verhaftungsbefehl auch an die englischen Autoritäten in Irland, Wales und Schottland ergangen war. Dabei ging man sehr zurückhaltend vor; die Templer wurden festgesetzt, aber nicht eingekerkert oder gar gefoltert. In England wurden 153 Templer verhaftet, in Irland lediglich 15. Die Anweisung, den Arrest nicht zu scharf zu gestalten, führte dazu, dass wohl schon nach kurzer Zeit die meisten Verhafteten wieder auf freiem Fuß waren und der englische König auf eine erneute Verhaftung dringen musste. So erging der Befehl an den Sheriff von Kent, »alle Templer zu verhaften, die in Eurem Gerichtsbezirk umherwandern, und sie nach London zu schicken, da der König annimmt, dass verschiedene Templer als Abgefallene in weltlicher Kleidung umherziehen« [zit. n.

Lord, 2002, S. 194]. Nun setzte man die Templer im Tower von London und den Burgen von York und Lincoln fest. Als schließlich der Prozess gegen die englischen Templer geführt wurde, bekannte sich keiner von ihnen im Sinne der schwerwiegenden Vorwürfe für schuldig, wahrscheinlich, weil die Folter im englischen Recht nicht als Mittel zur

Wahrheitsfindung vorgesehen war. So waren es die päpstlichen Legaten, die die Folterung der Angeklagten verlangten. Wieder musste erst der Papst eingreifen, um Eduard II. auch in diesem Punkt zum Einlenken zu zwingen. Die Gefangenen wurden dem Sheriff von London übergeben, sodass sie nicht länger in den Händen des Königs waren, sondern Gefangene der Stadt und der Kirche. Da die Templer nicht geständig waren, versuchte man, genügend Zeugen zu finden, die die Anschuldigungen bestätigten. Am Ende des Prozesses war den Templern Englands ein mildes Schicksal beschieden. Sie baten um Vergebung und die Absolution und wurden daraufhin mit einer kleinen Pension für ihren Lebensunterhalt auf die Klöster des Landes verteilt. Nur William de la More und der aus Frankreich geflohene Imbert Blanke blieben standhaft und starben schließlich im Gefängnis.

Gerade in Schottland wurde der Verhaftungsbefehl sehr nachlässig gehandhabt, denn noch im Oktober 1309 musste der englische König erneut darauf dringen, nun endlich alle noch in Freiheit lebenden Templer zu verhaften. Doch auch jetzt wurden lediglich Walter Clifton, der Präzeptor von Balantrodoch, und William Middleton, der Präzeptor von Maryculter, verhaftet – beides Engländer. Wie im Verlauf des Prozesses bekannt wurde, waren einige der in Schottland ansässigen Templer zuvor per Schiff übers Meer geflohen. Den beiden Gefangenen wurde am 17. November 1309 unter dem Vorsitz des Bischofs von St. Andrews William Lamberton und des päpstlichen Gesandten Johannes de Solerio der Prozess

gemacht. Sie legten keine Geständnisse ab und bestritten alle Vorwürfe, obgleich sie auch zugaben, dass der Großmeister ihres Ordens bei einer Kapitelversammlung in Temple Dinsley die

Absolution erteilt habe, was eigentlich nur geweihten Priestern zusteht. Insgesamt sagten 41 Zeugen gegen die Templer aus. Der Abt von Dunfermline und der Prior von Holyrood berichteten vor Gericht von Versammlungen der Mönchsritter bei Nacht und geheimen Aufnahmeriten. Mitglieder des schottischen Adels, darunter Henry und William Sinclair, gaben an, sie hätten von den geheimen Aufnahmen gehört. Der Prozess nahm für die beiden Angeklagten denselben Ausgang wie für ihre Brüder in England: Sie wurden in Zisterzienserklöstern untergebracht.

## *Die Schlacht bei Bannockburn*

König Eduard II. war so sehr durch politische Probleme Englands in Anspruch genommen, dass es Robert I. möglich war, seine Position weiter zu festigen. Mit seinem Sieg über die Familie Comyn bei Inverurie im Jahr 1308 und der folgenden Verwüstung des Earldoms von Buchan beendete er die Bedrohung seiner Herrschaft durch diese englandtreue Familie. Nun herrschte er uneingeschränkt und konnte sich der Aufgabe widmen, die Engländer endgültig aus seinem Reich zu vertreiben. Im gleichen Jahr lud Philipp IV. den englischen König und Robert I. zu einem Treffen in Frankreich ein – vielleicht, um zwischen ihnen zu vermitteln –, aber beide kamen der Einladung nicht nach. Allerdings wurde Robert I. im Jahr 1309 im Geheimen von Philipp IV. als König Schottlands anerkannt. Auch die Kirche stand zu Robert I. denn bei einer Generalversammlung erklärte die schottische Geistlichkeit, dass sie den exkommunizierten Robert als König von Schottland anerkannte.

Der in der Schlacht bei Bannockburn gipfelnde Konflikt begann mit einem Feldzug Eduards II. zum Entsatz des von den Schotten eingeschlossenen Stirling Castle. Sir Philipp Mowbray war als Kommandant der Festung mit Roberts Bruder Edward Bruce übereingekommen, sie zu übergeben, wenn nicht bis zum 24. Juni 1314 Entsatz aus England einträfe. Der englische König ließ aber bei seinen Vorbereitungen zu diesem Feldzug keinen Zweifel daran, dass er beabsichtigte, Robert I. endgültig zu besiegen. Die dazu zusammengerufene Armee war gewaltig: 21640 Mann Infanterie. Die Hauptlast sollten die 2500 Reiter tragen. Dagegen war die schottische Armee im Wesentlichen ein Infanterieheer von höchstens 10000 Mann, dem nur 500 Reiter zur Seite standen.

Am 23. Juni 1314 erwarteten die Schotten das englische Heer an der Straße nach Stirling bei Bannockburn. Durch eine Waldung waren die Bewegungen der schottischen Truppen gedeckt, der Einsatz der englischen Kavallerie gegen die rechte Flanke des schottischen Heeres war erschwert. Schon zu Beginn der Schlacht waren die Schotten erfolgreich. Zwei Vorstöße, vorgetragen von der Vorhut unter dem Earl of Gloucester entlang der Hauptstraße und von einer Kavallerie-Einheit, die einen Entlastungsangriff gegen den linken Flügel der Schotten versuchte, scheiterten. Also versuchte Gloucester den Durchbruch auf der durch den Wald führenden Straße. Hier stellten sich die Schotten zum Kampf. Robert I. selbst erschlug Sir Henry de Boun. In der Annahme, die Schotten wollten fliehen, blockierte die zweite englische Reitereinheit die andere Straße nach Stirling, wurde aber von der schottischen Infanterie vernichtet. Für den Rest des Tages zogen die Engländer sich zurück. Am nächsten Tag konnten sie die Front nicht breit aufbauen, das Schlachtfeld war für die Massen der englischen Kämpfer zu klein. Dagegen konnten die drei *schiltroms* der Schotten das ganze Gebiet gut kontrollieren. Zuerst griffen die Bogenschützen beider Seiten an. Dabei war es den Engländern wegen des kurzen Abstands nicht möglich, die schottischen Reihen auszudünnen. Als nun die englische Kavallerie eingriff, scheuten die Pferde vor den speerstarrenden *schiltroms*, sodass die Formation aufbrach. Einzelne Reiter wurden von den Infanteristen bezwungen. Die Engländer konnten ihre zahlenmäßige Überlegenheit nicht zu ihrem Vorteil nutzen, im Gegenteil. Als es endlich gelang, die englischen Bogenschützen zu sammeln, vermochten sie zwar den *schiltroms* Verluste zuzufügen, wurden dann aber von der kleinen schottischen Kavallerie niedergeritten. Zudem kam die englische Nachhut nicht zum Einsatz, denn der Weg auf das Schlachtfeld war ihr von den eigenen Truppen versperrt. Die

Schlacht war für England verloren. Doch zu ihrer großen Verwirrung und der anschließenden kopflosen Flucht soll das Auftauchen einer irregulären schottischen Truppe geführt haben, schrieb 1375 John Barbour in seinem Werk »The Bruce«. Demnach hätten sich »Freisassen und Jugendliche sowie Männer zu Fuß, die im ›Park‹ zurückgelassen worden waren, um die Vorräte zu bewachen, als sie ohne Zweifel wussten, dass ihre Herren ihre Feinde in verzweifelterm Kampf bekämpften, einen der ihnen, der dort war, zum Anführer gemacht und befestigten leidlich große Tücher anstelle von Bannern an langen Stangen und Speeren, und sagten, dass sie den Kampf sehen und ihren Herren nach Möglichkeit helfen wollten«. So seien sie auf das Schlachtfeld gezogen. Dass sie überhaupt bewaffnet waren, schreibt Barbour nicht. Auch griffen sie wohl nicht in den Kampf selbst ein: »Mit all diesem kamen sie [und] versammelten sich gerade da, wo sie die Schlacht sehen konnten. Dann schrien sie alle gemeinsam: ›Tötet! Tötet! Jetzt auf sie!«, und damit kamen sie, obwohl sie noch weit entfernt waren.« Als die Engländer dieser Horde ansichtig wurden, heißt es weiter, fürchteten sie, eine weitere Kampftruppe der Schotten sei im Anmarsch. Die Ablenkung ausnutzend erneuerte Robert I. mit seinen Leuten den Angriff auf die Reihen der Engländer, die nun verzweifelt die Flucht antraten [Barbour, Book 13, 225-264]. Die immer wieder aufgestellte Behauptung, diese Truppe sei von ehemaligen Templern angeführt worden, lässt sich wegen ihrer allein bei Barbour zu findenden Erwähnung allerdings nicht belegen.

Eduard II. floh nach Stirling, wo er aber keine Zuflucht fand in der Festung, die Mowray den Schotten übergeben hatte. So ritt er weiter nach Dunbar und setzte von dort aus seine Flucht mit dem Schiff fort. Von den englischen Soldaten ertranken viele in den Wassern des Bannockburn. Die Schotten hatten gesiegt.

Doch der Lohn der gewonnenen Schlacht war mager. Konnten die Schotten auch gewaltige Lösegelder kassieren, so war die strategische Ausbeute doch eher gering. Weiterhin war die englische Armee deutlich überlegen, und Eduard II. hatte seine Ansprüche keinesfalls aufgegeben. Ebenso bedeutete Bannockburn nicht das Ende der Opposition gegen Robert I. wengleich danach einige Adelige auf seine Seite wechselten.

## *Die Jahre nach Bannockburn*

Der Erfolg in der Schlacht bei Bannockburn ermöglichte es Robert I. neben weiteren Kampagnen im eigenen Land auch in Irland eine Front gegen England zu eröffnen. Bei allen Kriegszügen gegen die Schotten hatte der englische König immer wieder Truppen und Versorgungsgüter für diese Feldzüge aus Irland bezogen. Um weitere Invasionen zu erschweren, war es also notwendig, in Irland einzugreifen. Dies übernahm Roberts Bruder Edward Bruce. Im Jahr 1315 begann er eine Militäroffensive, während der Ulster besetzt und die englische Macht in Leinster eingedämmt werden konnte. Edward Bruce erklärte sich daraufhin zum König von Irland. Doch schon im Jahr 1318 fiel Edward in der Schlacht bei Faughart, das schottische Engagement in Irland fand damit sein frühes Ende.

In Schottland blühte währenddessen die Wirtschaft auf. Von der 1315 in weiten Teilen Europas aufgrund schlechter Ernten wütenden Hungersnot blieb Schottland verschont. Auch sprechen die hohen Zahlungen schottischer Gemeinden an die Engländer zum Schutz vor Plünderungen für deren Wohlstand, und die hohen Preise schottischer Waren lassen auf hohe Umsätze schließen.

Robert I. war weiterhin bemüht, die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zu bekräftigen. Dies schlägt sich auch in der Ablehnung eines von Papst Johannes XXII. (PM 1316-1334) vorgeschlagenen Waffenstillstands im Jahr 1317 nieder. Der schottische König verweigerte den päpstlichen Gesandten die Einreise nach Schottland, da er in den von ihnen mitgeführten päpstlichen Bullen nicht als König angesprochen wurde. Als Strafe für diese stolze Haltung wurde Robert I. erneut exkommuniziert.

Ein weiterer Versuch, national und international Anerkennung zu erlangen, stellte die Erklärung von Arbroath vom 6. April 1320 dar. Dies war ein Brief der schottischen Barone an den Papst, unterzeichnet von 39 namentlich genannten Fürsten Schottlands sowie »dem Rest der Barone und Freisassen und der gesamten Gemeinschaft des Reiches von Schottland«, der den Anspruch Roberts I. auf die Krone unterstreicht.

Zunächst wird darin erklärt, die Schotten seien nie Untertanen eines anderen Volkes gewesen. Dann werden die Unterdrückungsmaßnahmen Eduards I. beschrieben und dabei betont, Robert I. habe seinen Thron durch »göttliche Vorsehung, das Gesetz, die Sitten des Landes und die Zustimmung des Volkes« erhalten. Weiter wird erklärt, der König würde dieses Übereinkommen verletzen, sollte er sich oder sein Volk der englischen Herrschaft unterwerfen. Täte er dies, so würde er aus der Gemeinschaft ausgestoßen, »denn es ist nicht der Ruhm oder Reichtum oder Ehren, sondern die Freiheit allein«, für die die Unterzeichner kämpften [zit. n. Barrell, 2000, S. 122]. Der Papst wird aufgerufen, den englischen König zur Wahrung des Friedens anzuhalten.

Die gewünschte Wirkung erzielte diese Erklärung jedoch nicht. Noch im gleichen Jahr wurde eine Verschwörung gegen Robert I. aufgedeckt. Es war wohl die Absicht der Verschwörer, Eduard Balliol auf den Thron zu bringen, da sich unter ihnen mehrere Anhänger der Familie Balliol befanden. Der Anführer, William de Soûles, wurde ins Gefängnis geworfen, entkam aber nach England und fiel in der Schlacht bei Boroughsbridge 1322.

Im Jahr 1322, in dem im Roman Henri nach Roslin zurückkehrt, fand eine große englische Militäraktion statt.

Nach dem Einfall der Engländer mussten sich die Schotten bis nördlich des Forth zurückziehen. Um den Engländern die

Möglichkeit zu nehmen, sich aus dem besetzten Land zu versorgen, hatten sie zuvor Lothian verwüstet. Eduard II. wiederum ließ die Abteien von Holyrood und Melrose plündern und die in Dryburgh niederbrennen.

Erneut bemühte sich Robert I. um die Anerkennung durch England. Im Jahr 1323 traf er mit Andrew Harcla, dem Earl of Carlisle, eine Übereinkunft, um den Weg zu Schottlands Unabhängigkeit zu ebnen. Das Land sollte von allen Verpflichtungen gegenüber England befreit werden. Für den Fall, dass der englische König diese Forderung innerhalb eines Jahres erfüllen sollte, machte Robert I. bedeutende Zusagen. So erklärte er sich bereit, nicht nur die Sicherheit Nordenglands zu garantieren, sondern auch über die folgenden zehn Jahre hinweg jährlich 40 000 Pfund zu zahlen und ein Kloster zu gründen und zu unterhalten [Regesta Reg. Scottorum, V, S. 480, Nr. 215]. Diesen Vorschlag wies Eduard II. wütend zurück. Sein Zorn richtete sich vor allem gegen Andrew Harcla, den er hinrichten ließ.

Diese Vereinbarung mit Harcla legt ein beredtes Zeugnis von dem Dilemma des schottischen Königs ab. Robert I. hatte noch immer keine eigenen Erben und stand damit einerseits vor dem Problem der nicht eindeutig geregelten Erbfolge. Andererseits stellte die Weigerung des Papstes und des Königs von England, ihn als rechtmäßigen König anzuerkennen, ein großes Problem dar. In der Frage der Erbfolge hatte Robert I. zunächst eine Lösung gefunden, indem er seinen Bruder Edward 1315 zu seinem Nachfolger bestimmte. Nach dessen Tod richtete sich seine Hoffnung auf seinen Enkel Robert, den Sohn seiner ältesten Tochter Marjorie und ihres Mannes Walter Stewart. Doch war diese Lösung wenig dazu angetan, die noch immer bestehenden Ansprüche der Familien Comyn und Balliol zu entkräften. Die Macht Roberts I. basierte allein auf seinen militärischen Erfolgen und auf der unsicheren Unterstützung

durch frühere Anhänger von John Balliol. Roberts Sorgen um die Nachfolge hatten sich allerdings im Jahr 1324 mit der Geburt seines Sohnes David verflüchtigt.

Die politische Lage hatte sich dramatisch zu Gunsten Schottlands geändert, als Eduard III. (Kg. 1327-1377) den englischen Thron bestiegen hatte. Robert I. unternahm neue Einfälle nach England. Als die Engländer erfolglos versuchten, eine dieser Armeen zurückzuschlagen, stürmten die Schotten Norham, und es gab sogar Gerüchte, sie wollten Northumberland besetzen.

Am 17. März 1328 erreichte Robert I. endlich die so lange ersehnte Anerkennung durch England. Im Vertrag von Edinburgh wurde der Frieden zwischen England und Schottland erklärt sowie Schottlands Unabhängigkeit und der Thronanspruch Roberts I. anerkannt. Schottland zahlte im Gegenzug 200 000 Pfund. Überdies wurde die Verheiratung des schottischen Thronfolgers David mit Joan, der Schwester Eduards III. beschlossen [Regesta Regum Scottorum, V, S. 591, Nr. 342].

## *Schottland unter David II.*

Schließlich starb König Robert I. am 7. Juni 1329, und sein Sohn David II. (Kg. 1329-1371) bestieg noch als Kind den Thron. Nach dem Tod seines ersten Vormunds übernahm dieses Amt Donald, der Earl of Mar. Er hatte lange Jahre in England gelebt, und man sagte ihm Verbindungen zu den Gegnern Roberts I. nach, deren Land eingezogen worden war – den »Disinherited«. Diese unternahmen einen erfolgreichen Einfall in Schottland, wobei der Earl of Mar in der Schlacht bei Dupplin Moor fiel. Schließlich wurde am 24. September 1332 Eduard Balliol in Scone gekrönt, wodurch auch wieder Eduards III. Interesse an Schottland geweckt worden war. Balliol sagte dem englischen König für dessen Unterstützung große Teile Schottlands zu. Die mangelnde Unterstützung der Schotten nötigte Edward Balliol jedoch, sich bald schon nach Süden zurückzuziehen, doch der englische König startete 1333 eine neue Offensive. Die englische Armee belagerte Berwick und errang einen überwältigenden Sieg in der Schlacht bei Halidon Hill. Nun wähnte sich Eduard III. am Ziel, Schottland war Teil seines Reichs. Balliol unterstellte eine ganze Reihe ertragreicher schottischer Bezirke dem englischen König.

Nach einem siebenjährigen Exil in Frankreich kehrte König David II. wieder nach Schottland zurück, doch war ihm kein Erfolg beschieden. Nach seiner Gefangennahme in der Schlacht bei Neville's Cross 1346 verbrachte er die folgenden elf Jahre als Gefangener.

Mit dem Vertrag von Berwick 1357 erlangte David II. wieder die Freiheit, doch hatte er dafür 100 000 Pfund an den englischen König zu zahlen. Der Vertrag bedeutete zwar nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit Schottlands, garantierte aber für die nächsten Jahre ein Ende der kriegerischen

Auseinandersetzungen. Um 1350 kam der Plan auf, dem kinderlosen David II. einen der Söhne Eduards III. auf dem schottischen Thron folgen zu lassen, was aber vom schottischen Parlament abgelehnt wurde. Diese Nachfolgeregelung hätte auch eine Zurücksetzung des als Thronfolger bereits bestimmten Robert Stewart bedeutet. Dieser hatte sich zusammen mit den Earls von Douglas und March 1363 den Aufständischen angeschlossen, sich aber schließlich David II. unterworfen, um nicht das Recht auf den Thron zu verlieren. David II. war nach seiner Rückkehr darum bemüht, eine funktionierende Verwaltung in seinem Land aufzubauen. Um seine Macht zu sichern und auszubauen, mussten die führenden Clanchefs, die sich in der Zeit seiner Abwesenheit eine große Machtfülle angeeignet hatten, in ihre Schranken verwiesen werden. Als David II. im Jahr 1371 starb, war für Robert Stewart der Weg zum Thron frei. Die Dynastie der Stewarts sollte für 300 Jahre Schottland regieren.

Jörg Dendl

## *Literatur:*

Malcolm Barber, *The Trial of the Templars*, Cambridge 1978

John Barbour, *The Bruce*, A. A. M. Duncan (Hg.), Edinburgh 1997

A. D. M. Barrell, *Medieval Scotland*, Cambridge 2000

G. W. S. Barrow, *Robert Bruce*, Edinburgh 1988

Walter Bower, *Scottichronicon*, D. E. R. Watt (Hg.), Bde. 6 und 7, Aberdeen 1991/1996

G. A. Campbell, *Die Tempelritter*, Stuttgart 1938

Evelyn Lord, *The Knights Templar in Britain*, London 2002

Alan Macquarrie, *Scotland and the Crusades*, Edinburgh 1985

Colm McNamee, *The wars of the Bruces*, East Linton 1997

*Regesta Regum Scottorum*, Vol. V: *The Acts of Robert I.*

Edinburgh 1988 Bruce Webster, *Medieval Scotland*, London/New York 1997